Meister Johannes

R 5 17

Egon Hajek / Meister Johannes

„Wir Teutschen können nicht leben in der Lüge . . ." (Zu Seite 144)

H1593m

Meister Johannes

Aus dem Werdegang der Deutschen in Siebenbürgen

Roman von

Egon Hajek

Bildschmuck von

K. A. Wilke

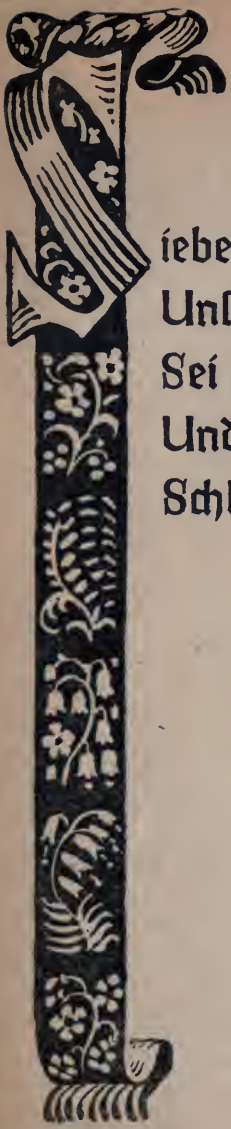
H 55447
24.12.46

8. bis 12. Tausend

Leopold Stocker Verlag, Graz und Leipzig

Alle Rechte, insbesondere die der Übersetzung, Dramatisierung und Verfilmung, vorbehalten. — 1942

Druck: „Steirerdruck", Steirische Universitätsdruckerei in Graz



Siebenbürgen, süße Heimat,
Unser teures Vaterland!
Sei gegrüßt in deiner Schöne,
Und um alle deine Söhne
Schlinge sich der Eintracht
Band!

Aus der Siebenbürger
Volkshymne

Max Moltke

Zur Einführung

Deutsche Heldenmär ist, was ich erzählen will. Heldenmär von deutscher Zähigkeit und deutschem Trotz in fremden Landen.

In jenen Tagen, da unsere Erzählung abläuft, wußten die Gelehrten noch keine Bücher zu schreiben über die heilige Einigkeit eines Volkes, aber das Blut hielt dicker denn alle kunstvollen Brücken der Gedanken. Hunderte, Tausende von Volksgenossen blieben unter volksfernen Stämmen deutsch und wußten sich eins mit dem Mutterland, indem sie aus den geheimnisvollen Quellen ihrer eigenen Urerinnerung schöpften.

Solches taten die Deutschen in Siebenbürgen, die man später die Sachsen geheißen hat.

Mögen andere Stämme ihre Edda und Saga preisen; sie ragen aus nordischem Boden hoch, wie ein machtvoller Birkenbaum helleuchtend aus düsterer Landschaft emporragt; unser „Helden-Lied" sind Städte und Dörfer, die heute noch, nach achthundert Jahren, dem einst stummen Einödland ein deutsches Antlitz schenken, Flüsse und Riede, Berge und Täler mit deutschen Lauten benennen, Himmelshöhe und Höllentiefe der Herzen mit deutschen Worten ansprechen. — Burg und Kirche, jene unüberwindliche Einheit, das ist unsere Saga, das sind unsere Heldenmären, Zähigkeit und kluge Bedachtsamkeit der Wall, darauf wir vertrauen. So erfahret, Brüder, wie die Väter an dem Freitum schufen, das wir Jahrhunderte hindurch bis an die Neuzeit zu eigen halten konnten.

Da war Meister Johannes Honter der große Führer, über dessen Wirken und Taten hier erzählt werde. Er zwang sein Volk zu jener Einheit des Glaubens und der Sprache, zu der das Deutsche Reich erst in der Gegenwart durch ungeheure Anstrengungen hindurch geleitet werden konnte. Er brauchte dazu kein Schwert, keinen Zwang, weder Ketten noch Kerker, allein durch die Macht seines Geistes nötigte er die Männer seines Volkes zu wahrer Einheit.

Schon damals erwarb das deutsche Volk Kolonien. Eher denn alle übrigen Staaten, die heute den Leib vollgepfropft haben mit Massen erhandelten Bodens, setzte sich das deutsche Blut in Bewegung, Pflanzungen seines Geistes zu schaffen aus dem Überfluß seiner Kinder. Deutsche Bauern zogen nach Osten, erarbeiteten Acker für Acker und schlossen Bündnisse mit den Königen des Landes, in dem sie die Scholle umwarfen. So entstanden die deutschen Kolonien, als deren erste und wichtigste jenseits der Reichsgrenzen die der Siebenbürger Sachsen gelten muß.

Warum soll nur das Meer allen Völkern frei und doch gemeinsam sein? Warum nur das Meer Grenze und Wall bilden, hinter dem sich Kolonien bergen können?

Als die Deutschen unter Geisa II. (1141—1162) und noch früher unter Stephan I. in das Ungarland einwanderten, gründeten sie in Siebenbürgen eine freie königliche Wehreinheit, schufen eine Kolonie zum Schutze der Krone. Ununterbrochen im Wandel der Jahrhunderte galt bei ihnen bis zur neuern Zeit das Wort aus der Urheimat fast wie ein Befehl; sie wußten sich auch im fremden Lande als unter dem Schutze des römischen Kaisers deutscher Nation stehend, der doch die ganze Christenheit beschirmte, auch Ungarn.

Schließlich kamen böse Zeiten, Türkenzeiten und Kriegsnot, da wilde, heidnische Völker ihren Arm nach der Gebirgsburg Siebenbürgens ausstreckten. Fast wäre damals die geistige Einheit mit der Mutter Heimat im Reich entzwei geborsten im Kampf um das neue Himmelreich, das dann Reformation genannt wurde. Lange schwankte die Kolonie in Siebenbürgen, welchen Glauben sie wählen sollte. „Bleibt im Hause der großen einen römisch-katholischen Kirche!", riefen die einen, „sie hat uns bisher wohl beraten und geführt, ist in allen Völkern heilig und hält die Welt der Christenheit unter ihren gewaltigen Spitzbogen straff zusammen. Seht die Dome an, die eure Väter bauten; sind sie nicht, vom irdischen Standpunkt beurteilt, für immerwährende Zeiten geschaffen, haben die Alten Winkelmaß und Kelle vergeblich so herrlich geführt? ..."

„Hier ist euer Ort, Brüder im Geist", riefen die andern, „hier bei Luther im Kampf gegen Papismus und werksüchtigen Eigennutz. Es ist ein helles Frühlingstönen in deutschen Landen, und Bruder Martinus singt herrlicher, deutscher denn alle Nachtigallen, die Welt folgt unserem Weckruf. Verwandelt die alten Dome in Trutzburgen des Kampfes für deutsches Wort und deut-

schen Willen. Weitab liegt euer Stamm von den Armen der Mutter, gliedert euch fester an uns!"

Und der Kampfruf und Widerstreit der Meinungen verhallte nicht ungehört in dem Sachsenlande Siebenbürgens.

Wie es nun kam, daß die Sachsen lutherisch wurden, wie es kam, daß sie sich spät und nach reiflicher Prüfung der Geister an Wittenberg anschlossen, um dann mit beispielloser Zähigkeit ihre gesamte Kirche zu einer Burg und einem Hort ihres deutschen Wesens auszubauen, das sei in den folgenden Begebenheiten berichtet.

Obwohl schon frühzeitig die Schriften Luthers nach Hermannstadt und Kronstadt gedrungen waren, sächsische Kaufleute brachten sie 1519 schon heim, entschloß man sich zu einer wirklichen Reformation erst in der vierziger Jahren des 16. Jahrhunderts, auch dann nur zögernd und von den äußern Umständen fast gedrängt. Die ungarischen Szekler, Mitbewohner des Landes, gingen im Laufe des 16. Jahrhunderts in Massen zur reformierten Kirche über. Sie fühlten mit dem feinen politischen Instinkt ihres Stammes den wesentlich deutschen Charakter des Luthertums. Ihre ungarische Losung hieß bald: Fort von der deutschen Reformation! Fort, so weit als möglich ...! Anders die Sachsen. Für sie war der Ruf Luthers ein Pfingstwunder der deutschen Seele in Gottes Wort. Als sie das einmal wahrgenommen hatten, blieben sie unbeirrt bei der Lehre des Augsburgischen Bekenntnisses, um allerdings erst im Jahre 1571 in der Formula pii consensus (Richtschnur der frommen und einhelligen Glaubensbeschlüsse) endgültig auch äußerlich lutherisch zu werden.

Soviel zur Einführung. Und nun beginne unsere Erzählung.

*

Der Orgelmeister Hieronymus

Leise Sommerwinde umfächelten die Stadt Kronen in Siebenbürgen. Man hat sie später Kronstadt genannt, aber was ein rechter Deutscher aus dem Burzenlande war, wußte recht wohl, daß sie eigentlich Kronen hieß.

Sie war die größte, volkreichste, festeste unter den deutschen Städten des Ungarnkönigs im Südosten Siebenbürgens.

Es ist ein sanftes Schwelen im Talgrunde um die Stadt, wenn die Äpfel und Birnen kostbar werden und sich anmutig röten. Dann neigt die Sonne, wärmespendend wie sie ist, ihren Mund und kost die Bäcklein der Früchte. Lange kann sie nicht über dem

Kroner Tal verweilen, denn in Ost und West türmen sich Berge hoch und verwehren ihr das Strahlen; wenn sie sich aber dareingelegt hat wie in eine Wiege, mustert sie gerne das deutsche Bürgertreiben, gleitet in ihrem unmerklichen Schritt über zierliche Blumenbeete hinter wetterharten Mauern und Gassen, schlüpft in Häuser und Gärten, Winkel und Straßen, tänzelt über Rinnsale und Wasserläufe, tupft in all das vielfärbige Treiben ihre kreisrunden, hellgelben Sonnenkringel und freut sich von Herzen, wenn je und je ein eifriger Meister am Amboß stillehält und verwundert die Augen niederschlägt, weil ihm solch ein Strählchen, das auf den blanken Stahl gefallen ist, die Augen blendet. Weiter gleiten die Strahlen zitternd und flackernd, denn die warme Luft bewegt sich in der Freude des Besonntwerdens aufwärts in die Höhe, schlüpfen über des Schneiders Tisch, eilen am fleißigen Leinenweber vorüber, verwandeln des Goldschmieds Werkstätte in ein Feenland und treiben's so weiter, bis sie einen Blick in die Schreibstube des Herrn Stadtkantors und Organisten Hieronymus Ostermayer werfen und verwundert wahrnehmen, daß dieser Jünger der holdesten aller Künste über seinem Tagebuch eingenickt ist.

Hieronymus, wach auf! Ei, siehe da, die Tinte in deinem Gänsekiel ist erst vor wenigen Minuten eingetrocknet, das breite Buch, in das er sonst alltäglich seine Bemerkungen einträgt, an dem er verbessert und das er immer wieder mit neuen Betrachtungen ergänzt, dient ihm als Kopfstütze, darauf der Arm zu liegen kommt. Eigentlich ein gutmütiges, frommes Angesicht, das auch im Schlaf die einfältige, unverbildete Seele eines liebenswerten Musenfreundes widerspiegelt.

Rings in der Stube sind auf Truhen und Tischen Notenblätter ausgebreitet. Ein ganzes Regiment von frisch kopierten Achtel- und Sechzehntelnoten steht kampflustig und fahrtbereit ins Land der Töne, unter dem Tische schnurrt der Kater Poseydon; er weiß die Sonnentupfen zu schätzen und legt sie gleichsam auf Zinsen ins

Sparbuch seines schwarzen Felles für den kalten Winter. Ein Zeisig blickt neugierig hinüber auf das Positiv, die kleine Hausorgel des Meisters, auf der er von Zeit zu Zeit so liebliche Töne erwecken konnte, daß dem armen Zeisig fast das Herzlein zersprang vor Lust und Leid. Weil nun aber das Positiv heute stumm blieb, brachte er auch keinen Ton aus der Kehle, bis die Sonnenkringel langsam und unhörbar immer näher rückten und — hopsa — mitten drin saßen in seinem Bauer. Da jauchzte der Zeisig auf.

Schon war Herr Ostermayer erwacht und blickte schlaftrunken um sich. „Ei, du alter Faulenzer", sprach er zu sich selbst, „sollst du des Herrgotts herrlichen Sommertag in deiner Stube verschlafen?" Mit einem Ruck stand er auf, daß der Kater Poseydon entsetzt aufsprang und das Weite suchte, trat an das Bauer des Zeisigs heran und schnalzte ihm aufmunternd zu. „Nun denn, mein Freund ... juble zu, und danke aus voller Brust deinem Herrgott! Auch wir Sachsen sind aus langem Schlafe erwacht, jetzt lebt sich's fein im Singegarten der Wittenbergischen Nachtigall!"

Er trat an das Positiv heran und spielte die Weise des Liedleins, das ihm eben durch den Kopf ging, aber je lauter er spielte, um so toller trieb es der Vogel, als wolle er ihn mit seinem Gesang übertreffen. Lachend ließ Hieronymus von seinem Vorhaben ab und holte die fuchsfellverbrämte Schaube von der Türangel, lüftete mit einigen aufatmenden Bewegungen Hemd und Halskrause und trat hinaus.

„Marte, mich drängt's hinaus, Gott in seinem Dome zu loben!"

„Ich weiß schon, alter Racker ...", tönte aus der Küche die tiefe Stimme seines Weibes ..., „dir ist wieder einmal die Stube zu enge ...", doch lag in dem Wort kein Vorwurf, kein keifender Zorn, als vielmehr lachendes Verstehen. Frau Marte hatte eine feine, milde Altstimme, die dem Stadtkantor nicht selten bei seinen musikalischen Veranstaltungen aushalf.

Hieronymus winkte ihr in den Gaden und war bald durch das Haustor auf die Straße getreten.

Da er in der oberen Burggasse wohnte, hatte er's nicht weit, aus der Stadt herauszufinden in den grünbewachsenen Anger. Immer blieb er, so sehr er's gewöhnt war, vor der trotzigen Mauerkrone bewundernd stehn, die weitausladend die Bastei überragte; so sehr mußte sich das deutsche Blut vor seinen nächsten Nachbarn schützen, um nicht verschlungen zu werden vom Heere der Ungläubigen. Stein auf Stein, Quader auf Quader hatten sie mühsam herbeigeschleppt und aufgerichtet, zum Zeichen ihrer Freiheit, hatten Mörtel gekocht, daß er steinhart werde, und in die Fugen gegossen, alles nur, weil sie bestehen wollten, in diesem fernen Lande bestehen wollten als Deutsche. Bitter schwer machten es ihnen die Nachbarn, aber die Kronstädter warfen trutzig Wall und Graben auf und hielten ihnen die Fäuste entgegen, wenn es nottat. —

Durch ein enges, verstohlenes Pförtlein verließ er die Straße und stand bald auf der helleuchtenden Wiese, da man in Kriegszeiten das Vieh zu sammeln pflegte. Jetzt aber grünte üppiges Gras darauf. Ein schmaler Fußpfad führte empor zum Zinnenberge. Voll innerster Heiterkeit folgte ihm der Meister ..., ihm war so leicht zumute, daß er sich seiner Wanderschaft erinnerte, wenn er langsam höherstieg und sich am Bilde dieser Stadt weiden konnte. Seine Wiege hatte in Großscheuern gestanden, doch hatte er hier unter dem schroffen Zinnenberge eine neue Heimat gefunden und war glücklich und zufrieden, nicht weil Kronstadt etwa der Inbegriff der Vollkommenheit auf Erden für ihn war oder weil sich's hier besser leben ließ als in Hermannstadt, sondern weil in diesem gesegneten Erdenwinkel Männer am Werk waren, Gottes reines Evangelium wider die Papisten zu verkündigen.

Mühsam und voll Anfechtungen war sein Lebensweg dahingeflossen, nichts hatte sich ihm leicht gefügt. Seit sich ihm aber das deutsche Evangel offenbart hatte, verwandelte sich sein In-

neres. Ostermayer galt für einen Sonderling; töricht, wer seine Zeit so unnütz vertrödelte und an die Bergabhänge lustwandelte, um in die blaue Luft hinaus zu sinnieren. Solches überließ man Jägern und Hirten, Zigeunern und anderem fahrenden Volk, das weder nützliche Hantierung verrichtete noch auf seßhaftem Boden verharrte. Herr Ostermayer, der Organist, zählte weder zu den einen noch zu den andern, bekannte aber freimütig, daß die schönsten Einfälle seiner Musika wie Eichhörnchen und Birkhuhn mitten im Walde geboren würden.

Rüstig schritt er auch heute aus und hatte bald sein Lieblingsplätzchen erreicht. Er warf sich auf den grünen Rasen und holte tiefaufatmend die würzige Luft in seine Lungen. Wie das wohltat!

Zu seinen Füßen lag die Stadt, die liebe, große, fromme, törichte Stadt, das deutsche Wunder am Ende Europas, mitten hineingelagert in die babylonische Wirrnis des Balkans, das letzte Ende der germanischen Faust, die, weit entfernt vom Mutterlande, dennoch gefürchtet und unbesiegbar schien wie je nur eine Pflanzung dieser Art innerhalb des Römischen Reiches Deutscher Nation. —

Von den ungarischen Königen gerufen, waren die Ahnen in Siebenbürgen einst eingewandert. Besonders unter dem König Geisa II. (1142—1162) hatten sie weite Strecken des Desertums (wüstgelassene Gegenden) mit den deutschen Pflügen wieder urbar gemacht, hatten Wälder gerodet, Sümpfe ausgetrocknet, Flüsse und Bäche eingedämmt, Burgen gebaut und dabei noch, wenn's not tat, mit dem Schwert den König vor seinen eigenen Untertanen geschützt; dafür hatten sie ein Freitum erhalten ad retinendam coronam (zum Schutz der Krone), durften ihre Pfarrer und Führer selbst aus ihrer Mitte wählen, waren niemandem untertan als nur dem Könige und lebten das Leben nach deutscher Sitte und deutschem Brauch, genug des Wohlseins für eine stattliche Reihe von Jahrhunderten. Über Kronen waltete aber ein beson-

deres Schicksal. Als der König Andreas II. von Ungarn sah, daß seines Reiches südöstliche Ecke den Horden der Tataren und Kumanen wehrlos offenstand, rief er den Deutschen Ritterorden nach dem Burzenlande, denselben, der dann später den preußischen Ordensstaat an der Ostsee geschaffen hat. Burzenland heißt die kleine, fruchtbare Hochebene um Kronstadt, nach dem Flusse Burzen, der sie durchströmt. Damals, zu Beginn des 13. Jahrhunderts, beherrschte Hermann von Salza den Orden. Machtvoll waltete das deutsche Ordensschwert in Siebenbürgen. Burgen wurden gebaut, Höhen befestigt. Von überall her aus den deutschen Gauen trafen neue Ansiedlerscharen im Burzenlande ein, und schon meinten die tapferen Ritter gewonnenes Spiel zu haben, denn sie stellten ihren neuen Staat unter des Papstes Oberhoheit und kündigten dem ungarischen König, ihrem Gastherrn, den Gehorsam. Da war ihr Werk zu Ende, die gepanzerten Männer mußten das Land verlassen, die Ansiedler aber blieben, rodeten und pflanzten weiter und wurden so zur Stammkolonie der Dörfer um Kronstadt, eingestreut in fremde Szeklerstämme und Walachenscharen.

Dies alles wußte Herr Ostermayer nicht. Längst war der Hergang der Einwanderung bei alt und jung in Vergessenheit geraten und die gelehrtesten Männer von damals meinten, die Sachsen seien Nachfahren der alten Goten oder Geten ...

Die Stadt war gewerbefroh und volkreich, ebenso wie die Dörfer rings; im Vorrang war Kronen unumstritten, im Handel und Wandel unübertroffen, an Reichtum und Macht den meisten voraus.

Als Hieronymus das Tal hinunterblickte, das sich nur an einer Stelle dem Andringen der Ebene freigab, blieben seine Augen an der Fülle der Befestigungen hängen, die in mächtigem Geviert das Innere der Stadt umschlossen. Daß nur Deutsche das Bürgerrecht in Kronen erwerben durften, sieht man aus der Reinlichkeit der

Straßen, trotz des nahen Morgenlandes. Durch die meisten Gassen fließen offene Bächlein, die, aus den Bergen in raschem Lauf zu Tal flüchtend, nicht nur dem Handwerk dienen, sondern auch den Abfall hinaustragen. Starke Basteien verwehren dem Eindringling die unerwünschte Teilnahme am Besitz, der sauer genug erkämpft und erworben war. Man schrieb das Jahr des Heils 1540. Das Rathaus hatte eben einen neuen Turm erhalten, war mit Farben bunt und sinnreich ausgemalt. Hell leuchtete der goldüberzogene Turmknopf in die Lande.

Hieronymus wehrte unmutig einen Gedanken ab. Immer, wenn er des Uhrturmes und des hohlen, glänzenden Knopfes darauf gedachte, fiel ihm gleichzeitig Herr Lukas Griengras ein, der Stadtschreiber, der sich so hochgelehrt dünkte und doch stocksteinhart im Herzen, dazu taub gegen die holde Musika in den Ohren war. Doch heute wollte sich der Organist seine gute Laune nicht verderben lassen, darum blickte er hinüber zur eigentlichen Stätte seiner Wirksamkeit, auf den gewaltigen Dom Unserer Lieben Frauen, damals noch helleuchtend aus Sandstein aufgerichtet, mit dem massigen e i n e n Turm, der zweite, der im Plane des Baumeisters vorgeschrieben war, konnte aus Mangel an baren Mitteln nicht ausgeführt werden. Aber auch so streckte der neue Turm sein hohes, in ein Achteck zulaufendes Haupt hoch in die Wolken, eisern und hart erhob sich auf der Spitze das Kreuz, das einfache christliche Kreuz des Westens, denn jenseits der allernächsten Berge kannte man nur griechische Kreuze mit den doppelten Kruken. Ja, bis in die nächste Nähe der Stadt hatten die griechischen Christen, meist Bulgaren und Walachen, sich bis an die Mauern herangeschoben. Aber sie blieben Knechte der Stadt Kronen, durften im Raume der stimmberechtigten Republik keinerlei Grundbesitz erwerben und wurden nur außenhin geduldet. Ob ihrem Kirchlein schimmerte ein blechernes Doppelkreuz, man hätte es von weitem für echtes Silber halten können.

Der deutsche Mariendom aber überragte jedes andere Bauwerk. Unter unsäglichen Mühen war das schwere Werk gediehen, der letzte gotische Dombau an den Pforten des Orientes und gerade deshalb deutschen Blutes, mit deutscher Kraft hochgetürmt, von deutscher Seele durchhaucht jedes Profil, jede Kannelierung. Weit ... weit ... im Abendlande stand dieses Domes nächster Bruder ... vielleicht in Wien als Dom zu St. Stephan ... Vielleicht in Kaschau oder Krakau, nicht einmal in Ofen, das doch des Ungarlandes Hauptstadt war. Reiches Maßwerk zierte die hohen Fenster, bunte Scheiben verwandelten das hochher flutende Licht in die Glut aller Regenbogenfarben. In der Höhe von zwanzig Klaftern schob sich auf den Eckpfeilern des Tores aus den Sandsteinblöcken je ein Heiliger hervor und segnete in treudeutscher Einfalt die Stadt da unten im Tale, die ihres Herrgotts Mutter mit solch einem kostbaren Gotteshaus geehrt hatte. Oben, zu Füßen des Daches, wo sich die Pfeiler mit dem Himmel zu berühren scheinen, hatten die Steinmetzmeister prachtvolle Figuren hingesetzt, die ein Konterfei allerlei schnurriger Einfälle boten, Menschen, Tiere, Schreckgestalten ... So wollten es die Vorbilder daheim am Rhein, und so taten's hier die getreuen Steinmetzmeister der Kölner Bauhütten. Stundenlang vermochte der Einzelne in der Betrachtung aller dieser Herrlichkeiten verweilen, auch wenn er nicht solch ein unverbesserlicher Träumer gewesen wäre wie unser Herr Hieronymus Ostermayer, Stadtkantor und Organist im ebenbesagten Dome; denn ihm wuchs das Gotteshaus zu einer riesigen Orgel empor, auf der nun, da sich im Reiche draußen die kirchlichen Dinge mit gewaltiger Schnelle zu Luthers Gunsten änderten, bald ein Reformationschoral erdröhnen sollte, dadurch das ganze Sachsenland hätte evangelisch werden müssen. Aber warum geschah doch nichts?

Noch immer wollten die Herren der Stadt nicht zur neuen Lehre überlaufen, obwohl sie sich geheim zu Luther bekannten.

Ostermayer schüttelt, vor sich hinsinnend, mißbilligend das Haupt. Magister Johannes Honterus, der große, weise, freundliche Ratsherr, der allerlei gar feine Büchlein in die Welt gehen ließ aus seiner neuen Druckerei, meinte noch immer zögern zu müssen. Er, Hieronymus Ostermayer, hätte am liebsten heute schon in alle Welt hinausgerufen und von der Spitze jenes Ratsturmes bekanntgegeben, daß die Reformation eigentlich schon gesiegt habe.

Er war aufgestanden und trat den Heimweg an. Ganz leise summte es ihm wieder in den Ohren, und ihm schien es, als werde sich ihm wieder die Eingebung eines neuen Liedes zur Ehre Gottes offenbaren, deshalb hatte er es vielleicht eilig, heimzukommen und am Positiv die ersten Töne zusammenzusetzen, das heißt, zu komponieren. Seine Schritte lenkte er gegen das Katharinentor. Es war ein mächtiger, weitausladender Fuchsbau von Gängen, Unterschlüpfen und Verteidigungsanlagen, mit einem viereckigen Torturm geziert. Vier Seitentürmchen und ein Mittelturm bekundeten, daß die Stadt den Blutbann besaß. Es war kein Zufall, daß man dieses Zeichen einer strengen Oberherrschaft gegen die meist etwas unruhigen Obervorstädter Anrainer aufgerichtet hatte. Dort lebten Bulgaren und Walachen, die noch aus der Zeit, da man den Dom baute, im Schutz der deutschen Stadt angesiedelt worden waren. Sie sollten wissen, daß in diesem Tale der Deutsche herrsche und auf Recht und Gerechtigkeit hielt. Von Zeit zu Zeit war's gut, wenn sie den Galgen sahen ...

Ostermayer war an den Stadtgraben herangetreten, als durch das innere Tor Herr Lukas Griengras nahte. Des Organisten Gesicht umdüsterte sich. Daß ihm gerade dieser Hohlkopf erscheinen mußte! Doch da gab's kein Ausweichen, und schon standen beide einander gegenüber. Lukas Griengras hatte ein Kleid an, wie es nur Herrenleut zu tragen pflegten. Er war Patricius, und wenn jemand das nicht gewußt hätte, so hätte er's an der hochmütig in den Himmel gereckten, etwas breitgestumpften Nase erkennen

können. Er schwitzte unter der reichen Pelzverzierung, aber es war nun einmal so Sitte, daß vornehme Leute Zobel tragen mußten. Seidene Troddel hingen an seinen Beinkleidern und ein reichvergoldeter Gürtel umspannte seinen Leib.

Ostermayer verneigte sich grüßend. „Wohin des Wegs", fragte er verbindlich den Stadtschreiber, „wohledler Herr, Ihr scheint es sehr eilig zu haben ... will Eurer Zeit nit im Wege stehn ..." Lukas Griengras machte sofort halt und trat mit wichtiger Miene näher an den Organisten heran. Wie es schien, war er trotz seiner Eile einem Plauderstündlein nicht abgeneigt.

„Zeit, geliebter Orgelschläger, haben heutzutage nur Herren von Eurem gottseligen Stande, die keine andere Nöte kennen, als ihre Musikam zu treiben oder über ein neu Gesätzlein zu meditieren. Wir Leute vom hohen Rat haben andere Sorgen."

Um den Mund des Orgelmeisters zuckte ein schalkhaftes Lächeln: „Ei, so lasset mich auch ein Teilchen erfahren von all der Sorge um die allgemeine Sache, Ihr wisset, daß ich bei unseren Herren Stadträten nit gar so übel angeschrieben bin."

Der Stadtschreiber brannte vor Begierde, seine Neuigkeit an den Mann zu bringen. Doch blickte er zuerst prüfend dem Organisten unter die Brauen. Nichts war da zu sehen als Treuherzigkeit und Biedersinn. Ja ja, er wußte, daß dieser Magister Honterus unbegreiflicherweise sein Vertrauen dem Organisten zugewendet hatte, obwohl dieser seinem Stande nach mit Fug und Recht eher den Querpfeifern und Turmbläsern, also eigentlich den Zigeunern, hätte zugerechnet werden müssen als ehrsamen Ratspersonen. Dann platzte er unvermittelt heraus:

„Des Königs Majestät ist zu Tode erkrankt, die Ärzte haben keine Hoffnung mehr ..."

„Dann hätten wir ja endlich den deutschen König Ferdinand, den wir früher also ersehnten ...!", frohlockte Ostermayer.

„Da sieht man wieder, Herr Stadtkantor, wie Ihr so gar

nichts von der höheren Politika versteht ... So einfach liegt die Sache nicht ... der deutsche Kunig ist fern ... ich wett, der walachische Woiwode wollte mehr denn zehen Gulden Botenbrot für die Nachricht schenken, die Ihr so mir nichts, dir nichts, erfahret. Es ist eben wahr. Man soll die Perlen nicht vor die ..."

„Halt, Herr Stadtschreiber, Ihr sollt ohne Lohn nicht bleiben, ... will's mir hinter die Ohren schreiben und Euch ein feines Liedlein setzen, das unsere Academici bald straßauf, straßab über Euren Hochmut singen werden ..."

„Verschont mich mit Euren lächerlichen Anmaßungen ... es hat gewiß tüchtigere Orgelmeister gegeben, als Ihr es seid ..."

„Wie Ihr meint", sagte Ostermayer lachend. Der grimmige Hohn seines Feindes konnte ihn nicht verletzen. Ja, nun mußte sich alles wenden. Wenn König Johann Zapolyai starb, dann durfte man wieder mit dem deutschen König Ferdinandus aus dem deutschen edlen Geschlechte der Habsburger rechnen, dann war ja wieder alles gut, dann konnte der neue deutsche Glaube Martin Luthers frei verkündigt werden, dann hatte ja Bruder Martinuzzi, der allmächtige Mönch am Hofe Zapolyais, ausgespielt.

Griengras hatte den Orgelmeister grußlos verlassen. Dieser wandte sich dem finsteren Tore zu, in dessen dunklen Schatten er wieder der Besonnenheit der Stadtväter gewahr wurde. Listenreich und schier uneinnehmbar war die Pforte angelegt. Eherne Feuerschlangen lagen zur Abwehr bereit. Steinkugeln daneben.

Sollten nun wieder Krieg und Kriegsgeschrei das Land Siebenbürgen erfüllen? Sollte wieder edles deutsches Blut, das den Kitt gab für den Zusammenhalt aller anderen Nationen, daselbst verspritzt werden, damit ein blutsfremder König den Thron der Arpaden besteige? Wogen denn Recht und Vertrag so leicht, daß sie der erste Windstoß hinwegfegen konnte, als bestänben sie nicht?

Während Hieronymus die Heiligleichnamsgasse hinunterschritt, sah's in seinem Herzen finster aus; als er sich aber dem Markt näherte und das muntere Gewimmel von Pferden und Wagen beisammen gewahrte, wurde ihm lichter ums Herz. Er sah die trotzigen Stadttrabanten mit ihren starken Speeren rings für Ruhe und Ordnung sorgen. Da faßte er wieder Mut. Nein, diese Stadt durfte nicht unterliegen ... Gott wollte es nicht!

Beherzter griff er aus, da lief ihm eine Schafherde entgegen. Sie verstellte ihm unter der Führung des Hirten für eine Zeit den Weg. Schon wollte er unwillig weitereilen. Da machte ihn ein leiser Gesang aufhorchen, fremdartig, aus fernen Zonen erklangen

die Weisen; ein Hirte sang sie, der andere blies auf einer einfachen Holzflöte dazu. Die Schafe lauschten, hielten einen Augenblick lang inne und trotteten dann zögernd weiter. In den Sinnen des Orgelschlägers dämmerte etwas von der Seele der Urbevölkerung empor ... heute noch ein geringes, kaum vernehmliches Klingen, ein schwärmerisches Klagen, morgen vielleicht schon ein deutlich vernehmbarer Chor, der sein Recht forderte, in ferner Zukunft endlich die Herren dieses Landes, denen das deutsche Freitum mitten in ihren Gauen ein Ärgernis bereitet, das ausgerottet werden muß.

Die neuartige Melodie ließ ihn nicht los, und während er gemächlich weiterschritt, formte sich bei ihm der Eindruck des Liedes zu einer festen Taktart, gewann an Rundung und Fülle, kreuzte sich in kontrapunktischer Vereinigung mit einem soliden deutschen Orgelthema und ward so, ehe er sich's versah, zu einem brauchbaren Meisterwerklein gesponnen, das sich hören lassen konnte. Siehe da Balkan und deutsches Wesen in friedlicher Zweiheit!

Da stand er denn auch mitten in der Schwarzgasse vor dem Hause des Meisters Johannes, des ehrsamen Ratsherrn und Buchdruckers, seines hohen Gönners und Freundes. Das war nun einmal so bei ihm Brauch, wenn er etwas auf dem Herzen hatte, trugen ihn seine Beine, ohne daß er's recht wußte, wie von selbst vor das Haustor des gütigen Meisters.

Die Schwarzgasse war den Weiß- und Lohgerbern zugewiesen, und wer dort als Fremder verweilte, dem stach der Berufsdunst dieser ehrbaren Zunft unweigerlich in die Nase, und das Bächlein in der Straße, anderswo ein klares, bewegliches Rinnsal, wälzte hier dunkel verfärbt die Überreste der Lederergilde von Stein zu Stein.

In dem Hause des Meisters Johannes Honterus aber stand das Gewerbe, das einst auch hier gewaltet hatte, still. Im düsteren Torweg lagen Bleiklumpen und Pressen übereinandergeschichtet, merkwürdig geformte Schraubengewinde und Muttern, fast hätte

man gemeint, zu einem Hexenmeister eingetreten zu sein, doch breitete sich von hier echte, geisterhellende Wissenschaft aus, es war das Haus eines Buchdruckers, des ersten im ganzen Ungarlande.

„Ei, tretet nur näher, Herr Ostermayer", rief eine helle Stimme aus dem dunklen Torgang unserem Orgelschläger entgegen. „Meister Johannes wird Euch sicher gerne empfangen."

Es war Herr Valentin Wagner, der also rief, des Meisters Lieblingsschüler, fast ebenso gelehrt und wohlerfahren in der Kunst Gutenbergs wie Honter selbst.

Erfreut folgte Ostermayer dem Manne, der es sich nicht nehmen ließ, den Besuch ins obere Stockwerk zu geleiten, wo Meister Johannes seine vertrauten Freunde zu empfangen pflegte.

Honter saß tief in die Lektüre eines seiner eben neu erschienenen Druckwerke versunken, so daß er den Eintritt des Organisten nicht bemerkte. Dafür hatte Frau Anna, die Gattin des Meisters, ein feines Ohr. Sie blickte auf, und nun traf den Orgelmeister ein warmer aufleuchtender Blick. Er war im Hause des Ratsherrn Honter gerne gesehen. So sehr war sie mit den Wünschen ihres Eheherrn vertraut, daß sie nun fast lautlos aufstand, um das Mädchen, das an ihrer offenen Brust eingeschlafen war, ins Nebenzimmer zu bringen und das Gespräch der beiden Herren nicht zu stören. Auf das Geräusch hin blickte Honter auf.

Sein voller, offener Blick traf den Besuch. Es war ein ernstes, von einem dunklen Vollbart umrahmtes Angesicht. Weisheit und Würde paarten sich in ihm. Leicht war das Haupthaar an den Schläfen ergraut, man hätte den zweiundvierzig Jahre zählenden Meister für bedeutend älter halten können, sein Nacken trug etwas gebeugt die Last ernster Sorgen, vielleicht auch leiderfüllter Erfahrungen, deren Überwindung ihn manchen innern Kampf gekostet haben mochte. Dazu war die Stirn marmorblank und ebenmäßig gewölbt, alles, alles, was Leid und Schmerzen beinhalten mochte,

lag weit zurück. Lange Wanderjahre und viel Wirrnis lagen dazwischen ... Endlich hatte er Ruhe gefunden im Kreise seiner Familie, seiner Kunst, seiner Liebhabereien, seines unangefochtenen Besitzes, war Lektor an der lateinischen Schule und Ratsherr in hohen Ehren ... Was konnte ihm die Zeit noch bringen?

„Tretet näher, Ostermayer, seid willkommen ...!" sprach er. Der Orgelmeister zauderte nicht mehr und ließ sich auf den Sessel dem Meister gegenüber nieder ...

Sein erster Blick fiel auf das Buch. „Wieder ein neues Werk Eurer Offizin? Kaum daß ich mich einige Tage bei Euch nicht zeige, ist schon wieder flugs ein neu Werklein geboren."

Honter lächelte. Ihm behagte die kindliche, offene Art des Organisten stets, und es war ihm eine Erholung, mit ihm zu plaudern. „Darf man sehen, was es geworden ist?" setzte jener fort, hielt aber dann inne, denn es war Griechisch, was ihm in flimmernden Buchstaben vor den Augen tanzte ... Nun freilich, Meister Johannes verstand alles, auch das vertrackte, schwierige Griechisch.

„Es ist eine Ausgabe der Hauptgedanken des Nilus ..."

Ostermayer starrte ihn bewundernd und verständnislos an ...

„Nilus? ... Nilus? ... Ich mochte bis dahin glauben, daß dies der Name eines Flusses im Lande Ägypten ist ..."

„Freilich, Ostermayer, doch heißt ein griechischer Mönch ebenso, der recht kluge und verständige Gedanken über die Religion und das tugendliche Leben geschrieben hat. Erst kürzlich brachte mir Herr Johann Benkner das Buch des Urtextes her, das er aus einem griechischen Kloster der Moldau um etliche Dukaten erworben hat ..."

„Meister ... Meister Johannes! Vergönnet mir, Eurem herzlichsten Verehrer, ein freies Wort ... Ihr druckt alte katholische Kirchenväter ... Gott weiß, woher sie stammen, Mönchslehren, während die Erde an allen Ecken und Enden brennt. Heute will

man Luther hören, nicht ... Nilus ... Was hat uns schon Nilus zu sagen?" Er war aufgesprungen und stand mit Lippen, die vor Erregung zitterten, vor dem Ratsherrn ... „Wißt Ihr schon, daß des Königs Majestät schwer erkrankt ist, daß wir stündlich mit seinem Ableben zu rechnen haben? ... Dann kommt die große Zeit, in der wir das Wort ergreifen, wir, die Anhänger der neuen Lehre ..."

Honter hatte ihn ruhig angeblickt, forschend ruhte sein Auge auf dem Antlitz des Orgelmeisters ... ein leises, verstehendes Lächeln, kaum merkbar, huschte über die Mundwinkel.

„Kennt Ihr Euren alten Honter so wenig, Ostermayer, daß Ihr ihm zutraut, er habe geschlafen, während der Teufel wie ein brüllender Löwe das Haus umschreitet ... Mit nichten! Lasset erst einmal die Studenten den Nilus richtig verstehen, er ist eigentlich gut evangelisch, ein Freund des Wortes Gottes, ein Prophet, solche Schriften tragen in unscheinbarem Gewande die Wahrheiten des neuen Glaubens weit hinein unter Feind und Freund ... Sie werben, bekehren, und wenn die große Stunde einmal da ist, daß wir freie Hände haben, dann dürfen wir die Saat ernten, die von diesen unscheinbaren Werklein ausgestreut wurde ... Wir brauchen vor allem Ruhe und Klarheit, nicht überstürztes Tun!"

Ostermayer war wieder in den Sessel gesunken, was ging doch von diesem Mann für eine Kraft des Geistes aus, der niemand widerstehen konnte! Kaum hatte er seinen Mund aufgetan, so war's, als herrsche Wärme und selbstverständliche Unterordnung unter den Willen des Bedeutenden.

„Gewiß ...", stammelte Hieronymus, „Ihr habt wieder alles weislich vorher bedacht ... ehe wir andern aufbrausend vorwärtsstürmten und uns vielleicht eine Niederlage holten ... Doch, nun ist der König tot ... jetzt ist die Lage eine andere ... jetzt wird die Zeit zum Handeln gekommen sein."

„Wer hat Euch gesagt, daß unser König Hans gestorben ist?

Vorläufig ist er nur schwer krank ... Lukas Griengras sprach doch nur von Krankheit? ..."

„Nein, Freund, des Königs Majestät ist gestorben!" — — Eine fremde Stimme erklang plötzlich im Raume. Niemand hatte wahrgenommen, daß Herr Johann Fuchs eingetreten war und die letzten Sätze des Gespräches erlauscht hatte ...

Beide, Honter und Ostermayer, waren aufgesprungen ... „Woher die Nachricht?" fragte Ostermayer. — „Eben kam ein reitender Bote ins Rathaus ... aus Mühlbach brachte er die Nachricht ... Johannes Zapolyai, König von Ungarn, starb vor wenigen Tagen in der sächsischen Stadt Mühlbach an der Ruhr."

Erschüttert standen die drei Männer im Gemach. Sie mochten dem aufgezwungenen, fremdblütigen Fürsten nicht eben wohlgesinnt gewesen sein, war er es doch, der die Herrschaft der Habsburger in Siebenbürgen vorläufig unmöglich gemacht hatte, dennoch hörten sie die Nachricht nicht ohne Bewegung. Sie fühlten alle drei, daß mit dem Tode des alten Königs eine neue Zeit angebrochen war, die für das Sachsenvolk wichtige Entscheidungen verlangte.

„Gott schenke ihm die ewige Ruhe", sagte Honter.

„Und das ewige Licht leuchte ihm", setzte der Kantor fort.

Der Ratsherr und Kapitän der hörigen Dörfer, Hans Fuchs, war ein kräftiger und willensstarker Mann. Buschiges, rotbraunes Haargeflecht zierte seine Stirn, die Züge um seinen Mund vermochte man nicht zu erkennen, denn ein roter Bart umrahmte ihn, tiefliegende, blitzende, blaue Augen verrieten den echt deutschen Stamm dieses Mannes. Hohe Stiefel aus rotem Saffianleder, braune Hosen und ein Brokatrock, nach siebenbürgischer Art mit silbervergoldeten Knöpfen eng verschlossen, ließen auch äußerlich erkennen, daß der Kapitaneus auf Würde hielt. Fuchs war seinem Handwerk nach Goldschmied. Auch er war im Hause Meister Honters kein Fremder, ja, alle Welt wußte, daß Honter und Fuchs zusammengehörten wie die rechte und linke Hand eines Leibes.

„Nun, nehmt Platz, Herr Kapitaneus, wenn's beliebt ...", unterbrach Honter die Stille.

„Mein erster Gang führte mich heute zu Euch, Honter, damit Ihr als erster die Botschaft erfahret ... Ich glaube, die Zeit des Handelns ist gekommen." Fuchs war des Herrschens so sicher, daß seine Rede kurz und gemessen blieb, auch wenn er erregt war.

„Wer hat die Regentschaft im Reiche Siebenbürgen inne, da doch die Königin Isabella vor kurzem ihrem Gatten seinen ersten Sohn schenkte?" Honter hatte wie aus der Ferne geredet ...

„Unser Todfeind, der Martinuzzi, des Reiches Siebenbürgen Kronstatthalter, der grausame Paulinermönch aus Dalmatien, der jahrelang den König und die Königin gegen uns aufgehetzt hat. Nun ist der König tot. Es beginnt die Herrschaft des greulichen Pardeltieres, von dem Daniel berichtet." — Fuchsens Augen brannten.

„Was gibt es da lang zu schwanken? Wenn Ihr, Honter, es wollt, ist Kronstadt morgen lutherisch ... Nun auf zum Kampf fürs reine Wort! ..."

Seine Augen blitzten und das Prunkschwert an seiner Seite gab einen leisen, zustimmenden Klang.

Honter hatte sich wieder in seinen Lehnsessel gesetzt, wieder waren es die rätselhaften Züge, die sein Antlitz zu Zeiten bedeutend älter erscheinen ließen, als es wirklich war.

„Noch ist die Zeit nicht reif! ...", sagte er und seine Augen schlossen sich, als sei er müde ...

„Nicht reif ... nicht reif ...", schrie Fuchs auf, „seit wieviel Jahren sagt Ihr mir das, Meister, wir werden älter und älter, immer noch das gleiche Wort, daß die Zeit nicht reif sei ... ich sage Euch, wenn wir's nicht jetzt tun, wird es zu spät ..."

Auch Ostermayer blickte betroffen zu Johannes auf. Ihm schien es deutlich, daß der Ratsherr Honter diesmal geirrt habe.

„Wollt Ihr meinen Rat, so hört ihn! Es ist nicht so weit, daß

„Wenn wir's nicht jetzt tun, wird es zu spät..."

wir handeln könnten ..." beharrte Honter, „noch deuten die Zeichen auf keinen Sieg ..."

„Ihr seid uns darüber Rechenschaft schuldig", setzte Fuchs fort, langsam glätteten sich seine Züge, er hatte sich wieder in der Gewalt, seine Leidenschaft ward durch seinen Willen gedämpft.

Darauf begann Honter, wie aus tiefer Versonnenheit: „Wir sind ein kleines, zerstreutes Volk deutschen Stammes, hier mitten in fremdem Land und unter abgöttischen Feinden; wenn wir nicht fallen wollen, heißt es zu allererst die Einheit bewahren. Wird unser Volk in zwei Parteien zerrissen, so hält der Teufel über uns frohe Hochzeit. Deshalb ruhig Blut, Freunde! Nichts übereilen! Gewiß, der König ist tot, aber Martinuzzi hat die Macht in der Hand, ärger denn je lauert unser Feind; wollt Ihr, daß kostbares deutsches Blut fließen soll um des Glaubens willen?"

„Wir müssen uns entscheiden, ehe Ferdinand von Österreich eingreift und uns zur katholischen Kirche zwingt, wie er seine Länder gezwungen hat!" warf Fuchs ein. Honter erwiderte: „Und unsre eignen Leute? ... Jeckel und seine Partei brennen und warten nur darauf, einen Bildersturm zu veranstalten, davon unsere gesamte Kirche in Trümmer gehen kann ... Wer um des Glaubens willen ein Schwert zieht, wird mit dem gleichen Schwert geschlagen werden, nein, noch ist es nicht so weit ... noch haben wir die innere Ruhe nicht gefunden ... Erst wenn alle Sachsen ... versteht mich, alle Sachsen ... im Herzen der neuen Lehre Luthers zugetan sind ... wollen wir in Kronen den Schritt wagen. Ich will lieber ohne den Himmel mit meinen Volksgenossen zusammen sein, als ohne sie die Herrlichkeit Gottes genießen ... Habt Ihr vergessen, Herr Fuchs, was wir im Jahre 1529 erleiden mußten, als unsere **Factio germanica** (Deutschgesinnte Partei) in die Verbannung gehen mußte, habt Ihr vergessen, wie bitter das Brot der Übereilung schmeckt? Nun, so mäßiget Euch und überlasset unserm

Herrgott auch ein Stücklein Arbeit, er wird's wohl machen ..."

„Mir scheint, Ihr habt so unrecht nicht ...", fügte Fuchs nach einigem Schweigen hinzu ... „Und überdies, der alte Lux lebt noch ..."

Vor die Augen aller Freunde trat das Bild des Mannes, von dem Fuchs eben gesprochen. Es war dies der alte Stadtrichter Lukas Hirscher, der Herr über Leben und Tod in der kleinen deutschen Republik im Zinnental. Klein war er von Gestalt, aber gewaltig an Geisteskraft, zorngemut und heißblütig wie alle Edlen aus den Patrizierstämmen dieser Stadt, katholisch gesinnt, aber volksbewußt und bereit, sein Herzblut zu verschenken für das Wohl seiner Heimat ... Nun war er seit einem Jahre amtsmüde geworden und hatte zu seinem Nachfolger nicht Hans Fuchs, wie alle erwartet hatten, sondern den groben Lederer Draudt wählen lassen. Den Hans Fuchs haßte er. Er war ihm zu nobel, zu gebildet, zu katzenschlau; ihm, dem Alten, war es gegeben, mit der Faust dreinzuschlagen und Menschen und Vieh im Ungehorsam bei lebendigem Leibe zu zermalmen. Nun lag er krank darnieder, aber immer noch mächtig genug, um im Zorn aus seinem Loche zu fahren und alle Andersdenkenden niederzuwerfen.

„Ja ... gewiß ..." — an den alten Lux hatte der feingekleidete Ratsherr nicht gedacht.

„Also heißt es wieder warten ...", drang es zähneknirschend aus seinem Munde ... „wieder zusehen, wie die andern Städte im Reich ihre Gerechtsame auch der Kirche gegenüber wahrnehmen und nur wir, die alte Kronstadt, zurückstehen ..."

„Kurze Zeit noch ... Herr Fuchs, ich fühle, daß der Wind nun frischer weht ..."

Da scholl aus der Gasse ein lautes Geschrei.

Die drei Männer hatten nicht gemerkt, wie sich vor dem Hause Honters eine große Volksmenge versammelt hatte. Sie tobten und wollten Meister Johannes sehen.

Von der großen Kirche her erscholl dumpfes Trauergeläute. Ringsum hatte man vernommen, daß König Hans das Zeitliche gesegnet hatte, aber die Nachricht erfüllte alle Herzen mit Unruhe. Man fürchtete den Krieg, deshalb waren sie zu Honter, dem weisen Meister, gezogen und warteten auf ein Wort.

Honter trat ans Fenster. Mit einem Male erstarb das Gemurmel. Und er begann: „Ich danke euch, Mitbürger, Freunde und Älteste unseres Volks, für euer Kommen, für euer Vertrauen. ... Noch aber kann unser Herzenswunsch nicht erfüllt werden, noch heißt es Geduld haben und Frieden halten mit Gott und den Menschen ... Deshalb wünschen wir, daß der Ton unserer Glocken sich nicht mische mit dem Fackelschein des Kriegsbrandes. Laßt uns für unsern toten König beten!"

Langsam hob er sein Käppchen vom Haupt und betete laut und vernehmlich das Paternoster und das Ave Maria, zuerst lateinisch, dann deutsch-sächsisch. Niemand unterbrach ihn, niemand störte ihn.

So verweilten sie eine Zeitlang ...

Unterdessen blieb Griengras nicht untätig. Während er durch die Straße ging, gab er bald diesem, bald jenem seiner Bekannten zu verstehen, was er wußte, zögerte auch mit der eigenen Meinung nicht, und es mochten wenige Stunden verflossen sein, so hatte sich in der Stadt das Gerücht durchgesetzt, daß der König gestorben sei, noch bevor die große Glocke geläutet wurde. Die Weber rotteten sich daraufhin in der Bastei des südlichen Ausganges zusammen. Sie waren die Führer im Streite um das neue Wort Gottes und ergriffen den Augenblick und dessen Tragweite zuerst.

In dem hohen, winddurchfegten Bau, in dessen Stockwerken die Stücke und Steinkugeln zu Haufen lagerten, bereit, den Feind mit grimmiger Abwehr zu empfangen, befand sich ihre geräumige Stube. Die schmucken deutschen Sprüche an den Wänden, die wohlgeformten Eichenmöbel und alle die buntbemalten Krüge,

denen bei fröhlichen Anlässen ein reichlicher Gebrauch zukam, zeugten vom Reichtum der Zeche.

Nikolaus, auch Klaus genannt, ob seiner Hünenhaftigkeit unter den Webern ausgezeichnet, ergriff bald das Wort: „Dieweil Ihr, geliebte Brüder unserer ehrsamen Zech, erfahren habt, daß unser guter König Hans das Zeitliche gesegnet hat — Gott lasse ihn selig ruhen! Er hat uns die Scherben nicht selten zuhauf zerschlagen und unserer ehrlichen Stadt viel Ärgernis be-

reitet —, wollen wir nun dazusehen, daß wir endlich zu der Reformation an Haupt und Gliedern kommen, deren wir bedürfen. Es muß heraus, das freie Evangel, und sollt es dem Teufel noch so sauer werden. Da treiben sie noch immer mit den Oblaten Spott, kriegen, wenn Ostern wird, noch immer Lust auf unsere Braten und Geflügel und füllen sich den Bauch mit unseren Würsten. Ei der Daus, warum sollen wir solches nicht selber essen? Und der Herr Jeckel, unser Stadtpfarrer, er brennt ja selber vor Eifer und Reformation, was er kann, damit ihm die Semmeln hübsch warm bleiben!"

Die Rede ihres Meisters hörten die Leineweber mit beifälligem Gemurmel an. Nichts focht sie hier in den sicheren Mauern ihrer Bastei an und sie vermeinten sich so sicher vor fremden Ohren, daß sie schier jede Furcht vor dem hohen Rat verloren und munter Ja sagten. Einer unter ihnen aber suchte sein Pfündlein ins Trockene zu bringen. Krespel, der Ratsdiener und Basteihüter, der in friedlichen Zeiten ein Häuslein samt Stube innerhalb der Mauern der Bastei hatte, merkte gar bald den freien Ton im Gehaben seiner Meister. Er lief deshalb, was das Zeug hielt, zu Herrn Draudt, der eben Stadtrichter war, und rief ihm außer Atem zu:

„Herr, greift zu, die Weber treiben Bosheit und Aufruhr, sie meinen jetzt, da der König gestorben sei, müsse man evangelisch werden, Herr Lukas Griengras selbst, der Schreiber ..."

„Hört mir von diesem Manne auf zu reden ...", grollte Draudt, „wisse, daß wir gut katholisch bleiben, wir alle! Ich, der Richter von Kronen, beauftrage dich, den Weibel der Weberbastei, den ehrsamen Meistern kundzutun, daß noch viel Wasser durch die Weberbastei rinnen muß, ehe wir die heilige römische Kirche verlassen — wer nicht gehorcht, wird gehenkt!"

Der Wächter hatte den Befehl kaum vernommen, als er mit der gleichen Eile abzutreten suchte, mit der er Einlaß begehrt hatte.

Es trieb ihn fort, der Burggasse zu; jetzt hatte er das Übergewicht, und sein volles Herz blähte sich in dem Bewußtsein, den langen Leinewebern eine bösliche Nachricht zu bringen, die etwas Wasser in ihren Wein gießen mußte. Ohnehin war ihm dies ganze Gehaben der Lutherischen in den Tod zuwider. Er hatte bei seinem Freunde Rupertus, der Mönch bei den Dominikanern war, manch fröhliche Stunde zugebracht und freundliche Rede unter dem Weinfaß der hochwürdigen Herren gesponnen, nun sollte das alles zu Ende sein? Da sei Gott vor!

Die Weber waren auf dem Höhepunkt ihres Eifers angelangt; bis weit in die Straße hinein vernahm man den Lärm, der aus der Bastei hervorquoll. Krespel marschierte mit hartem Schritt. Es dröhnte ihm förmlich im Herzen vor Freude über den Auftrag, den er erhalten hatte. Wenn der Stadtrichter nicht wollte, gab's in Kronen keine Reformation; wuchtig setzte er Ferse vor Ferse und achtete kaum der reichlichen Brunnenpfützen, denen er sonst ausgewichen wäre; nun aber, da er die Botschaft eines Richters ausrichten durfte, stapfte er mitten hinein, daß hundert Tropfen aufsprühten.

Dann betrat er den Zunftsaal, als sei er einer der Meister. Diese waren gerade dabei, die Redner zu wählen, die sie an den Rat mit ihren stürmischen Bitten senden wollten. Krespel wollte ihre Rede flugs unterbrechen, aber da kam er übel an. Der lange Nikolaus nahm sich einen Anlauf, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre Krespel mit einer tüchtigen Maulschelle aus diesem Abenteuer hervorgegangen, wenn die übrigen Meister nicht den langen Klaus im letzten Augenblick zur Vernunft gemahnt hät-

ten. Man bedeutete Krespel, den schuldigen Respekt einzuhalten. Dieser aber wollte davon nichts wissen und brüllte etwas von Aufruhr und Rebellion.

„He! Laßt mich frei, ich will euch was vermelden vom Herrn Draudt, ja, gewiß, ich, der Krespel ... ich war bei ihm."

Nikolaus schüttelte ihn so derb, daß man seine Rede nicht verstand, obwohl er ihr mit lebhaften Gesten Nachdruck verlieh.

„Du hast uns verpetzt, Schweinigl und Lauscher? Wir werden dir das Fell gerben ..." Mit blitzenden Augen umstanden ihn die Meister.

Da raffte sich Krespel auf und krähte mit überkippender Stimme: „Nichts ist mit dem Lutherischwerden! Ihr müsset alle katholisch bleiben. So will es des Herrn Stadtrichters Majestät — und so bleibt's — wer dawiderhandelt, wird gehenkt! Punktum!"

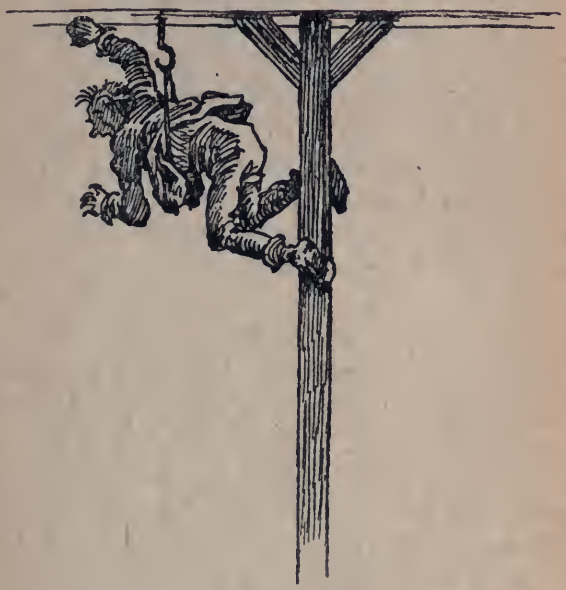
Die Weber verstummten. Dem Basteiwächter aber deuchte es, als müsse neben ihm ein Blitz niedergehen. Es war die Stille vor dem Sturm. Da plötzlich erhob sich einer unter den Meistern. Nikolaus pfiff durch die Zähne, als gelte es, einen wildgewordenen Stier einzufangen, und griff wie irr in die Luft. Seine Bewegungen hatten aber ein bestimmtes Ziel. Krespel ahnte etwas davon und versuchte zu entschlüpfen; vergebens. In der taumelnden Jagd, die nun anhob, zog er buchstäblich den kürzeren.

„Wird gehenkt ... wird gehenkt ...", brüllten die Meister. Bald reichte man ihn sich von Arm zu Arm, denn er wog keine sechzig Pfund, und schob ihn dem langen Klaus zu. Dieser wußte, daß das letzte Wort in Sachen des Glaubens noch nicht gesprochen war, aber dem Angeber wollte er doch eins auswischen. Deshalb schüttelte er ihn mit beiden Armen hoch in der Luft, als wolle er ihn verderben. Krespel heulte zum Erbarmen und beschwor alle Meister, ihm beizustehen. Endlich wurde sein Peiniger der Schlingerbewegung müde; er hatte ihn genug gerüttelt. Oben, an dem Mittelbalken der Decke, ragte ein Nagel hervor.

„Soll er gehenkt werden?“ fragte der Lange die Umstehenden lachend.

„Henkt ihn!“ riefen die Meister.

Da hob er den Zappelnden hoch und befestigte ihn mit Hilfe seines Hosenriemens an der Zimmerdecke. Wie lange Krespel in solchen Höhen gebaumelt hat, weiß niemand zu berichten, denn die Webermeister entfernten sich eilig und unter höhnischem Gelächter aus der Bastei.



Der verborgene Feind

Das erste Drittel des 16. Jahrhunderts stand für die deutschen Kolonisten in Ungarn, die man einst hospites, also „Gäste", genannt hatte, wieder einmal unter dem Zeichen entscheidenden Ringens um ihren Bestand. Auch die früheren Jahrhunderte waren seit den Tagen der Könige Karl Robert und Ludwig von Anjou nicht ohne schwerste Kämpfe verlaufen. Aber die Einheit des ungarischen Reiches war im Grunde unversehrt geblieben, ja, die großen Städte und Hauptburgen des Sachsenlandes, Hermannstadt und Kronstadt, hatten ihre Handelswege bis weit in den Orient nach Konstantinopel auszudehnen gewußt. Gold und Reichtum waren ins Land geströmt und der deutsche Bürger hatte ein gut Teil Lohnes davon in seinen eigenen Kisten und Kammern geborgen. Ja, es waren gesegnete Zeiten und Tage der Macht, der Ordnung und des Wohlstandes gewesen, gerade umgekehrt als im Deutschen Reiche, da die Streitigkeiten unter den Lützelburgern nie aufhörten.

Das alles war nun anders geworden, seit die Türken in Istambul herrschten und seit dem 15. Jahrhundert immer wieder an die Tore des Königreiches pochten. Zwar wurden sie unter dem goldenen Zepter des Königs Matthias Corvinus mehrfach zurückgewiesen, doch waren sie die ungestümeren, rassisch stärkeren, unbekümmerteren Barbaren, sie kannten in ihrem tollen, unaufhaltsamen Vordringen keine Schranken, weder der Kühnheit noch der Grausamkeit, und verwirrten so die Völker der Christenheit. Diese mußten erst langsam umlernen und sich auf ihre Kräfte besinnen. Die Türkenkämpfe sind die Antwort auf die Kreuzzüge des 12. Jahrhunderts. Wie einst auf der Walstatt bei Liegnitz die Mongolen erst von den deutschen Schwertern aufgehalten wurden, so fanden auch die Türken auf ihrem Siegeszug durch den Osten

zum ersten Male unvermuteten Widerstand, der nicht zu überwinden war, als sie vor die deutschen Städte Siebenbürgens rückten. So zahlten die deutschen Kolonien den ungarischen Königen das Gastrecht heim, das sie genossen hatten. Das erstemal konnte der Sultan Amurates II. im Jahre 1421 den ganzen Rat der Stadt Kronen gefangen fortführen; das war geschehen, weil die Stadt noch nicht stark genug befestigt war; ein zweitesmal, als die Türken die Eroberung Kronstadts versuchten, mißlang der Handstreich, und niemals mehr bis zum Zusammenbruche der türkischen Weltmacht hat je ein landfremdes Heer Kronstadt erobert, nicht einmal die eigenen Fürsten vermochten es; das machte die Heimattreue, der Geist der Einheit und die geschickte Führung dieser siebenbürgischen deutschen Städte. Als dann unter dem Reichsmarschall des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, unter Prinz Eugenius, dem edlen Ritter, Ungarn von seinen Feinden befreit und der Boden dieses Landes wieder mit unzählbaren Strömen deutschen Blutes gedüngt wurde, konnten sich die deutschen Städte in Siebenbürgen unversehrt, unbesiegt und ungebrochen der Reichseinheit unter Habsburgers Zepter wieder zugesellen.

Jetzt war es freilich noch nicht so weit.

Auf dem Schlachtfelde von Mohatsch war 1526 das Reich der alten Ungarn verlorengegangen. Nach dem Wortlaut des Erbvertrages, der zwischen Habsburg und den ungarischen Jagellonen geschlossen worden war, hätte nun die ungarische Krone mit der böhmischen an Ferdinand I., den Bruder Karls V., fallen sollen. Trotz aller Anstrengungen aber gelang es dem Enkel Maximilians I. nicht, das Reich Ungarn völlig unter seine Herrschaft zu bringen. Es mangelte ihm nicht nur an Waffen und Söldnern, sondern an Beliebtheit bei den Magyaren, sie wollten keinen König aus deutschem Blute, insbesondere die östliche Hälfte des Reiches, an die Siebenbürgen verhaftet war, bäumte sich gegen ihn auf.

Dort hatte der letzte ungarische Woiwode, den Augenblick der Verwirrung benützend, sich selbst zum König über Ungarn ausrufen lassen und tausende, insbesondere Männer des geringen Adels, hielten es mit ihm, ohne sich um den Staatsvertrag mit Österreich zu kümmern, der eigentlich dem Hause Habsburg die Krone sicherte. Johann Zapolyai, auch kurz Johann Zipser nach seinen Besitzungen in der deutschen Zips so genannt, huldigte dem türkischen Kaiser; küßte ihm die Hand und erhielt zur Belohnung die ungarische Krone wider alles Recht und Wort. Allerdings konnte auch er nicht die ganze Reichseinheit zusammenfassen, sondern mußte sich mit den östlichen und nördlichen Teilen Ungarns begnügen; seine Herrschaft reichte nur so weit, als seine Säbel fochten.

Damals wurde das Sachsenvolk in Siebenbürgen von bitterer Not heimgesucht. Sie hielten es mit Ferdinand I. und empfingen jubelnd des Königs aus deutschem Blute reisige Abgesandte; sie setzten Leben und Gut, Wohlfahrt und Gemeinnutz für ihre Überzeugung ein. Jahre hindurch widerstanden sie dem Ansturm der Magyaren und Walachen, die in blutgierigen Räuberzügen das Land der Karpaten heimsuchten. Endlich sahen sie ein, daß alle Aufopferung vergeblich war. Ferdinand I. gab den fernen deutschen Posten auf, bot nur Versprechungen statt Taten und stürzte schließlich die getreuesten seiner Anhänger durch den Wankelmut seiner politischen Ränke so sehr in Wirrnis, daß die deutschen Städte der Reihe nach von ihm abfielen, Hermannstadt nach siebenjähriger Belagerung, Kronstadt früher. Ferdinand mußte sie alle schließlich ihres Eides entbinden. Das war eine grausame Zeit deutscher Not, um so furchtbarer, als man sich in seiner Treue getäuscht vorkam und nun selbst ohne Reichshilfe nach dem Rechten sehen mußte.

Johann Zapolyai, genannt Hans Zipser, ließ sich in Stuhlweißenburg zum König krönen und schloß schließlich mit Ferdi-

nand einen Vertrag, der ihm das Recht verlieh, sich zeit seines Lebens König von Ungarn zu nennen; nach seinem Tode aber sollte der ganze Reichsanspruch an Habsburg zurückfallen. Nun geschah aber das Merkwürdige, daß der alternde König Hans in seinen letzten Lebensjahren freite, seine Gattin wurde die wunderschöne Tochter des Königs von Polen, Sigismunds I., mit Namen Isabella, die sogar wenige Wochen, bevor er starb, dem Reiche einen männlichen Erben schenkte. König Hans war den Deutschen in Siebenbürgen ein milder Herrscher gewesen, er schonte klugerweise ihre Gefühle und wurde von ihnen mit Achtung behandelt. Als er nun aber 1540 starb, stand das Reich vor neuen Schrecken des Krieges. Werde Ferdinand den spätgeborenen Sohn der Königin anerkennen? Werde er versuchen, gestützt auf die Deutschen und den hohen Adel, seinem Rechtsanspruch Geltung zu verschaffen? Niemand wußte es. Wien lag weit und die Fäden der Politik wurden damals nicht minder fein gesponnen als heute.

Siebenbürgischer Reichskanzler wurde nach dem Tode seines Herrn Georg Utjessenowitsch, ein Paulinermönch aus Dalmatien, seinem Blute nach ein Kroate. Er führte auch den Namen Frater Jörg oder noch häufiger „Martinuzzi". Um diesen Mann beneidete Ferdinand den verstorbenen Gegner am meisten, denn er war verwegenen Geistes, von hervorragenden Verstandesgaben und ein glühender Patriot. Auch verstand er es, in allen Ränken der hohen Staatskunst sein Ziel nie aus den Augen zu verlieren. Er war in allen Sätteln gerecht, mit allen Salben geschmiert und von jedermann gefürchtet. Zapolyai hätte sein Erbe keinem geschickteren Manne anvertrauen können. Daß dann trotz aller seiner Bemühungen das meiste so ganz anders kam, als er es sich ersonnen oder vorgestellt hatte, lag in seiner geistigen Einstellung. Er wurde des Umbruchs der Zeiten nicht gewahr und hat bitteres Lehrgeld zahlen müssen.

*

Schon seit drei Tagen dauerten die Beratungen im königlichen Schlosse an.

Isabella war müde, unendlich müde, und drückte immer wieder den Knaben an sich, der ihr in der Not ihres Herzens wie ein kleiner rettender Engel am Busen lag und sich an der Milch ihrer Brust satt trank.

Wie sie dieses Schleichen haßte ... dieses Hin- und Hereilen auf den Gängen, unter den Arkaden, in den Kellern und Winkeln, immer wieder die gleiche Verstörtheit, als sei der König erst gestern gestorben. Es mußte endlich wieder Ruhe eintreten, endlich mußte sie wissen, ob s i e Herrin war oder der verwünschte Ferdinand von Österreich, dessen Hand bei allen Ränken der Welt im Spiele war.

Im Untergeschoß lärmte heute trotz der nächtlichen Stunde noch eine Schar trunkener Männer im Schloß. Mächtige silberne Kannen standen auf dem Tische umher, Humpen, mit denen man einem Ochsen hätte den Schädel einschlagen können, voll rauchenden Weins, süß wie das Himmelreich auf Erden und feuerspendend wie der Vorsaal der Hölle.

Sie soffen seit vielen Stunden und berieten über das Wohl des Vaterlandes.

Der Schreiber hatte es längst verlernt, den Gänsekiel zu meistern, bei jedem Versuch schlüpfte ihm die weiße Feder unter dem Finger durch, daß ein riesengroßer Tinkenklecks entstand.

„Laß das, Lukas ... es kommt doch nichts dabei heraus ...", sprach Statilio, der Bischof von Weißenburg.

„Gewiß", rief der Graf Kendesi, „heute sei Schluß!"

Schon wollten sich einige erheben.

„Ohe", ... unterbricht ihn der Bischof, „... wenn Ihr Schluß machen wollt, ich, der Bischof, bin noch nicht so weit ... ich nicht ... mir brennt heute wieder der Teufel im Herzlein und der spricht: Ein Weib muß her ... ein Weib ..."

„Besinnt Euch, Herr Bischof! ... Noch ist die Trauer eines Jahres nach dem Tode unseres seligen Königs nicht dahin, und schon wollet Ihr Weiber zur Tafel ...?" beschwichtigte Zeckel, sein Kammerarius.

„Was geht das d i c h an, mein Sohn? Ich bin Bischof am Tage genug, des Nachts will ich Mensch sein ... so wie Ihr ... Haha, schon lächelt Ihr, weil Euch selbst der höllische Haber juckt ... laß, Brüderchen, um Mitternacht sind wir meist wie Adam vor dem Falle ... nackt und bloß, nichts als liebestolle Menschlein, die ihre böse Lust bei sich haben ..."

„Da habt Ihr's schon wieder", murmelte Zeckel zum Hauptmann Pödördi, der die Leibwache der Königin befehligte, „... er ist betrunken und sucht Streit ... da heißt es vorsichtig sein ..."

Pödördi zitterte am ganzen Körper. Er rührte bei solchen Anlässen keinen Wein an, um sich nüchtern zu halten, weil man nie wissen konnte, wie es bei dem Dalmatiner ausging, denn Bischof Statilio stammte aus Sebenico.

„Nun, was die Weiber angeht ... soll die Ehrbarkeit eingehalten werden", stammelte Statilio weiter ... „ich habe Zeit bis nach der Trauer um des Königs Tod; der Wein ist gut ... aber die Gesellschaft ist hundeschlecht, daß Ihr's nur wißt." Der große Mann schaute sich kampflüstern im Kreise um und rasselte mit dem Wehrgehänge, als erwarte er eine zornige Antwort. Die andern Zecher aber hüteten sich, ihm etwas zu erwidern. Statilio war durchaus weltlich gekleidet, ganz nach siebenbürgischer Magnatenart trug er ein fein geschmücktes Krummschwert an seiner Seite und ein ledernes Koller um den Leib, als sei er eben von der Schlacht hergekommen. Mächtige goldene Sporen blitzten an seinen Fersen und rasselten bei jedem Schritt.

„Solln wir den häßlichen Lautenschläger kommen lassen, Herr?" raunte ihm ein Diener zu.

„Nun denn, den häßlichen, den krummen, her mit ihm!"

Und Valentin kam, der häßlichste Mann aus Siebenbürgen, doch der größte Künstler auf seinem Instrument. Wie war doch sein Antlitz verwüstet von der einstigen Blatternkrankheit; irgendwie hatte sich eine Narbe in seinem rechten Augenwinkel eingenistet, so daß es schien, als schiele er ... und doch lag seltsam flackerndes Feuer in den tiefbraunen Augen. Valentin blickte sich um und wußte Bescheid ... Hier mußte er ein lustiges Liedlein pfeifen, um die verdorbene Luft wieder zu reinigen.

Er hockte auf ein Fäßchen, das etwas überhöht in der Ecke stand, und begann auf der Laute ein wirbelndes Spiel, so lustvoll, so derb, daß die angeheiterten unter den Herren freudig mit dem Haupte zu wackeln begannen und der Bischof Statilio gläserne Augen bekam.

Hui! ... wie das sauste ... Hui! über die Saiten, wie mit Teufelshand.

Von neuem kreisten die Humpen. Sie winkten dem häßlichen Lautenschläger zu und tranken in großen Zügen, als sei es die erste Stunde am Abend und nicht um Mitternacht.

Da trällerte einer ein welsches Liedchen vor sich hin, es war in einem Augenblick, als Valentin die Laute eben stimmte, und schon erfaßte die andern ein lustiger Taumel, sie erhoben sich und tanzten ... zuerst der törichte Becse, der am frühesten den Kragen voll hatte und derart ungestüm auf den Boden stampfte, daß die Becher klirrten, und dann der junge Kapellan Tomori, sein Priesterkleid hoch emporraffend! Sie sprangen hin und her wie ungebärdige Böcke und sangen dazu Reigenlieder, die immer zotiger wurden. Da erklang's von der einen Ecke:

„Der Hahn hatt' eine Henn,
Die legt' ein krummes Ei.
Da gab's rings auf der Tenn
Ein mächtiges Geschrei ...
He .. Ho ... ein mächtiges Geschrei!"

Sie sangen es mit, und der Lautenschläger wirbelte grinsend sein Saitenspiel dazwischen ...

Immer toller wuchs die Stunde. Becse fing an in einem Kreis um sich selbst zu tanzen und rief:

„Die Ehrbarkeit ist gut,
Sie liegt mir jetzt im Blut.
Hei, wenn ich nicht mehr kann,
Bin ich ein halber Mann ...
He ... Ho ... ein halber Mann!"

„Der Hahn hatt' eine Henn, die legt' ein krummes Ei.

Da gab's rings auf der Tenn ein mächtiges Geschrei ..."

Während die andern brüllend einfielen, schwollen dem Bischof urplötzlich die Stirnadern. Er mochte meinen, dies derbe Lied sei auf ihn gemünzt, da man sich ohnehin am Hofe nicht genug tun konnte in boshaften Spottreden über seine ungewollte Tugendhaftigkeit. Mit einem einzigen Fußtritt warf er den Sessel aus dem Wege, der ihn von dem angetrunkenen Becse trennte, und entblößte blitzschnell sein Schwert, um sich auf den vermeintlichen Spötter zu stürzen. Kampflust bemächtigte sich der andern und Pödördi trat dem rasenden Bischof mutig entgegen.

Er wäre ein Opfer seiner guten Absicht geworden, wenn nicht eben die Türe geöffnet worden wäre. Martinuzzi zeigte sich für einen Augenblick und äugte suchend in das Zimmer. Er mochte von außen her den Lärm gehört und gefühlt haben, daß Unheil nahe. In solchen Dingen verließ er sich auf seine schlafwandlerische Fähigkeit, im rechten Moment das Rechte zu tun.

„Statilio!" rief er mit erhobener Stimme auf kroatisch. „Reiß dich zusammen, schäme dich! ..."

Als hätte ein Eisstrom alle Bewegungen der Männer erstarren gemacht, blieb der Tumult für einen Augenblick gebannt. Sie sahen die Augen des gefürchteten Paulinermönches stahlhart und unbeweglich auf sich gerichtet. Eine fremde, unbekannte Macht hielt sie im Zaume.

Wo war doch der Lautenschläger? Verschwunden ... wie vom Dunkel verschlungen. Hatte er den Kanzler herbeigerufen?

„Immer zur unrechten Zeit, mein Bruder", begehrte Statilio gegen den Mönch auf, steckte aber sein Schwert ein ...

„Willst du ein zweites Mal zum Mörder werden?"

Das Gespräch war bisher zwischen beiden kroatisch geführt worden, dann sagte der Reichskanzler würdevoll: „Jo éjtszakát, uraim!" (Gute Nacht, meine Herren), und verschwand aus dem Rahmen der Türe.

Nun erst erwachten die andern. Pödördi trat wieder zurück und

verneigte sich lässig vor dem Bischof Statilio. Dieser ließ sein Auge, erfüllt vom Glanze unendlichen Hasses, noch eine Zeitlang auf der Tür ruhen, da Martinuzzi verschwunden war, dann neigte er sich zum Haupte Becses, der ihm zu Füßen auf den Knien winselte und entsetzt um Verzeihung bat, und erteilte ihm den bischöflichen Segen in lateinischer Sprache.

„Unser Bruder Jörg hat uns vor einer Torheit bewahrt, wir wollen's ihm danken und heimgehen", sprach Statilio und schritt klirrend zur Tür. Auch die andern taumelten davon, nur Graf Kendesi drängte es, vor den Kanzler hinzutreten. Sein Inneres vermochte keine Ruhe zu finden.

Er fand den Bischof von Großwardein, Georgius Utjessenowitsch, genannt Martinuzzi, so ruhig, weltfremd über seinen Akten beschäftigt, als sei eben nichts geschehen. Der hohe Raum, in dem er saß, war überfüllt von Schriften und Büchern, die Kammer eines Gelehrten. Nur über die feingeäderten Hände des Mönches spielte ein leises Zittern; es war ein Echo von innerster Erregung, in die ihn der Auftritt mit dem Bischof Statilio versetzt hatte.

„... Ich freue mich, Herr Graf, daß Ihr zu mir findet ... ich habe Sehnsucht, mit einem vernünftigen Menschen zu sprechen, denn in diesem Tollhaus lebt man, als hätte die Welt ihre ruhige Überlegung eingebüßt."

„Ich danke Euer Gnaden für den freundlichen Empfang ... In der Tat, die Protestanten hätten keine besseren Ursachen für ihre Revolution finden können als die Lebensweise unseres siebenbürgischen Bischofs Statilio, der ein Trunkenbold und Kampfhahn ist ..."

„Lasset das, Herr Graf, er ist Bischof der Kirche, und das Salböl kann niemand von seiner Stirne nehmen!"

„Dennoch ... dennoch ..., es ist zuviel, zuviel für Ungarn und Deutsche hier in diesem unglücklichen Lande."

Martinuzzi schien mit dem Haupte zu nicken. Er sprach kein Wort der Zustimmung und doch fühlte der alte Kendesi, wie sehr er ihm innerlich recht gab, wenn er auch in der Beherrschtheit seiner Miene nichts von seinem Innern verraten wollte. Beide Männer, Statilio und Martinuzzi, stammten aus Dalmatien, beide Männer waren auf der Stufenleiter des Glückes als rechte Humanisten emporgeklettert und saßen nun an den Pfründen fest, Martinuzzi jedoch war ein Meister des Spiels, das man Politik heißt, ihm deuchte die sinnenfrohe Trägheit des andern ein frevelhaftes Spiel gegen den Verstand, ein Abfall gegen den Vorrang des Denkens.

Nun saßen sie beide am Steuer und hatten die Herrschaft in Siebenbürgen inne.

Als der Mönch aufblickte, trug er ein anderes Gesicht, sein mächtiger Geist arbeitete rastlos weiter.

„Was nun, Herr Kanzler, was nun?" fragte Kendesi.

Der Kanzler verstand ihn: „Das frage ich mich selbst seit zwanzig Jahren fast jeden Tag ... Wißt Ihr, was es heißt, im Ungewissen zu taumeln wie ein trunkener Vogel? ... Ihr ... ihr Herren, lebt auf euren Schlössern, waltet und regiert, wie's euch beliebet, seid steuerfrei und unabhängig. Einmal im Jahr kommt ihr herangezogen mit klingendem Spiel und Rössern auf den Landtag, redet euch eure Sorgen vom Leibe und bewilligt euch selbst die Steuerfreiheit von neuem ... Was aber, wenn's anders kommt, als ihr dachtet? ... Was, wenn diese kleine Welt Siebenbürgen, die ich aufgebaut habe aus den Brocken des Reiches Ungarn, zusammenfällt in das Nichts von morgen? ... In ernster Gefahr bleibt die Mehrzahl der Herren daheim."

„Wir haben bis aufs Blut gekämpft", unterbrach Kendesi.

„Mit Einzelkämpfen allein ist es nicht getan, denn sonst wäre das Reich nicht verloren ... wir müssen die Segel raffen vor dem Winde, wie man bei uns daheim sagt, mit dem Sturm eilen, um

eine Zuflucht zu gewinnen ... Der Rachen des Türken ist geöffnet ..."

„Euer Gnaden werden uns retten." Das klang so felsenfest überzeugt, daß Martinuzzi lächeln mußte.

„Ja, wenn wir allein wären ... allein im ganzen Lande, aber wir sind von Fremden umspült, sind nicht allein Herren unseres Lebens ...!"

„Ich verstehe nicht recht, Herr Kanzler; alle Stände haben unserem verewigten König Hans gehuldigt ... auch die Sachsen."

„Und seit er tot ist ... fühle ich sie wieder, die kalte, unbarmherzig machtvolle Hand ... derer von Habsburg ... man kann sie nicht greifen ... sie entgleitet jeder List ... sie löst sich in ein Nichts auf ... sie verwandelt sich in tausend Verkleidungen ... aber sie ist da, die Macht der Vergangenheit, die Macht der Überlieferung der Heiligen Krone Römischen Reiches, deren Glanz stärker erstrahlt als der Schimmer der Stephanskrone ... Ja, in gewissen Augenblicken meine ich, alle übrigen Kronen Europas erhalten ihr Licht allein von dem Diadem des Kaisers."

„Wir haben ihn doch in Siebenbürgen geschlagen, den deutschen Ferdinand ... haben seine Schwerter zerbrochen, in den Staub geworfen ..."

„Ja, das haben wir, und doch ... er ist nicht zu besiegen, solange die Deutschen ihn als Kaiser anerkennen ... wird das einmal anders ... ja, dann haben wir gewonnenes Spiel, dann ist Siebenbürgen ein Land ohne Sorgen!"

„Ich verstehe Euch nicht ... Herr Kanzler! Isabellas Thron ist doch gesichert. Ferdinand ... hat trotz des Vertrages von Großwardein keinerlei Aussicht, hier einzudringen ...", meinte Kendesi.

„Das nicht, solange die Sachsen zu uns halten ... wechseln sie aber zu ihrer alten Liebe über, so haben wir den endlosen Bürgerkrieg ..."

Kendeſi ſprang auf: „Immer die Sachſen, wo man hinhört, dieſes verwünſchte Volk von Krämern und Beſſerwiſſern. Da ſitzen ſie in ihren Stadtburgen und ſind allem Zureden unzugänglich. Will ein Adeliger ein Haus innerhalb ihrer Stadtmauern erwerben, verwehren ſie's, als ſeien wir Zigeuner oder Juden ... Sie handeln immer nur für ſich und aus ſich heraus. Paßt ihnen etwas nicht, rollen eines Tages die Zugbrücken in allen ſächſiſchen Städten hoch, und da ſie die Burgen haben, ſind ſie die Herren des Landes ... wir müſſen machtlos zuſehen!"

Auch Martinuzzi hatte ſich erhoben. Er legte die Hand begütigend auf die Rechte des polternden Grafen. „Ihr übertreibt, Kendeſi, vergeßt nicht, daß doch in Euren Adern das Blut der Haller, alſo deutſches Weſen, ſteckt, ... nein, fahrt nicht auf, ... es iſt keine Schande, von den Deutſchen abzuſtammen, die einſt dies alles ſich zu eigen und urbar gemacht haben. Ich glaube, daß, eben weil hier Burg an Burg, Stadt an Stadt durch deutſche Fäuſte verteidigt wird, uns der freche Türke noch nicht den Garaus gemacht hat."

„Das ungariſche Schwert iſt hell und glänzend genug, die Feinde zu überwinden", begehrte jener auf.

„Nun aber heißt es feſthalten ... glaubt mir, die Tölpel, die Sachſen, ſind mir auch zuwider ... ſie denken langſam und gründlich, was ſie aber einmal in ihrem Hirn erfaßt haben, das bleibt unaustilgbar in ihren Herzen gefangen. So hielten ſie es mit der Treue gegen die ungariſchen Könige, ſo taten ſie, als der Staatsvertrag mit Ferdinand von Öſterreich abgeſchloſſen wurde, und ſo werden ſie es halten in aller Zukunft, das iſt ſo Sachſenart. Mit großen Plänen und weltumſpannenden Unternehmungen wirſt du ſie niemals aus ihren Mauſelöchern hervorlocken, aber wen ſie einmal für ihren Freund halten, dem ſchenken ſie ihre beſten Taten ... Erinnert Euch, Herr Graf, ... wie war's doch nach der Schlacht bei Mohatſch, in der das Heer unſeres jungen Kö-

nigs zertrümmert wurde? Wie kam es doch, daß den Türken alles Feld bis Ofen hinauf offen lag? Nur weil keine deutschen Städte da waren, die die Räuberhorden hätten aufhalten können, nur in Westungarn staute sich das Türkenheer auf, weil es in das Burgenland der deutschen Festungen geraten war wie Heu in den Rechen.

Auch in Siebenbürgen sind es die deutschen Städte, die zu unserm Schutz erbaut sind. Wehe dem törichten Fürsten, der es mit ihnen verdirbt!"

Noch einmal wendete Kendesi ein: „Sind denn diese Mauern vom Teufel errichtet, daß sie allen Waffen Widerstand leisten können?"

Martinuzzi lächelte; es war ein dünnes, weltüberlegenes Lächeln eines Mannes, dessen Verstand viel Erfahrung barg.

„Des Teufels Burgen sind nicht aus Stein erbaut ... nein, lassen wir den Aberglauben aus dem Spiel, die Sache liegt anders ... Diese Sachsen tragen in sich eine unbegreifliche Sehnsucht nach ihrem Mutterlande, dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation, bei aller Seßhaftigkeit beginnt ihr Blut eines Tages auszuschlagen, und es zieht sie nach Deutschland, doch unternehmen sie keine törichten Reisen, ohne Sinn und Zweck, wie viele unserer Adelspersonen, sondern sie halten die Augen offen, gehen in die Lehre bei den Nachfahren ihrer Ureltern, stöbern in allen Winkeln da draußen und lernen tausenderlei hier und dort ... ja, sie sind nicht dumm, unsere sächsischen Brüder ... Erfindet man im Reiche irgendeinen neuen Hobel, flugs wissen es die in Siebenbürgen auch, bereitet man eine neue Art von Tuch in Flandern, schleppen es ihre Kaufleute in kurzer Zeit herbei und zeigen es ihren Meistern und verlangen von ihnen die gleiche Ware ... Ersinnt man in irgendeiner Stadt im Reiche ein neues Verteidigungsmittel, an dem die Köpfe der Belagerer sich wundrennen, so seid gewiß, sie haben's in wenigen Jahren in ihren

Städten schon erfaßt, wie man damit umgeht, und die Unsern müssen mit langen Nasen vor ihren Basteien abziehen ... Glaubt mir, ich kenne ihre Sitten und weiß, was sie oben hält, ihr Fleiß, ihre Genügsamkeit und ihre ständige Berührung mit dem Reiche ..."

„Ihr habt ihren Geiz vergessen, Bruder Jörg, das Geld ..., denn sie sind filzig und wuchern mit dem Ihren wie Hamster ..."

„Besitz ist die Freude des Bürgers ebenso wie die Lust des Ritters ... lieber erworbener Reichtum als erräuberter ..."

Kendesi biß sich auf die Lippen ... er wußte, daß in diesen wirren Zeiten das alte Raubrittertum sich vielerorts in Ungarn unangenehm bemerkbar machte. Er sann auf ein Wort, den Kanzler zu treffen ...

„Man sagt ... Herr Kanzler, daß bei Ihnen Luthers Lehre auch schon längst Eingang gefunden habe ..."

Martinuzzi war viel zu klug, um sich anmerken zu lassen, wie sehr dieser Satz ins Schwarze traf. Er hatte Tage, wo er mit seiner besseren Einsicht rang wie mit dem Teufel. Im Innersten haßte er die Sachsen, aber er brauchte sie. Deshalb war jedes Wort, das er zu Kendesi sprach, eine Art Auseinandersetzung mit sich selbst. Er wußte, daß die Deutschen die Reformation vorbereiteten und nur auf den richtigen Augenblick warteten, um ihre Absicht durchzuführen.

„Das fehlte noch ...", murmelte er, „... nein, es wird nicht geschehen. Die Sachsen sind zu klug und berechnend, um auf eine Karte zu setzen, die heute schon verloren ist. Vor zwei Jahrzehnten, freilich, da meinte man, es sei aus mit der Papstkirche ... heute sehen wir schon deutlich, daß der Weiser der Geschichte sich langsam der alten Kirche wieder zuwendet. Der Römische Kaiser ist katholisch geblieben. Luther ist alt und krank, wer weiß, wie lange er noch lebt, dann fällt das Kartenhaus seiner Lehre zusammen und unsere alleinseligmachende Kirche wird wieder Her-

rin über Leib und Seele ... Nein, die Sachsen werden nicht lutherisch ..."

„Daß Ihr Euch nur nicht täuscht, Herr Kanzler! Es wurden Boten aufgefangen, die berichten, daß Hans Fuchs in Kronstadt nichts mehr wünscht als die Reformation ... daß Herr Stadtpfarrer Jeckel ein Eiferer für die deutsche Predigt ist ... es könnte anders kommen, als Ihr es wünscht ... seid auf der Hut! ..."

Da trat in Martinuzzis Züge stolze Siegesgewißheit ... seine Stirn ragte empor, seine Lider hoben und senkten sich ...

„Dann muß Tod oder Leben zwischen uns entscheiden, Herr Graf ... Die Sachsen dürfen nicht evangelisch werden ... es wäre, als stieß' jemand ein zweischneidig Schwert mitten in die Brust dieses Landes. Nur wenn wir alle römisch-katholisch bleiben ... ist unser Dasein im Gegensatz zu den Türken gesichert."

Kendefi merkte, wie sehr Martinuzzi daran war, seine wahre Natur zu zeigen; deshalb sprach er ganz leise: „Wie liebt Ihr doch dies Land, Herr? Es ist Euer Vaterland nicht! ..."

„Ihr habt recht, ich bin weit unten geboren, wo Meer und Küste aneinanderstoßen in einer Hafenstadt Dalmatiens ... Ich weiß es selbst nicht, warum ich für dieses Hochland entbrenne, aber glaubt mir, es ist mein Vaterland, weil es der Boden ist, da ich heimatloser Mann zum ersten Male Liebe erfahren durfte ... das Land, da mein König mir sein Vertrauen schenkte ... das einzige Land Europas, das dem Habsburger widerstrebt ... m e i n ... m e i n Land, da ich meine Pläne sich entwickeln sehe wie eine herrliche Frucht ... Es ist so: ein Boden, um den man so viel Sorgen getragen hat, dessen Leid das eigne Leid ist, wird zum wahren Vaterland ..."

„Ihr seid kein Ungar ...", wendete Kendefi rauh ein ...

„Gewiß, kein Magyare ... Ihr Ungarn seid Steppenbewohner gewesen, langsam wird in euch erst das Gefühl für Heimat aufkeimen, ihr seid als Volk zu jung dazu, aber wir Kroaten sind ein

altes Volk, wir sind in Europa daheim ... wir ringen mit den Türken um den morgigen Weltentag ... Ihr, Freunde, werdet's nicht entscheiden ... aber wir, wir Ureuropäer erzittern bei dem Gedanken einer neuen Mongolengefahr ... Überlegt doch, meine Heimat Kroatien steht schon unter türkischem Einfluß, wer weiß, wann sie gänzlich dem Sultan zum Opfer fallen wird ... ich kämpfe auch hier für mein Blut ..."

Stiller und stiller war es um die beiden Herren geworden ... Stunde um Stunde verrann ... sie fanden kein Ende, und als sich endlich Kendesi wie aus einer andern Welt erhob, um in seine Kammer zu gehn, da war ihm, als verlasse er einen heimatlosen, einsamen Mönch, der um sein Lebensziel in der Welt betrogen ward.

Wehrhafte Bürger

Ein Jahr war dahingegangen.

Auch in Hermannstadt war alles Volk in Erregung. Sie wurde von den Türken die rote Stadt genannt, weil ihre ziegelroten Stadtmauern gefürchtet waren. Sie war die Hauptstadt des Landes, der Gegenstand des Neides für alle Nichtdeutschen im Lande und der Wunschtraum aller Eroberer, die je und je in Siebenbürgen eingefallen waren.

Erst wer Hermannstadt sein eigen nannte, konnte sich als Herrn des Landes ansehen; deshalb hatte Ferdinands Anhängerschaft von 1532—1539 mit zäher Ausdauer an dem Besitz dieser Stadt festgehalten, als es schon längst keine Anhänger des habsburgischen Namens mehr in Siebenbürgen gab.

Nun sollte der alte Streit wieder aufwallen. Hie König Ferdinand! ... Hie König und Haus Zapolyai! ...

Auch Hermannstadt hatte sich mit Mauer und Graben umschlossen, sie war volkreich genug, einer Belagerung zu trotzen, auch hier hatte niemand ein Recht auf Grundbesitz als wer deutschen Blutes war, so hielten sie es allüberall, in Schäßburg, in Mediasch, im nördlich gelegenen Bistritz, ja in jedem Siedlerdorf, und diese Aussonderung hat das Volk erhalten im Sturm der Jahrhunderte.

Nun rüsteten sie wieder und sandten Boten hin und her zu den verstreut liegenden Gauen der Blutsbrüder, um Kunde zu erhalten von den Vorgängen im eigenen Lager oder über Beratungen der Mitnationen, der Magyaren und Szekler, Nachricht zu empfangen. Damals hatten die Walachen noch keinerlei Rechte im Lande, sie waren vielleicht auch zu gering an Zahl und zu bedeutungslos an Einfluß. Aber sie taten es den andern Völkern an Kinderreichtum zuvor und bauten so auf die Zukunft.

Petrus Haller, der Ratsherr und Stuhlrichter aus Hermannstadt, war auch auf dem Wege zu seinem Freunde Fuchs nach Kronstadt. Sein Blut war mit dem der Hermannstädter nicht eng versippt, denn er hatte erst nach der Schlacht bei Mohatsch im Jahre 1526 den Weg nach Hermannstadt gefunden. Seine Feinde merkten es ihm übel an, daß er das „Sächsische" mit „verkehrter" Zunge redete, wer ihn aber genauer kannte, wußte recht wohl, daß hinter dem weltgewandten, etwas fremdländischen Wesen ein treu deutsch und nürnbergisch Herz schlug, das sich gar bald in das Wesen und Treiben der sächsischen Kolonie am Zibinflusse hineingefunden hatte. Petrus Haller war reich. Wer sollte nicht reich werden, wenn ihm Gelegenheit geboten worden war, sich mit den Fuggern zusammenzutun? Wenn er sein Teil hatte an all den Gold- und Silberminen in Siebenbürgen, an Salz, Holz und Fellen? Solches gefiel der Hermannstädter Bürgerschaft wohl, denn der Reichtum hatte es allen deutschen Kolonisten im Auslande je und je angetan, und so hatten sie ihre eignen Geschlechter zurückgesetzt und Petrus, der lange, gewaltige Petrus mit dem schwarzen Haar und den buschigen Brauen, wurde in den Rat gezogen um des Königs Ferdinand willen, und es bestand gerechtfertigte Hoffnung, daß er einst Bürgermeister der stolzesten Stadt des Sachsenbodens werde.

Nun saß Fuchs im großen Reisewagen und ließ das Gefährt durch den Geisterwald rollen. Diesen unheimlichen Namen hatte das unwegsame Waldgebiet keineswegs den Geistern zu verdanken, die dort vielleicht von Zeit zu Zeit harmlosen Wanderern über den Weg laufen, sondern es hieß so nach dem Ort Geist (magyarisch Apáca), das an seinem Eingang gelegen ist. Dennoch, auch der gestrenge Ratsherr Petrus Haller konnte sich eines leisen Grauens nicht erwehren, als sie bei der letzten Kehre nun unwiderruflich in die Urwälder des Geisterwaldes einbogen und der Kutscher mit dem Peitschenstiel auf ein Wegkreuz deutete. Der Rosselenker schlug

das Kreuzeszeichen und Haller mit ihm, selbst die sächsischen Soldknechte, die ihm zum Schutze mitgegeben waren, senkten das Haupt ... Es war doch zu toll! Nun hatte Haller, ungetreu seiner Überzeugung, dennoch eine katholische Gebärde getan ... er war ja schon längst lutherisch ... ja vielleicht schon mehr, sogar kalvinisch angehaucht, und nun mußte ihm diese Entgleisung passieren! Aber das hatte man davon, wenn man immer erst bei den Herren Kronstädtern anfragen muß, ob es ihnen genehm sei, die Reformation geschehen zu lassen. Ja, ja, die Kronstädter Herren Brüder! Auch dieser Geisterwald war ihr Ding. Sie hatten ihn mitten zwischen Schäßburg und Kronstadt stehnlassen, offenbar damit der fremde Reisende, wenn er nach Kronstadt fahren wollte,

den Gegensatz recht wahrnehme, der zwischen dem alten Lande und dem zweiten kleinen Siebenbürgen, dem Burzenlande, ganz offenbarlich aufschien. Es gab im Geisterwald Räuber, Räuber von ganz besonderer Kühnheit und Mordlust, die es gewagt hätten, sogar einen Hermannstädter Ratsherrn auszuplündern bis auf Hemd und Hosen. Und in diese Gefahr begab man sich, in diese lästige Unsicherheit ... alles wegen der Kroner Herren ... Stolz waren sie und lachten laut und geräuschvoll, klimperten mit den Goldgulden in der Tasche und rasselten mit den Säbeln auf dem Boden. Die Kroner waren stets die ersten und „Kronstadt voran!", hieß es allerorts. Hielten es die Hermannstädter mit den Alten, dann traten die Kronstädter sicher zu den Jungen, pfiff man am Zibin eine lockere Weise, sang man unter der Zinne Trauerlieder, ergriffen die Hermannstädter für Ferdinand Partei, schlossen die Kroner Herren flugs mit dem Zipser Hans ein Bündnis — Gott hab' ihn selig, den leidigen Tyrannen; er ist jetzt tot, dachte Haller bei sich —, wanden die Mädchen in Kronstadt blaue Bänder in ihr Haar, konnte man sicher sein, in Hermannstadt rote als Mode vorzufinden ...

In einer Angelegenheit aber schien es, als werde der alte Rangstreit begraben, das war in Sachen der neuen Lehre. Zwar hatten die Kronstädter schon wieder den besten Fachmann innerhalb ihrer Stadtmauern, Meister Johannes, daran war nichts zu drehn und zu deuteln; Hermannstadt jedoch gab den letzten Ausschlag, Hermannstadt entschied. Ohne die Haupt- und Hermannstadt kein einiges Luthertum.

Langsam näherte sich die Kavalkade endlich der Ebene, darauf die sächsischen Dörfer ausgebreitet liegen wie herrliche Tulpenbeete im Rasen Gottes. Rasch klapperten die Reiter mit dem Wagen in der Mitte durch Nußbach, Rothbach, Marienburg, fuhren an Heldsdorf vorüber und gewannen allmählich die Flurgrenze der Stadt. Vor St. Bartholomä nickten sie freundlich den

Kindern zu, und der Ratsherr warf einige Kupferstücke unter das Jungvolk. Alsbald lief es freudig jauchzend herbei und schrie dem vornehmen Herrn „Vivat!" zu. So kam ein Mönch, der sich ihrer kaum erwehren konnte, wieder in den Besitz seiner Bewegungsfreiheit, denn die Knaben hatten ihm arg nachgestellt mit Spottliedern und Schmähversen. Nun, als er sich von der losen Kinderschar befreit fühlte, atmete er auf und eilte raschen Schrittes vorwärts, um das Tor bei St. Martin zu erreichen. Petrus Haller ergötzte sich noch eine Zeitlang an den Raufereien der Jugend und überlegte im stillen, daß diese Sprößlinge einst wohl imstande sein würden, ihre Vaterstadt vor bösen Feinden wacker zu verteidigen.

Endlich setzte sich der Reiterzug samt dem Wagen des Ratsherrn in Bewegung, und als sie beim Martinsberger Tor ankamen, blickte der fremde Mönch dem Ratsherrn zum zweiten Male suchend unter die Brauen ... Halt! ... Hatten sich die beiden nicht irgend einmal gesehn? ... War das nicht der Leibmönch des Herrn Kendesi, der eben im Staub der langen Gasse hinter ihm zurückblieb? — — —

Das Klostertor, wo man Einlaß begehrte in die innere deutsche Stadt, ist ein mächtiges Bollwerk. Drei gewaltige Pechnasen zieren es über dem Haupttor nicht nur zum Schmucke. In wehrhaftem Halbrund schließt sich an das eigentliche Tor ein mächtiger Turm. Doppelt erhebt sich die Reihe der Mauern; eine Schar von Arbeitern ist eben dabei, eine schadhafte Stelle auszubessern.

Über der Einfahrt sieht man ein mächtiges Bild. Es war das des Kaisers Sigismund von Brandenburg mit Reichsapfel und Krone.

„Herr Petrus Haller aus Hermannstadt", ruft der Trabant ins Wachgelaß, und ehe die Antwort von dort wiederkehrt, hat der vornehme Herr sich mit seinem Troß in Bewegung gesetzt ...

„Ei ha, teremtete! ..." schnalzt der Wachposten mit den Lippen, als die Rosse den engen Torbogen verlassen haben ... Er

ist ungarischer Abkunft und hat sächsische Dienste genommen, aber fluchen kann er nur in seiner Muttersprache. Er bewundert schmunzelnd das prächtige Gespann und die wohlgenährten Gäule.

Kurze Zeit darauf ist der Mönch eingetreten.

Man ist dem geistlichen Gewande in Kronstadt nicht mehr so hold wie früher, und ein wandernder Mönch ist eine Seltenheit geworden, deshalb sammeln sich in aller Neugierde sogleich Leute um ihn.

Als sich der Torwart nicht eben eilig dem kommenden Bruder zuwandte, um ihm wie den anderen Einlaß begehrenden Fußgängern die Beichte abzuhören, fuhr ihn dieser schroff an:

„Hab's eilig genug zu Eurem Richter, Freund, macht rasch!"

„Rasch wollt Ihr es auch noch?" erwiderte der andere, „selten genug, solches von einem Manne Eures Standes zu hören, da Ihr sonst langsam seid, wo es zu arbeiten gilt, schnell dagegen, wo man nehmen kann."

Die umstehenden Leute lachten.

„Wer bist du?" wallte es dem Mönche auf, „der du es wagst, einem Geistlichen solche Worte zu schenken?"

„Ein ehrlicher Wachtmeister der freien Stadt Kronen ..., daß du's weißt, mein Freund ... wirst doch bald anderes vernehmen hier bei uns ... die Möncherei ist auf dem Hund, hier wird das freie Evangelium gepredigt ..."

Bedächtig und unter fortwährendem Gelächter der Umstehenden wurden die Reisesäcke des Mönches geprüft und nach genauer Betrachtung der Gegenstände für einwandfrei befunden. In der Tat, an einem Empfehlungsbrief mit dem rot-braunen Bande erkannten sie des Grafen Kendesi eignes Handsiegel.

Endlich war der Bote abgefertigt und teilte mit erregter Gebärde die Menschenansammlung. Ihn erwartete schon längst Herr Rupertus aus dem Dominikanerkloster. Wenige Schritte waren bis dorthin.

„Steht es so um Kronstadt?" flüsterte Bruder Ladislaus ihm entgegen. „Das Gewand unseres Ordens wird verhöhnt? ..."

„Leider nur zu wahr ..., nur wenige noch hielten in den Klostermauern aus ... 's sind die meisten schon abgeschwommen und haben sich weltlicher Hantierung zugewendet ... fast allein beherbergt mich das große Haus ..."

„Also ist es doch wahr, was mir erzählt wurde."

„Nur zu wahr ... hier tretet ein ... Raum ist genug für uns und noch für viel mehr Brüder ..." Ladislaus wollte sich vom Marsche reinigen und dann sogleich mit seiner Nachricht zum Richter gehn, denn es war von nicht geringer Bedeutung, was der Brief seines Herrn barg.

Unterdessen war Herr Petrus Haller mit seinem Gespann bei seinem Gastfreunde in der Goldschmiedgasse vorgefahren. Ein

stattliches, wohlgeziertes Bürgerhaus war dem Herrn Hans Fuchs zu eigen, freilich nicht das einzige. Auf dem Markt gehörte ihm ein zweites und in der Heiligleichnamsgasse ein drittes, das er von der Mutterseite ererbt hatte. Herr Fuchs aber wohnte in dem Haus, das über die Mauern und den Stadtgraben hinweg auf die Hexenteiche unter dem Bergschloß schaute; ein kleines Gärtlein bot ihm Erholung, und deshalb zog er dieses allen anderen Gütern vor. Petrus Haller ward mit Freuden empfangen und in Ehren ins Haus geleitet ... Die stolzen Hermannstädter sollten wissen, daß es den Kroner Herren auf einen Dukaten mehr oder weniger nicht ankam, wenn es galt, einen Landsmann zu ehren.

„Ich grüße Euch!" begann Petrus Haller, „als Oberhaupt Eurer Vaterstadt, als Stadtrichter und Herr von Kronen ..." Dann öffnete er seine Arme weit und umschloß Herrn Fuchs ... „Nun, Ihr habt etwas lange warten müssen ... hat aber nicht geschadet ..."

„Ich danke Euch von Herzen, Herr Kollega ... von ganzem Herzen, und hoffe, das wir uns ebenso gut vertragen, wie es zweien Brüdern ziemt, so zwei holde Bräute heimgeführt zu haben, Hermannstadt und Kronen ... denn über kurz oder lang werdet Ihr selbst Bürgermeister unserer Hauptstadt Hermannstadt."

„Soll gelten, Herr Bruder, soll gelten ...", schmunzelte Haller. „Doch lasset uns beraten ... was zu geschehen hat, deshalb bin ich gekommen, und die Reise soll mich nicht gereuen, wenn sie die Frucht der Einigkeit gebiert ... Was tut Herr Jeckel? Was Herr Honter, der Ratsherr und Schulmann, was die andern treuen Genossen unserer guten Sache?"

„Ihr fragt viel auf einmal ... Doch will ich nicht zurückhalten, daß die beiden geistlichen Herren, Jeckel und Rumeser, heute schon über die neue Gottesdienstordnung beraten."

„Was Ihr nicht sagt! Unser Stadtpfarrer Rumeser ist hier und

ich weiß gar nichts davon? ... Das muß eine wichtige und ernste Sache gewesen sein, die unsern Herrn Pleban hergeführt hat ..."

„Ich hoffe, der Eifer für Gottes Wort ..."

„Lassen wir das vorerst, lieber Bruder ... es ist vielleicht nicht am Platze, jetzt von der Reformation zu reden ... andere Dinge berühren mein Herz. Des Königs Majestät ist seit einem Jahre schon tot, und wir wissen nicht, wer denn eigentlich Herr im Lande ist ... wisset Ihr's vielleicht?

„In unseren Städten sind wir's ... die Sachsen ... da hat uns niemand etwas hineinzureden ... wird auch so bleiben mit Gottes Hilfe in aller Zukunft. Was außerhalb der deutschen Gaue geschieht, ist unsere Sache nur in zweiter Reihe ... mir geht's ums deutsche Blut ...", spricht Fuchs ...

„Nun hab ich Euch beim rechten Worte ... ums deutsche Blut, weil Ihr so sehr dieses betont, deshalb bin ich hier ... vernehmt meine Absicht: Des Königs Hansen Reich ist dahin, *lasset uns heimkehren zu Österreichs Macht*, unter seinem Stern winket uns wieder die Kraft des Deutschen Reiches ... dann sind wir eins mit den Brüdern ... sie werden uns helfen ... Gedenket unserer einstigen Gemeinschaft der **Factio germanica** (der Deutschen Partei)."

Fuchsens Antlitz verfärbte sich. Einen Augenblick lang schien es, als wiche alles Leben aus seinen Adern, um dann mit verstärkter Wucht wieder zurückkehren. Er atmete schwer, und Haller sah ein, daß er vielleicht zu weit gegangen war, ihn an die früheren Kränkungen zu erinnern. Doch der Stadtrichter hatte sich in wenigen Augenblicken wieder in der Gewalt.

„Es ist mir recht, wenn Ihr als Gastfreund und Bruder hier frei herausredet, wie's Euch ums Herz ist ... wir werden uns leichter verstehn. So wisset denn, ich kehre nun und nimmer den Weg zurück, den ich einstens gegangen bin ... Ja, damals, als wir in ungestümem Übermut der Jugend gegen unsere Väter re-

bellierten, dem Ferdinandus Treue schworen und, bei Gott, auch hielten, wußten wir nicht, was wir taten; der alte Lux Hirscher, der vor kurzem endlich gestorben ist, tat recht, als er uns verbannte, das sehe ich heute selbst ein, da ich an seiner Stelle sitze. Verzeihet mir ein freies Wort. Was haben wir von Ferdinand empfangen als Blut, Tränen, Missetat und Kriegsunruhen? Hat er sein Wort an uns gehalten? ... Nein, Herr Bruder, der alte Lux ist tot und hat mir bis zum Tode nicht recht getraut ... er soll einst in der Auferstehung nicht die Freude haben, über mich zu sagen: ‚Der Fuchs ist ein Narr geblieben auch im Alter.' Jetzt sind andere Zeiten für uns Teutsche ... können's nicht ermessen, was die Zukunft bringt ... wir müssen uns schon selbst helfen ..."

„Und Martinuzzi, der alte Zinsräuber in Weißenburg? Er wird uns alle zerreißen und vertilgen, wenn wir evangelisch werden ..."

„Mit Weißenburg werden wir fertig ... mit Wien niemals ... wisset Ihr nicht, welches Los die Evangelischen im Lande Nieder- und Oberösterreich erfahren haben? Wisset Ihr nicht, daß dort das Evangelium verboten ist, als sei es die schändlichste Lüge dieser Welt? Solches haben wir von der Macht Habsburg zu gewärtigen, wenn sie bei uns zur Herrschaft kommt ..."

„Ist aber ein teutsch Geblüt, das über uns regieret, bedenket es wohl ... besser als Mönchsbrut und Weinsäufer ..."

„Mit nichten ... Ferdinandus hat einen hispanischen Mund und ein hispanisch Herze ... er wird uns nicht verstehen .. ."

Da erhob Haller beschwörend die Hände: „Hans Fuchs! Hans Fuchs! So soll denn die alte Uneinigkeit zwischen Hermannstadt und Kronstadt, den beiden Perlen im ungrischen Lande, wieder ausbrechen?"

„Nein, Herr Peter Haller, nein, niemals wieder ..., denn die Herren von Hermannstadt werden unter Eurer Führung klug sein und ihre Vorteile wahrnehmen ..."

Frau Anna, des Stadtrichters Eheweib, brachte den Trunk und unterbrach das Gespräch der beiden ... „Hier ein Stück rechten Siebenbürger Specks, Herr Haller, nehmt ihn als bösen Feind der Zwietracht an und zerfleischt ihn, wie sich's gebührt! ... Wohl bekomm's!" ...

Sie erhoben die Becher und tranken.

Haller hatte seine gute Laune wieder gewonnen, er schlürfte den kostbaren Trank und meinte schmunzelnd: „Auf Eurem Schloßberge mag die Rebe nicht gewachsen sein, die Ihr mir hier vorsetzet, denn man sagt, daß der Boden hier saure Früchte trägt ..."

„Eia! gewiß ... so sauer, daß alle Wölfe, die das Schloß berennen wollen, darin hängenbleiben. Ihr habt recht, solch edler Wein wächst nur an der Kokel ... dorther stammt er."

Weiter und weiter setzten sie das Gespräch fort. Man konnte deutlich wahrnehmen, wie die Gründe des Hermannstädters allmählich dem hartnäckigen Verhalten des Goldschmiedes nachgaben, fast schien es, daß er selbst der Meinung seines Gegners zugefallen sei.

Da meldete sich Ladislaus, der Bote im Hause des Stadtrichters.

Rasch wurde er vorgelassen und konnte das Schreiben dem Herrn überreichen. Während Haller sich ihm näherte und auf die Begegnung am Morgen aufmerksam wurde, überflog Fuchs die Zeilen ... Seine Züge weiteten sich, er griff nach dem Kreuz, das er verborgen unter dem Wamse trug, und sprach zu Haller: „Lieber Herr Bruder ... Gott hat selbst entschieden, g e g e n Ferdinand! Denn in diesem Schreiben wird berichtet, daß unsere alte Stadt Ofen samt Festung in die Hände der Türken gefallen ist ... sie ist der Schlüssel zum Wege nach Wien, wir sitzen in der Falle ... können nicht anders, als vom ohnmächtigen Habsburger abrücken."

Haller war aufgesprungen: „Wer meldet solche Untat?"

„Kendeſi, Euer Vetter und Verwandter, der bei Martinuzzi lebt."

„Iſt es wahr?" wendete Haller ſich an Ladislaus.

„Nur zu wahr, l e i d e r, Herr ..."

„Dann allerdings, Hans Fuchs, habt Ihr recht behalten, die Factio germanica hat vorläufig ausgeſpielt ... jetzt heißt unſere Zukunft u n i o, Einheit. Aller Parteihader muß ſchwinden, es geht nicht mehr um den königlichen Herrn, ſondern ums deutſche Volk, und das iſt mehr wert als alle Herrſchaft über uns ... Ich gebe aber den Kampf für Ferdinand nicht auf. Kommt Zeit, kommt Rat."

„Nun wollen wir hören, was Honter ſagt, was die Herren Geiſtlichen unternehmen. Ihr bleibet doch einige Zeit bei uns, nehmet morgen teil am Laurenzfeſte unſerer Jugend? ..."

„Wenn's Euch recht iſt, gerne ..." — — — — — — —

Nun verbreitete ſich in wenigen Stunden das Gerücht vom Falle der Hauptſtadt in Kronen, die Bürger traten zuſammen und beſprachen das Ereignis mit Eifer.

Morgen feierte man ja das Laurentiusfeſt, da konnte man erſt recht über die Geſchehniſſe nach Herzensluſt den Schnabel wetzen und wer mit aufmerkſamen Ohren die Reden der deutſchen Bürger erlauſcht hätte, hätte vernommen, daß der Fall Ferdinands den Kronern nicht ungelegen kam. Ihnen war die Sache der Reformation im Augenblicke mehr am Herzen gelegen.

In der Vorbereitung zum Laurenzfeſte gab's keinen Unterſchied zwiſchen Nürnberg und Kronen, überall, wo Deutſch die Zunge beherrſchte, zeigte ſich die gleiche Feſtesfreude ... nun ſollte man wieder erkennen, weſſen ſich der deutſche Geiſt in Siebenbürgen vermaß.

Denn der Frater Jörg, des Königs Hanſen Schatzmeiſter, hatte ſelbſt zornig und voll Neid bekennen müſſen: Wer die Sachſen hat, der hat das Land. Solches lag freilich nicht nur allein an der

zähen Tapferkeit der Sachsen, sondern in der Überlegenheit ihrer Waffen. Während das Aufgebot der Szekler und Magyaren, nicht zu reden von den Bergsassen der Walachen, sich mit Sense und einer tüchtigen Axt gerüstet genug glaubte, befahl das Gesetz dem Geringsten unter den Sachsenbrüdern, wenigstens mit Speer und Armbrust auszurücken. Waffen tragen und Waffen führen war erste Bürgerpflicht im Kolonistenstand. Wehe, wer sich darinnen nicht übte ... Nun aber war seit Erfindung der Donnerbüchsen die Feuerwaffe unter den meisten Bürgern der sächsischen Städte so sehr verbreitet, daß sich daraus allein ihre Überlegenheit erkennen ließe. Besser gerüstet sein, heißt Ansehen haben, besser kämpfen, bündnisfähig sein.

So summte und brummte Kronen nach Feierabend voll Volks, das halb aus Festesfreude, halb aus Neugierde auf dem weiten Marktplatze unter den Linden versammelt war. Vor dem Rathause ballte sich die Schar der Neugierigen zusammen.

Der neue Herr Stadtrichter hatte aus eignen Mitteln seiner Vaterstadt Kronen ein neu „Stück" (Kanone) verehrt, und der Volksmund war nicht faul, es nach dem Ursprungslande solcher Donnermäuler „Ochs von Nürnberg" zu nennen. Der Ochs von Nürnberg wog zwanzig Zentner und schoß aus seinem Maule Kugeln von sechsunddreißig Pfund. So beschaffen war die Sprache, mit der die Deutschen Siebenbürgens redeten, wenn man sie gutwillig nicht verstehen wollte.

Zwar hatte jede Bastei irgendein Geschütz, die eine „det lochert Schoißel" (das löcherige Scheusal), die andere die „plodderige Käthe". Von den Schneidern erzählte man sich, daß, als sie zum ersten Male ihre „patzige Schwarte" losschossen, die Luft von ganz Kronen erfüllt war von emporgerissenen Schneidergesellen, die wegen ihrer langen Ärmelschöße nicht zur Erde fallen konnten.

Der morgige Laurenztag sollte wieder eine Heerschau der Völker, ein lustiges Preisschießen und einen bockigen Wettlauf auf

Zugpferden bringen. Nun tastete jeder bessere Bürger den Leib des „Ochsen von Nürnberg" ab, sprach seinen Beifall aus und bewunderte die pfündigen Steinkolosse, die als Kugeln verschossen werden konnten. Man richtete eifrige Fragen an den Trabanten, der das Ungeheuer bewachte, und lächelte zufrieden über die Röslein und Lilien, mit denen man das bronzene Rohr geziert hatte, als sei es ein bräutlich Prinzeßlein ...

Frühmorgens schon erklangen die Glocken von der Kirche Unserer Lieben Frauen, dann antworteten die Herren Dominikaner aus dem Kloster mit ihrem Geläute, die Katharinengässer und Johannisgässer kamen nach ... es war ein blendend blauer Himmelstag, den der Herr dem Feste gewährte, ein vielstimmiges Kling-Klang und Blasen.

Wenige eilten zur üblichen Messe ... vorläufig hatte man anderes zu tun.

Herr Jeckel, der Stadtpfarrer, las das Amt nicht selbst, sondern der Kapellan Liebkind, genannt Antonius.

Anton Liebkind schien für seine Mitbürger und Priestergesellen dort stehengeblieben zu sein, wo die Ahnen vor hundert Jahren vielleicht verweilt hatten. Mit ungestörter Inbrunst verwaltete er die Sakramente, als habe sich in Wittenberg nichts zugetragen, mit heiligem Eifer focht er in seiner stillen Art für Fasten, Zölibat und Papismus, voll Inbrunst schwang er das Weihrauchfaß und schüttelte mißbilligend das Haupt, sogar wenn sein Vorgesetzter Herr Jeckel in unwilligem Zorn über den langsamen Fortschritt der Reformation böse Worte über die römische Kirche redete. Und dennoch, auch er sang heute die Messe rascher, als wollte er bald hinaus auf den großen, freien Marktplatz kommen.

Dort hatte sich der hohe Rat versammelt, ehrwürdige, tapfere Gestalten in weiten, pelzverbrämten Mänteln, mitten unter ihnen der Stadtrichter von Kronen, Herr Hans Fuchs.

Er saß auf einem Rappen und hielt den Streitkolben in der

Der Stadtrichter von Kronen, Herr Hans Fuchs

Hand, wie der Woiwode von Siebenbürgen es tat, wenn er seine Truppen befehligte, auch war Herr Fuchs siebenbürgischer Landleutnant, **locumtenens**, wie man damals sagte, und trug ein prächtiges Schwert an der Seite. Da waren sie alle, die Plecker, Benkner, Draudt, Griengras und Filstich, und auch der junge Herr Hirscher fehlte nicht im Zobelgewande, wie es einem Patricius geziemte.

Lustig erklangen die Zinken und Hörner der Stadtpfeifer.

Der Ochs von Nürnberg sollte erst einmal im Kreise um das Rathaus herumgefahren werden, um dann seinen Standort in dem Kürschnerzwinger zu beziehen.

Die Kürschner waren mächtig stolz auf diese Ehre und hatten einen lebendigen Ochsen als Zoll für das Volk gespendet, dieser sollte draußen vor dem Klostertore am Spieß gebraten und an Ort und Stelle verspeist werden.

Herr Petrus Haller, dem von einer schlaflosen Nacht der Kopf schmerzte — er hatte zu viel über die Politik der Kronstädter nachgesonnen —, ritt an der Seite seines Gastfreundes ebenfalls zum Vergnügen und erkannte bald im Kreise der Priester Herrn Rumeser, seinen eigenen Hermannstädter Stadtpfarrer.

„Ei, Herr Stadtpfarrer, Ihr seid auch nach Kronen gekommen zum Laurenzfeste?" fragte er säuerlich lächelnd den alten Herrn. Dieser nickte erschrocken und war froh, als er weiter keine Auskunft zu geben hatte. Neben ihm der Stadtpfarrer, Herr Jeckel, aber hatte kein priesterlich Kleid an, sondern war in der Gewandung eines vornehmen Bürgers erschienen mit breitem Ärmelwams und schwarzen Hosen, dazu in pelzverschnürter Mütze. Rumeser blickte sich verschüchtert um, wo waren denn die andern Herren Kapläne? Alle, alle in weltlicher Tracht? Oder gar mit Schießeisen bewaffnet? Gab's denn hier keine römische Kirchenordnung mehr? War der Geist der Zerstörung bis in diese gute Stadt gedrungen?

Doch ließen ihm die festlichen Ereignisse nicht Zeit zur Überlegung. Unter Fanfaren rückten die Zünfte ein, voran die Schwertfeger, die Büchsenmacher, in langer Reihe das ganze deutsche Gewerbe in bunter Kleidung und froher Erwartung, Fahnen wurden geschwungen ... Rufe erklangen ... jubelnd wurde Parole gegeben ...

Es war, als hätte der Fall von Ofen die Gemüter erst recht zum Widerstande gereizt ... vielleicht waren es auch die Hermannstädter Herren, denen man nun seine Macht erweisen wollte.

Unter erschrecklichem He und Ho führten die Zigeuner zehn Paar Ochsen heran, sie sollten das schwere Geschütz auf Rollen an seinen Standort schleppen. Selbst die kräftigen Tiere waren mit Blumengirlanden geschmückt.

Unter vielem Geschrei ihrer Treiber — denn Lärm ist für diese die wichtigste Äußerung bei der Arbeit — setzten sich die Ochsen in Bewegung, das Riesengeschütz schwankte langsam vorwärts ... Hurra und Juchei begleitete die Fahrt von allen Seiten ... Nun sollten sie kommen, die Türken und Tataren, Kronstadt war gerüstet ... Manchmal blieb der Ochsenzug mitten im Gerölle des Straßenunrates stecken, selbst die zehn Paar der stämmigsten Ochsen konnten nicht weiter, dann erhob sich ein Brüllen sondergleichen. Am eifrigsten taten sich die Weber hervor, aber auch die Kürschner meinten, es sei ihre Ehrenpflicht, an diesem Tage in allen Dingen nach dem Rechten zu sehn.

Dann ging's wieder weiter, die Löcher auf der Gasse wurden mit Rutenbündeln überdeckt ... der Ochs von Nürnberg schwankte seinem Ziele zu.

Die Kürschner- und Riemerbastei lagen dicht nebeneinander in der Nähe des Klostertores. Jenseits des Stadtgrabens landete bis in die Nähe der Mauer ein lieblicher Anger, der nun im Herbste, gemäht, zum fröhlichen Tummelplatze von alt und jung wurde.

Innerhalb der Mauern lag die Zielstatt. Es war des Ehrgeizes höchster Traum, ein Zeichen oder einen Kranz zu erringen. Diesmal hatte der neue Stadtrichter einen feinen orientalischen Teppich zum Preise für den besten Schützen gestiftet, und der Rat ein silbern Becherlein, ja selbst die Hundertmannschaft, die doch sonst so freigebig nicht war, versprach dem besten Armbrustschützen die Speckseite einer ausgewachsenen Sau, die man, wenn man geschickt war, auf seinem eignen Rücken wie ein Gewand forttragen mußte.

Während der Zug mit dem kollernden und rasselnden Geschütz durch die Klostergasse vorwärtsstrebte, lösten sie mit einem Male die andern Stücke auf der Stadtmauer, daß es ein donnerndes Getöne gab. So grüßten die übrigen Mörser und Hakenbüchsen ihren neuen Gesellen. Da wehten die blauroten Fahnen der Stadt ... da erstrahlte das Banner der Zunft in allen Farben

im Sonnenglanze, daß es eine Freude war und sich den deutschen Bürgern das Herz voll Stolz hob.

An der Spitze des Zuges ritten die Ratsherren.

Unter ihnen neben Petrus Haller auch einige ungarische Adelspersonen. Man hatte sie eingeladen, damit sie berichten könnten, welch ein Reichtum und welche Zuversicht unter den Teutschen lebte. Man wußte recht gut, daß solche Feste von ihnen nicht gerne besucht wurden, aber schließlich fanden sich doch einige wenige vornehme Herren bereit, den Sachsen die Ehre zu geben.

Endlich war es so weit, daß der Ochs von Nürnberg in Stellung gebracht wurde. Sein erster Böllerschuß riß die ganze Mannschaft auf die Knie, und die Steinkugel sauste unter Zischen und Pfauchen durch die Luft, um jenseits des Stadtgrabens mitten auf freiem Wiesenplan mit dumpfem Auffall zu landen. Hei, das war ein rechtes Schießen, da riefen sie alle Hurra und Heil und klatsch-

ten in die Hände, und jeder wollte ein zweites Mal den Donner des Ochsen vernehmen. Der Stückmeister aber winkte ab und meinte, solches sei zu teuer, nun hätten sie ja seine Sprache vernommen, und bald darauf begann das lustige Zielschießen.

Zuerst die Jungen, die Burschen aller Zünfte.

Ein graubärtiger Schützenmeister waltete seines Amtes und lehrte sie zielen. Einige hielten den Rückstoß des Feuerrohrs nicht aus und taumelten rücklings den Genossen in die Arme, diese lachten laut und hatten ihren Spaß daran. Allmählich kam Ernst in die Sache, die Jünglinge machten den älteren Meistern Platz, die im Schusse schon einige Erfahrung hatten.

Unten vor der Torbastei im ebenen Plane versammelte der Stadtrichter das reisige Volk und ließ es unter dem Beifall der Kroner vor seinen Augen vorbeiziehen, 3000 Mann hoch. Nun schwoll ihnen das Herz in Sicherheit. Da Kronen allein 3000 Mann im Solde halten konnte, was wunder, wenn die andern deutschen Städte in Siebenbürgen für uneinnehmbar galten; der ganze Adel des Landes brachte nicht 4000 Söldner zusammen, hier erlaubte sich eine einzige Stadt fast so viel als die Herren und Stände.

Aus der rumänischen Vorstadt strömte allerlei bulgarisches Volk dem Festplatze zu, diese Obervorstädter Anrainer durften nicht in geschlossenem Zuge durch die Stadt hindurch nach der Kürschnerbastei marschieren, sie mußten daher auf verschiedenen Pfaden rings um die Stadt herumgehen und dann durch das Klostertor wieder Eingang begehren, oder sie schlichen sich den Graftbach entlang mit den Zigeunern zusammen über Felsvorsprünge und Bachabstürze, um vor dem Riemerzwinger zu erscheinen, wo sie ein mächtiges Geschrei erhoben und sich und andern keine Ruhe gönnten.

Denn das niedere Volk ahnte, daß neben der Tapferkeit auch leibliche Genüsse zu erwarten waren, insbesondere auf Fleisch

...oder sie schlichen sich den Graftbach entlang...

waren sie versessen, denn das gab es nur selten in ihrem Haushalte. Sie trugen alle ihre bunte Tracht, die sie einst aus Bulgarien mitgebracht hatten, als man sie zum Baue der großen Marienkirche hieher eingeladen hatte, ließen das Hemd in bauschigen Falten über die Hosen herabhängen und sahen von Zeit zu Zeit auf die Geschütze hin, deren Schreckhaftigkeit ihnen mächtig Grauen aufzwang. Bald aber lenkte sie ein fein duftender Bratengeruch auf ein neues Wunder, denn unter einer riesigen Ulme hatte der Bratochse sein Leben geendet und wurde auf einen mannshohen Spieß gezogen, unter dem ein Feuer prasselte. Die Burschen wußten, daß dem Flinksten die Welt gehöre, und wollten sich bei diesem Treffen, da es um den Braten ging, gewiß nicht lumpen lassen. Auch die Zigeuner holten sich die Därme und Innereien des geschlachteten Tieres. Gott mochte wissen, was sie mit den Dingen anfangen wollten, fast schien es, als ob sie sie noch frisch von Blut triefend auffraßen.

Lange warteten die Bürger, bis der Ochs am Spieße gar wurde.

Unterdessen rollten die Küfer ein mächtiges Faß heran, statt der Pipe war an dem einen Spundloch ein eichenes Löwenmaul angebracht. Unzählige Eimer Wein gossen sie oben hinein, stundenlang sollte es aus dem Löwenmaul fließen und unentgeltlich jung und alt tränken, doch durfte erst getrunken werden, wenn das Wettschießen vorüber war.

Unaufhörlich knallten die Büchsen, ohne Unterbrechung platzten die Böller und Mörser auf. So war's den Herren recht.

Petrus Haller hatte das schwere Ratsgewand abgelegt und ging, von wenigen erkannt, durch die flutende Menge. Er hatte das Aufgebot der Kroner bewundernd betrachtet und festgestellt, daß sie hinter Hermannstadt nicht zurückblieben. Ja, ja, das Aufgebot der Sachsen hielt das Schicksal des Landes in seinen Händen. Ihm fraß es das Herz ab, daß Hans Fuchs nicht mit Feuer

und Flamme für Ferdinand eintrat, daß vielmehr der neue Stadtrichter seinen alten Jugendvorsätzen abgeschworen hatte und wohl oder übel dem alten Lux Hirscher nacheiferte, der sie einst alle an den Galgen hatte bringen wollen.

Gab es denn überhaupt eine andere Bindung an das Reich als durch den Fürsten? Konnte ein anderer Weg ersonnen werden, der Ungarn an den Westen kettete? Diese Magnaten trugen bei aller Tünche des Christentums in sich eine brennende Wildheit der Steppe. Sie waren den Städten feind und mißtrauisch gegen den Deutschen Geist. Schon damals galt die Redensart: „**Mégis hunszfut a német!**“ „Der Deutsche ist doch ein Hundsfott!“ Und auch in den Deutschen machte sich etwas wie eine Reichssehnsucht geltend. Nun sollte dies alles wieder unmöglich werden, weil die Kroner Herren anders dachten?

„Ei, seht doch, Herr Petrus Haller?! Fast hätte ich vor Euch die schuldige Reverenz versehentlich versäumt“, ertönte es hinter ihm. Unwillig wandte sich der Hermannstädter um.

„So habt Ihr mich erkannt, Herr Griengras?“ fragte der Angeredete etwas ärgerlich.

„Wer sollte den großen, stattlichen Mann nicht erkennen, selbst wenn er das Kleid eines einfachen Bürgers wählt?“

„So laßt uns gemeinsam das Volk in seiner Festesfreude beobachten. — Da ... seh ich recht, die Zigeuner tanzen ums Feuer?“

Beide blickten hinüber, wo der Rest des gebratenen Ochsen eben in wütendem Kampf zerfleischt wurde, nachdem die besseren Teile von den Schlächtern den Bürgern zugerüstet worden waren.

Die Keilerei dauerte nur kurze Zeit, da blinkten die nackten Rippen über dem Feuer. Wer einen guten Bissen ergattern konnte, setzte sich rings im Kreise zu den andern. Nur die Zigeuner glaubten, daß nun ihre Stunde gekommen sei. Sie vollführten einen wilden Tanz und sprangen heulend durch die noch immer aufzüngelnden Flammen. Dazu zirpten einige Querfideln und Pfeifen

ein gar scheußliches Liedlein. Der Büttel machte ihrem ungebärdigen Treiben mit einem Prügel bald ein Ende. Rücksichtslos walkte er ihren Rücken, während das Volk laut Beifall spendete.

Jetzt nahten die Sieger im Preisschießen. Lukas Preidt, der Schlosser, holte sich den Teppich vom Ratsherrn Grasbolder, der ihn mit einigen Worten Lateinisch beglückwünschte. Da schoß der Wein durch das eichene Löwenmaul und der Streit der Buben begann um diese Quelle. Der Tischler Heinz Rosenauer erwarb durch seinen Schuß auf ein Mäuslein den silbernen Becher des Rats und schon sah man den kleinen Ties, den sie spottweise „kilencz" nannten (tíz heißt magyarisch „zehn", kilencz = „neun"), weil er den Zehner seines Namens zu Unrecht führte und eigentlich nur einen Neuner wert war, die ganze Speckseite über die Achsel heben und heimtragen. Wer hätte gedacht, daß der kleine Ties solche Kräfte in sich barg.

Griengras rümpfte die Nase. Seinem patrizischen Dünkel deuchte das Treiben hier ein Unfug. Haller aber merkte mit Unmut die Überheblichkeit des Stadtschreibers: „Mißgönnet dem Volke diese Stunden des Frohsinnes nicht, bitter und hart sind sie erstritten und werden doppelt aufgewogen, wenn der Feind wider unsere Mauern anrennt. Mir will scheinen, daß dann ein derber Klotz mehr gilt als fürnehme Gänsekiele hinter dem Ohre ..."

Griengras blickte unwillig zu Boden und sagte dann leichthin: „Ich möchte bitten, zu überlegen, daß wir den fürsichtnamhaftweisen Herrn Stadtrichter nicht über Gebühr warten lassen dürfen. Ihr seid doch auch wie ich zum Festmahle geladen, so heute vor dem Rathause unter den drei großen Linden stattfindet ..."

„Oh, bis dahin ist es noch Zeit. Mein Freund Fuchs wird gewiß keine Unschicklichkeit darin finden, wenn ich mir noch das Rosselaufen und Ringelstechen ansehe ..." Sprach's und wollte auf und davon, doch Herr Griengras verließ seine Seite nicht,

sondern folgte ihm gleichfalls. Als sie zum Rennplatz kamen, war ein Rennen schon beendet. Ein sächsischer Reiter war vom Pferde gestürzt und der Bader schröpfte ihm gerade unter den neugierigen Blicken von hundert Zuschauern das wenige Blut ab, das ihm noch geblieben war. Ein anderer Trupp bereitete sich eben zum Laufe vor; als Lohn winkte eine goldene Schaumünze.

Hei, wie die Rosse dahinschossen! Rechts und links die Bahn entlang anfeuernde Zurufe, Tücherschwenken und lautes Grüßen. Man kannte sie, die Burschen; was wunder, wenn sich die Jungfrauen hier besonders gerne aufhielten? Am obern Ende des Tores, der Stadtmauer entlang, gab's ein Ringelstechen. Nur Geschicklichkeit konnte zum Siege führen, hier kam's weniger auf rohe Kraft als auf sichere Hand und scharfen Blick an.

Paul Benkner der Jüngere wurde wieder Sieger. Heiß wallte sein Atem, hochrot flackerte sein Antlitz, als er Lukas Griengras erkannte:

„Gott zum Gruße, Herr Stadtschreiber!" rief er und schwenkte das Ringlein, mit dem sie ihm die Lanze geschmückt hatten.

„Hier steht Herr Petrus Haller vor dir, tapferer Jüngling; steig vom Rosse und grüße ihn!" Paul tat mit schicklichem Schwunge, wie ihm befohlen ward und verneigte sich vor dem Hermannstädter Ratsherrn. Da sagte Petrus Haller:

„Ihr tragt einen stolzen Namen, Paulus Benkner .... einen bessern gibt's wohl nicht im Burzenlande und darüber hinaus ... mir deucht, es ist um unser deutsch Blut hier so übel nit bestellt, solang uns Jünglinge aus solch edlem Geschlecht erwachsen ..." Paul Benkner dankte hoch errötend für die freundlichen Worte.

„Und nun kommt, junger Mann, wir wollen zusammen nach dem Marktplatze gehn, wo man auf uns wartet. Wir wollen mit dem Vater und Herrn Fuchs zu Mittag essen."

Sie drängten sich durch die wogende Menge, wo immer sie sich zeigten, wurde Paulus gegrüßt und umjubelt.

Hans Fuchsens Ehe war mit Leibeserben bis zur Stunde nicht gesegnet. Was sollte aus der Ratsherrnwürde werden, wenn sich keine Söhne fanden, die den Stand der Väter an sich nahmen ...?"

*

Vier breite, mächtige Tafeln erhoben sich vor dem Ratshause. Unter den Linden ließ man es sich wohl sein, denn die Sonne hatte ihren höchsten Stand erreicht, man war seit den frühesten Morgenstunden auf den Beinen.

Ganz ohne Zwischenfall war denn doch nicht alles verlaufen und wenn Herr Draudt sein Töchterlein und Herr Simon Filstich seinen mannbaren Sohn im Kreise der Anwesenden vermißte, so sandte die Frau Hirscherin ihrer Nachbarin ein vielsagendes Lächeln zu. Am nächsten Katharinenfest konnte man Hochzeit machen. Der alte Draudt wetterte gegen die heutigen lockeren Sitten und Filstich redete von Ungehorsam und Zuchtlosigkeit.

Man aß aus Zinntellern und trug die Speisen auf silbernen Schüsseln herbei. Fleischbrühe, Wildbret, Geflügel, mit der viel begehrten Limone zubereitet, Pfeffer und Safran färbte die Zutaten. Stieg dann der Durst in die Kehle, goß man den echten Malvasier aus goldenen Kannen in die Becher. Die waren aus gut siebenbürgischem Golde und von sächsischen Goldschmieden herrlich verarbeitet, daß die Henkel im Sonnenschein wie leibhaftiges Feuer funkelten. Messer und Gabeln gab es nicht, vielleicht Löffel, aber die meisten vergaßen den Anstand auch so nicht, und fragten eifrig, wie man sich zu Nürnberg oder Ulm, zu Wien oder Prag beim Essen verhielt und was man dort als letzte Schicklichkeit eben lehrte.

Was man darbot, war in verschwenderischem Überfluß vorhanden. Die Kroner Herren ließen sich nicht spotten. Von Zeit zu Zeit streute Hans Fuchs Münzen unter die Gaffer, die dem Festmahle zuschauten. Halbgeleerte Schüsseln reichte man den

Armen, die in langatmigen walachischen Segensbeteuerungen dankten; es waren dies meist Gebirgsrumänen, ständige Zaungäste des Laurenzfestes. „**Doamnă ajută, boda prost!**“ sagten sie. (Vergelt's Gott, wir danken!)

Herr Petrus Haller hatte neben dem Gastherrn Platz genommen, diesem zur Rechten saß Meister Johannes Honter. Beiden gegenüber Herr Stadtpfarrer Rumeser aus Hermannstadt und der Abt der Dominikaner. Der Kronstädter Stadtpfarrer Jeckel war nirgends zu sehen, denn er grollte, das wußte jedes Kind.

Honter trug einfaches Schwarz, wogegen seine bleiche, hohe Stirn und seine gelehrten Gesichtszüge besonders abstachen. Es schien, als sei ihm der Festestrubel etwas fremd, als fühle er sich nicht am zufriedensten an des Tisches Bord. Jedermann begegnete dem berühmten Ratsherrn mit zuvorkommender Ehrfurcht und es fehlte nicht viel, so hätte man sich durch die Anwesenheit dieses Herrn Druckermeisters mehr geehrt gefühlt als durch die der fremden, hochadeligen Gäste. Selbst des Kanzlers Martinuzzi allergnädigste Person war durch seinen Boten, den Herrn Bischofsvikar Wolfhardus, vertreten. Wolfhardus war ein stiller Sachse von wohlwollender Gemütsart, von dem sie erzählten, er sei heimlich ein Lutherischer.

Aller Glanz der Tafel ging von Honter aus. Sie hatten ihm zuliebe eine Zeitlang lateinisch geredet, die Sprache galt hierzulande als zweite Landessprache, wie hätten sich sonst die drei Nationen verstehen können? Honter unterbrach dies mit einem Male:

„Nun aber, liebe Freunde, lasset uns unser vertrautes Teutsch sprechen ... ist wieder zu Ehren gekommen, seit unsere Heilige Schrift sich in die ehrsame Muttersprache gekleidet hat.“ Und alle waren es zufrieden. Nur die ungrischen Herren redeten lieber sächsisch, das hatten sie von ihren untertänigen Gemeinden wohl gelernt, und so floß die Unterhaltung bald in einem Gemisch von

allerlei Landessprachen dahin, halb lateinisch, halb sächsisch, halb magyarisch, ja sogar walachisch, aber je mehr der Wein floß, um so besser verstand man sich.

Rumeser blickte scheu zum Abt der Dominikaner hin: „Ich hätt' Euch nicht erkannt, Hochwürden, wenn ich Euch in dieser bürgerlichen Kleidung je auf der Straße begegnet hätte."

„Nur nicht lange gefackelt! Herr Bruder, heraus aus der pfäffischen Kluft, ohne Kutte atmet es sich leichter und frischer." —

„Was sagt aber unser hochwürdiger Herr Vikarius dazu?"

„Der sieht nichts, oder will's nit sehen, ... ist ein recht milder Herr, der Dominus Wolfhardus, ... ich mein, er hätte viel zu tun, wenn er itzt sollte die Kutten zählen, so die entlaufenen Mönch niederlegen ... Mein Kloster ist leer geworden, nur der alte Rupertus hält aus Anhänglichkeit bei der Sache. So lesen wir beide allein die Messe."

„Die Messe? ... Gott sei Dank! ... Noch besteht die alte Kirche", meinte Rumeser.

Auch Honter mußte Auskunft geben.

Immer wieder drängte sich die Schar der fremden Gäste an ihn, Antwort heischend auf die Frage, wann endlich Kronen das freie Gotteswort einführen werde. „Ganz Siebenbürgen weiß, daß Herr Jeckel lieber heute als morgen die alten Altäre abbrechen ließe und die Bilder verwerfen würde", flüsterte der Graf Alard von Beldi, „warum tut Ihr nicht mit?"

Honters Gesicht verwandelte sich in Undurchdringlichkeit. „Noch ist die Zeit nicht gekommen", sagte er fast schroff.

„Nicht gekommen, Herr Ratsherr? ... Da müßt ich fast lachen, wenn ich nicht wüßte, daß Meister Johannes als der klügste und gelehrteste aller Humanisten in unserm Vaterlande Siebenbürgen gilt ... Nicht gekommen? ... Vielleicht ist es schon zu spät ...!"

„Ich bin noch nicht entschieden, für welche der Konfessionen unser Volk geschaffen wurde ..."

„Da gibt es keine Wahl mehr, lieber Honter ..., schon weicht ein groß Teil der ungrischen Herren zu Zwingli und Calvin, diese halten die rechte Weise inne, sie sind die Männer der Zukunft. Luther ist alt, krank, schwach, vielleicht auch zu milde ..."

„Und deutsch ..." ergänzte Honter. „Hab ich nicht recht mit diesem Einwurf, Herr Graf? ..."

Alard von Beldi biß sich auf die Lippen ... War er durchschaut? Niemand wußte es, nur Fuchs, der dem Gespräch gelauscht hatte, meinte er leichthin: „Wir bleiben vorläufig, wo wir sind. Kommt Zeit, kommt Rat!"

„Ich wünsch Euch nit, daß das Volk schneller sei als Ihr selbst. Hat doch die Kaiserliche Majestät auch den Zeitpunkt versäumt und sitzet nun in Böhmen und Österreich zwischen zwei Sesseln", entgegnete Beldi.

Hatten diese verwünschten Sachsen schon wieder einen eignen Weg vor Augen? Beldi grübelte den Dingen nach und tat, um seinen Ärger zu verbergen, einen tiefen Zug aus der Silberkanne. Jetzt wäre der Augenblick günstig gewesen, alle Völker Siebenbürgens, Ungarn, Szekler und Teutsche, vielleicht sogar die Walachen, zum einigen, reformierten Glauben Zwinglis zu bringen, und siehe, die starrköpfigen Sachsen brauten wieder ihre eignen Suppen. Da saß er mitten in ihrer Stadtburg als Gast und fraß sich voll an ihren Reichtümern, sie waren gastfreundlich, ließen sich aber nichts abringen.

Da erklangen plötzlich liebliche Klänge über den Marktplatz. Den Tischen gegenüber hatten auf einer Erhöhung die Stadtmusikanten, vermehrt durch eine erkleckliche Zahl von Schülern, Platz genommen, um die Tafelfreuden der Herren Patrizier mit einer Musika zu erfreun, denn auch in dieser Kunst war die deutsche Stadt allen andern des Landes voraus. Schon vor Jahren, als die Türken ihren Ikzender Tschauß (hoher Würdenträger) wegen der Friedensverhandlungen nach Kronstadt gesendet hatten, bat

sich dieser die Musika des Herrn Hieronymus Ostermayer zur Unterhaltung aus, und der fromme Herr Organiste mußte dem wüsten Tataren so lange auf seinem Portativ vorspielen, bis der hohe Herr in Gnaden einschlief. Nun saß der Stadtorganist wieder unter den blasenden und streichenden Gesellen. Er hatte zur Ratswahl eine neue Motette gesetzt und führte sie nun zur Freude aller Zuhörer auf.

Honter und Fuchs winkten dem treuen Manne zu. Er erhob sich leicht, ohne das Organum zu unterbrechen, und nickte mit dem Haupte.

Schon war die Sonne dem Untergange nahe. Steile Schatten erhoben sich über dem Erdboden. Noch immer wechselten die Speisen und Getränke ab, noch immer hoben sie volle Schüsseln heran. Unter der Lindenreihe hatte sich die Jugend gesammelt, allerdings nur die patrizische, und das sanfte Getön der Tuben und Pauken lockte zu ehrbarem Tanze. Es gab deutsche Tänze, aber auch ungrische Hüpfer, nicht nur den heute so beliebten Csárdás, sondern den Palotás (Palasttanz), der feierlich und getragen der Kleidertracht der Zeit entsprach. Graf Beldi führte die Nichte Honters, eine jugendliche Schönheit mit dickem, semmelblondem Haar und schönen blauen Äuglein. Sie schien aber nicht bei der Sache und blickte scheu zu ihrem Ohm hinüber, der ihr gelassen zunickte. Heut gestattete er den Tanz. Paul Benkner jauchzte verwegen über den Tanzboden mit Käthchen Draudt.

Noch immer krachten die Böllerschüsse von nah und fern.

Da rannte jemand eilfertig durch die Menge auf Honter zu und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Honter erhob sich ernst und verabschiedete sich.

„Wohin so eilig, Herr Honter?" fragte Fuchs.

„Noch gibt es Arbeit im Hause ..."

*

Während der Festfeier lag am Nachmittag die Dominikanerkirche leer und nur von farbigen Lichtern durchflutet da.

Niemand kam auf den Gedanken, nachmittags die Vesper des heiligen Laurenztages zu besuchen, und das lärmende Treiben auf der Zielstatt und unter den Mauern des Kürschnerzwingers drang nur gedämpft in das Schiff der Kirche.

Trotzdem zündete Rupert die hohen Leuchter an.

Ihm war nicht wohl, wenn er seine Pflicht nicht tat. So schlurfte er mit langsamen Schritten durch das Chor. Einst war es anders gewesen, da strömte das Volk, nachdem man die letzten Böllerschüsse abgefeuert hatte, in die Kirche, um dem Abendsegen beizuwohnen; jetzt aber war alles anders geworden ...

Gewiß, die Welt war zum Untergange reif. Nicht ohne Grund hatten sie im Vorjahre den großen Kometen wie eine feurige Hand Gottes über dem Zinnensattel leuchten gesehn und das Zigeunervolk, das sich auch heute in hellen Scharen vor der äußern Purzen (Tor) niedergelassen hatte, unkte von allerlei bösen Händeln. Sie hatten recht behalten, denn auch zu seinen Ohren war das Gerücht vom Falle der alten Feste Ofen gedrungen, der stärksten Burg des ungrischen Reiches. Außerdem rüstete der Fürst der Moldau zum Einfall ins Burzenland.

Während Rupert schweigend vor dem Hauptaltar stand und dem Verlauf der Dinge nachsann, öffnete sich leise die Tür der Sakristei und Antonius Liebkind schritt, ihm zuwinkend, auf den Altar zu. Er mochte den gleichen Gedanken haben wie Rupert und trat ohne Aufforderung auch hier an die Stelle des verweltlichten Abtes, der draußen auf dem Marktplatze mit den Herren Ratsmitgliedern becherte.

Rupertus folgte ihm und sie knieten leise, das Allerheiligste aus dem Tabernakel holend, nieder, um den Abendsegen zu sprechen, zwei, drei alte Leute waren durch die geöffnete Seitentür noch hinzugetreten, und Rupert erkannte neben dem eben

angekommenen Ladislaus auch den alten Pfarrer Lukas. Mit zitternden Händen schlug der Greis das Kreuz und ließ sich, leise aufseufzend, auf die Knie. Leere Kirchen — böse Zeiten!

Es war ein stilles, seltsames Beten unter dem Dröhnen der Feldstücke und dem sumsenden Treiben des Volkes.

Sie waren kaum über die ersten Zeilen der Litanei hinausgekommen, als ein schriller Pfiff durch die Hallen gellte. Das war keine Störung von außen her ... das war mitten im Gotteshaus gewesen. Entsetzt blickte Rupert hinter sich, um im gleichen Augenblick wahrzunehmen, daß durch die aufgerissene Mittelpforte eine Reihe ausgelassener Festgäste eingedrungen war. Es handelte sich offenbar um trunkene Männer, die selbst im ersten Augenblick, von der Stille des Raumes gebannt, zögerten; dann aber strömten immer neue Gesellen hinzu. Bald erfüllte lautes, johlendes Lachen den Raum Gottes.

Antonius redete leise seine Gebete weiter.

Schwerter klirrten auf ... Stangen und Lanzen rasselten auf den Boden.

Da nahte ein Zug der Leineweber. Sie waren von jeher leicht erregten Gemütes und wurden von dem langen Klaus geführt, der sein mächtiges Holzschwert, wer weiß von welcher Mummenschanz her, in der Hand führte und damit herumfuchtelnd bis an den Sperrschragen des Chores trat.

„Aufhören mit dem vermaledeiten Geplapper!" brüllten sie. „Aufhören mit der Winkelmeß ... Im Augenblick ist keine Zeit mehr für derlei Firlefanz ...!"

Im Nu hatten sie Rupertus am Kragen und entrissen ihm das Weihrauchfaß, das klirrend zu Boden fiel.

Da unterbrach der Priester das Amt und schrie, bebend vor Ärger in die Menge: „... Ihr Tempelschänder! ... Was tut ihr? ... Wollet ihr Gottes Fluch auf euer sündig Haupt laden? ..."

Nun gewann die Nüchternheit wieder etwas Herrschaft über die Geister, aber was vorher vielleicht ein übler Scherz, eine müßige Laune gewesen war, wurde nun bitterer Ernst ...

„Was redet Ihr, Herr Kapellan ... Tempelschänder sind Leute, die Gottes Wort nicht hören wollen ... wir sind ehrsame lutherische Christen, die keinen Mißbrauch dulden in dieser Stadt."

„Wer hat euch ein Recht dazu gegeben, ihr Bilderstürmer, hier die Litanei zu stören ...?" antwortete trotzig Liebkind.

In diesem Augenblick drängte sich der Student Martin Heintzius vor, der eben in den Ferien aus Wittenberg heimgekehrt war.

„Merket Ihr nicht, Herr Bruder, daß es hier um mehr geht als um dürre Worte? — Seid Ihr immer noch störrisch genug, an dem alten Zeug zu hängen, dessen jetzt die ganze Welt überdrüssig ist ...?" Martin Heintzius keuchte ... er war in eiligem Lauf dahergekommen und meinte, seine Stunde sei nun da. Schon lange brannte es in ihm von Ehrgeiz.

„Hinweg, Verruchter! ... Abtrünniger!" kreischte plötzlich Rupert. „Du hast hier keine Stätte ...!"

Mit einem Satz war Martin über den Schragen gesprungen und zwang den Sakristan auf die Knie.

„Ei siehe, ein Streit zwischen den Herren Gelehrten ... Das ist einmal was anderes als unsre Hahnenkämpfe", gröhlte eine Stimme aus der Schar der langsam Nachdrängenden. Krähendes Jauchzen erscholl ... Trunkene taumelten näher.

Da griff der lange Klaus mit einem Male ein. Er und seine Helfershelfer faßten den zeternden Kapellan samt Rupert und banden sie auf die rotsamtenen Sessel fest, auf denen sonst der Abt und sein Vikar dem Hochamte beizuwohnen pflegten. Hellauf lachten die Zuschauer solchen Schabernakes wegen.

„Und nun, Meister Martin Heinz, besteiget die Kanzel!" sagte Klaus, „lasset einen ordentlichen Sermon hören, wie er in Witten-

berg gehalten wird." Martin hatte seine Ruhe wiedergewonnen. Warum sollte er dem Wunsche des Volkes nicht willfahren?

Erst als er auf der Kanzel stand, wurde ihm ein wenig bange, wenn er des Herrn Johannes Honter gedachte, doch der war ja weit, saß auf dem Marktplatz mit den andern Herren des Rates und ließ es sich beim Weine wohl sein.

„Weil ihr mich denn nun gezwungen habt, hier einen Sermon zu halten, ihr lieben Brüder, so will ich vor euch mein Herz ausschütten und euch nit verhehlen, daß mir bange ist. Jawohl, bange: Nit um mich und meinesgleichen, denn mir winket ein Brot überall im Lande, wo ich nur will, sondern weil wir noch immer nit beim echten, unverfälschten Gotteswort daheim sind, noch immer warten und wieder warten ... Was gilt's, wir würden siegen, wenn wir nur wollten und reinen Tisch machen dürften nach eignem Geschmack ... aber die Herrn vom Rat wollen's nicht, und da müssen wir schweigen ..."

Ein unwilliges Gemurmel erhob sich in den Bankreihen, da die Eindringlinge Platz genommen hatten. Solches feuerte Martin erst recht an.

„Aber noch gibt es Bürger in dieser teutschen Stadt, die ein rechtes, mutiges Herz haben, die sich kaum fürchten, sondern selber zugreifen, wenn ihnen etwas nicht behagt. Noch gibt es Arme, die nit müßig bleiben, wenn die Väter schlafen ... Auf, ihr Bürger! ... worauf sollen wir noch warten? Im Heiligen Römischen Reich schreibt Luther unbezwungen von Kaiser und Papst seine Bücher. In der herrlichen Stadt Basel und in Zürich vertreiben sie die Pfaffen und reißen die Altäre nieder. Warum geschieht solches bei uns nit? Brauchen wir all den Tand und Schmuck zum Gottesdienst? Gott ist nicht ein Gott der Reichen, sondern der Armen und Unterdrückten ..."

Ein schmerzliches Stöhnen entrang sich dem Munde des gefesselten und geknebelten Kapellans.

„Hört ihr, wie es den Teufel wurmt, daß man sein mächtig wird?" Schallendes Gelächter erdröhnte im Kirchenraum.

„Vielleicht hat er Durst." Der Weber rief einen Gerber mit Namen Klutsch herbei, zerrte dem Bedrängten den Knebel aus dem Mund und goß ihm aus seinem Humpen Bier hinein.

In steigender Erregung überflog Martin die immer unruhiger werdende und randalierende Menge.

Da schob sich ein Mann durch die Tür und blieb der Kanzel gegenüber stehen.

„Und nun, Brüder, auf! ... Wir wollen den Anfang machen, dann folgt uns der hohe Rat selbst ..." Mit einem Male unterbrach Martin seine aufreizende Rede. Jener Mann, der bescheiden im Hintergrunde an einer Säule lehnte, war Meister Johannes. Noch hatten ihn wenige wahrgenommen, die Predigt aber blieb dem Redner im Halse stecken ... Er suchte nach Worten und fand keine, blickte nur immer scheu auf die geheimnisvolle Gestalt am Pfeiler ...

Honters Augen waren zu dem Manne auf der Kanzel emporgerichtet. Dunkle, willensstarke Augen einer beherrschten Seele ... Was tat der junge Eiferer auf der Kanzel? ... Sollte das ganze Lebenswerk Honters in dieser Stunde an der Hetzrede eines Übermütigen scheitern ...?

Der gelehrte Ratsherr redete kein Wort, langsam, Schritt für Schritt ausholend, gelangte er vorwärts; dem auf der Kanzel war aller Sinn zur Rede verflogen ...

Ruhig trat Honter auf den langen Weber zu und deutete ihm wortlos an, den Kapellan seiner Stricke zu entledigen.

„Und nun, meine Brüder, sagt mir, was focht euch an, diese heilige Stätte mit Gewalt zu bedrohen?" fragte er ernst.

„Wir wollen keine Winkelmeß ... keinen Afterglauben ...", trotzten sie auf.

„Es wird alles schließlich nach eurem Wunsch geschehen, Mit-

bürger, nur nicht mit Gewalt, denn Gewalt ist des Herrn Gebot zuwider ..."

Heinz war wieder zu sich selbst gekommen, er stieg von der Kanzel herunter und sagte laut: „Gewiß, Meister Johannes, es muß anders werden, wir wollen gerne noch warten, aber sagt uns, wie lange noch? ... Meister Johannes, seht hier ein Volk vor Euch, das schlechteste nicht in unserm Vaterland, es fleht Euch an um das Evangel!" ...

„Hast du es so eilig, Jüngling? ... Kannst du nicht erwarten, das Gut der Väter abzutun? Etwas anders wäre es, wenn wir Alten es so eilig hätten, weil die Zeit uns rasch dahinschwindet! Aber du, der du vor kurzem noch mitten in Wittenberg atmetest?"

Zornig funkelten Honters Augen.

Da traten zwei rote Flecken der Erregung in Martins Wangen: „Mich zieht es nach Basel, daß Ihr's wißt, Meister Johannes! Dorthin, wo Ihr selbst einst eine gastliche Stätte gefunden habt ... fort von Luthers engherziger Orthodoxie ..."

„Das darfst du nicht!" ... Wie ein Schrei dröhnte Honters Stimme durch die Kirche ... „Luther ist der Deutschen Apostel ... willst du zu den Ungarn oder Polen weichen? ..."

Unheimliche Stille lastete auf der Kirche. Schon hatten sich die Letztstehenden durch die weit offenen Tore hinausgeschlichen. Langsam setzte sich die ganze Zuhörerschaft in Bewegung ... Meister Honter war zornig. Selten sah man solche Blitze aus seinen Augen schießen.

„Ihr lieben Freunde", wandte er sich wieder ruhiger an die Unschlüssigen, „geht nach Hause, beschließt das schöne Lorenzenfest nicht mit unheilvollen Taten. Der Hohe Rat unserer Stadt wird nicht warten und zögern mit dem vollen Evangel, wenn es an der Zeit ist. Ihr habt doch vernommen, daß die Feste Ofen in den Besitz der Gottesfeinde geraten ist. Nun müssen wir wohl überlegen, wie wir ohne Ferdinandus aus der Kampfzeit zum

„Hast du es so eilig, Jüngling?"

Frieden kommen. Gedenket ihr mit dem Schwerte Christum ein zweitesmal zu kreuzigen in seiner eignen Kirchen? Das sei ferne!"

Rupertus hatte eilfertig die glosenden Kohlen wieder in das Räucherfaß gesammelt und wollte es in Brand blasen, da sagte zu ihm Honter: „Laßt diesen unnützen Tand ... Herr Liebkind ... geht Eures Weges, es wird Euch niemand bedräuen ..."

Bald war die Kirche wieder in ihrer alten Ruhe, nur das Ewige Licht über dem Altar war verloschen. Wie kam das doch? Unerreichbar hoch schwebte es, und niemand hatte gemerkt, daß sein Flämmchen plötzlich aufhörte. Es wurde für lange Zeit nicht mehr angezündet. — — —

Honter war auf dem Heimwege begriffen.

Bruder Ladislaus begleitete ihn: „Ich danke Euch, Bruder Mönch, daß Ihr mich rechtzeitig gerufen habt, ich konnte so größeres Unheil verhüten."

Ehrfürchtig verbeugte sich der Angeredete und ließ den gelehrten Meister allein.

Noch lange, bis in die tiefe Dunkelheit ergötzte sich die Bürgerschaft in der hochsommerlich warmen Nacht. Ganze Schwärme von Frohgesinnten suchten beim Heimgang noch kleine, ihnen wohlbekannte Gaststätten auf; der Tanzplatz war dem lockeren Völkchen der Trabanten und Walachen überlassen, die unter fremdländischen Klängen nun auch ihr Vergnügen im Dunkeln hatten. Wie ein böser Traum lag den deutschen Bürgern die Erinnerung an die Dominikanerkirche im Blute. Sie redeten nichts darüber, aber es überkam sie ein geheimes Grausen, wenn sie daran dachten, was ohne das Eingreifen des Herrn Honter hätte geschehen können. Nun ließen sie ihn hochleben, alle die Tschismenmacher, die Kürschner, die Schlosser, die Riemer, die Zinngießer und Kupferschmiede und wie die Handwerker sonst noch benamst werden, und rückten dann taumelig und von der Schwere des Weines ermüdet in ihre Heimstätten ein.

Männerschicksal

Heute hatte Isabella, die Witwe Zapolyais, zum ersten Male wieder ein helles Kleid angelegt.

Sie war jung und schön, und eine lange Witwenschaft schien ihr ein Unrecht. Ihre Mutter Bona Sforza aus dem mailändischen Herzogsgeschlechte hatte sie in der Jugend die Kunst gelehrt, wie man das Leben zum ewigen Festtag macht, und nun wollte in diesem grausamen Lande Siebenbürgen der Kriegslärm nicht verstummen. — — —

Indem sich die Königin erhob, fiel ihr Blick auf den hohen venetianischen Spiegel, der das Gemach von unten bis oben zierte. War es noch immer die alte, liebliche, sammetweiche Haut, die ihre Wangen bedeckte? Traten die Lippen noch immer so verführerisch und kirschrot unter der feingeschwungenen Nase hervor? ... Leicht rauschte das Brokatgewand über ihre Schuhe ... Isabella war mit der Betrachtung ihrer selbst zufrieden.

Seit zwei Jahren war sie Witwe ... Warum hatte sie König Hans an den furchtbaren Mönch Martinuzzi gefesselt? Am liebsten wäre sie am ersten Tage nach dem Tode ihres Gemahls heimgekehrt an den frohgesinnten Hof ihres Bruders Siegmund August II., nach Krakau, wo man süße Lieder sang und feine Sitten pflegte und nicht so bärenmäßige Umgangsformen hatte wie in Weißenburg am Mieresch.

Nun aber hatte sie ein Söhnlein ..., für diesen Knaben den Thron zu erhalten, war ihre Hauptaufgabe, ihre Lebensaufgabe. Scheu fiel ihr Blick von dem Spiegel zu Boden, denn hinter ihr war geräuschlos Utjessenowitsch eingetreten.

Der Kanzler verbeugte sich tief und verharrte in dieser demütigen Stellung, bis die Königin sich räusperte. Sie sprach kein Wort.

„Haben Eure Majestät sich gestern wohl erfreut am Spiel des Lautenschlägers ... Sind die Stunden rasch verflogen? ..."

War es Spott, was er fragte? War es Ernst? Isabella konnte es im Augenblick nicht ergründen. Sie zuckte leichthin die Achseln und meinte: „Ihr habt wohl nichts gegen eine fröhliche Stunde, die sich eine Witwe erlaubte, da doch an diesem ungelenken Hofe sonst keine Kunst erblüht ..."

„Ei freilich — wie sollte ich etwas dagegen haben? Da sei Gott vor ... Und der Halunke, der Bakfark, versteht sein Handwerk auf der Laute. Er kann die Herzen der Frauen milde stimmen ..."

Isabella versuchte aufzubegehren. Sie konnte es nicht. Vor diesem stahlharten willensmächtigen Blick erlahmte ihr Widerstand. Töricht, daran nur zu denken. Wie oft hatte sie sich vorgenommen, dem Mönch ihre weiblichen, nicht immer unklugen Gedankengänge aufzuzwingen ... Durch ein einziges Wort des Kanzlers war jeder Versuch in dieser Richtung verflogen. Eine Kraft ging von diesem Mann in der Kutte aus wie bisher nur von wenig Menschen.

Martinuzzi beugte wieder das Haupt ...

„Beliebet es Eurer Majestät, mit mir die Staatsgeschäfte durchzuberaten, oder darf ich die Dienerin rufen mit Speise und Süßigkeiten? ..."

„Was habt Ihr zu berichten?"

„Nicht viel, Herrin, höchstens, daß es bei den Evangelischen im Lande wieder gärt, daß sie selbst nicht wissen, wohin sie sich anschließen sollen, an die Ketzerei Luthers oder an die Gottlosigkeit der Schweiz. Auch Honter ..."

„Nennt mir diesen Namen nicht ... ich will ihn nicht hören."

„Ich verstehe nicht, Majestät, warum der einfache Ratsherr in Kronen meiner lieblichen Herrin unangenehm sein sollte."

„Ich sagte es dir schon, ich wünsche seinen Namen nicht zu hören, und damit genug ..."

„Wie meine Herrin befiehlt."

Herrisch hatten sich ihre Gesichtszüge zusammengelegt, abweisend und undurchdringlich. So liebte sie Martinuzzi; um dieser königlichen Haltung willen hätte er für sie und ihren Sohn gerne sein Leben geopfert. Er wußte gar nicht, daß er sie liebte; seiner Gedankenklarheit schien ein solcher Einfall gar zu abwegig. Und doch war's so. Er liebte seine Königin mit der beharrlichen Zähigkeit einer vergeblichen Hoffnung. Er hätte seine Kutte, ja sein ganzes Leben, hingegeben für eine Schäferstunde mit ihr, wagte aber nicht zu hoffen. Nur selten erzitterte er innerlich, wenn sie, so wie jetzt, schroff und kalt vor ihm stand.

Und dieser häßliche Bocksschwanz Bakfark durfte stundenlang das Frauengemach mit ihr teilen und ihr Lieder vorlispeln!

„Honter ist gefährlich, Herrin . . ., sehr gefährlich für die alleinseligmachende Kirche Christi . . .", sagte er dann leise.

„Warum?" fragte sie laut und unvermittelt.

„Weil er ketzerisch gesinnt ist. Von seiner Haltung hängt alles im Lande ab."

„Du darfst ihm nichts anhaben, Martinuzzi, ich befehle es, er war mein Lehrer . . .!"

Lächelnd verneigte sich der Mönch, er hatte begriffen und ein Aufleuchten in seinen Augen verriet, daß er ein Geheimnis erfahren hatte.

Dann kam die Hofdame, um ihre Herrin in den Staatsrat zu begleiten.

Martinuzzi war der tüchtigste Diplomat seiner Zeit, er log nicht nur für dreierlei Herren, für Zapolyai, Ferdinand und den Sultan, sondern er vermochte allen Ernstes für alle drei wertvolle Dienste zu leisten. Nur dies seltsame Frauengemüt vermochte er nicht zu begreifen, vielleicht konnte er Frauen überhaupt nicht verstehen.

Von Petru, dem Woiwoden der Moldau, drohte ein neuer Krieg — dieser ehrgeizige Despot schlug sich gerne auf die Seite Ferdinands und kämpfte ein andermal für Stephan Majlath, den Erzfeind der Familie Zapolyai, nur um dann im trüben zu fischen. Gewiß, er war mit Gold zu kaufen, wer war es nicht in jenen Tagen? Gold aber fehlte in der Staatskasse fast immer. Geld hatten nur die Sachsen und einige Adelsgeschlechter, die über reichen Schurfbesitz verfügten, die königliche Hauptkasse aber lebte von ärmlichen Steuern. Bona Sforza schickte ihrer Tochter von Zeit zu Zeit ein Angebinde, einen Schmuck, ein prachtvolles Kleid, wie eben dieses, das sie heute trug . . .

Die Königin war dann doch nicht im Staatsrat erschienen,

sondern war bei ihrem Söhnlein eingetreten und dort hängen geblieben. So erledigten die anderen Männer vorerst die Staatsgeschäfte allein. Ofen war gefallen, nun konnte nur Einigkeit helfen, „Unio" ... Da lag ein Schreiben der sächsischen Universität vor. Diese fremdblütigen, eingewanderten Teutschen erkannten nur eine Behörde für sich als maßgebend an, die „ganze Universität der Sachsen oder der Teutschen in Siebenburgen", eigentlich die Vertretung der urgermanischen Gauversammlungen, nicht etwa eine Universität im heutigen Sinne des Wortes. Martinuzzi war mit der Entwicklung der Dinge zufrieden. Am 29. März 1542, also in diesem Jahre, eben vor kurzem, waren die drei Nationen, die Ungarn, Szekler und Sachsen, auf dem Landtage zu Thorenburg neuerlich zusammengetreten und hatten wohl oder übel Ferdinand aufgegeben und Isabella Zapolyai als Königin an ihres Sohnes Statt anerkannt, und das alles war sein, sein, des elenden Paulinermönchs, Werk. Mochten sie ihn nennen, wie sie wollten, mochten sie schimpfen und ihn einen „pokolbeli akasztófáraváló" (höllischen Galgenvogel) heißen — er war Herr, war Herr auch über die schöne Königin.

Nur Petrovich stellte sich ihm noch entgegen, ein harter, tapferer Soldat, ein Heerführer aus altem ungrischem Holz. Nun stand er sicher mit der Herrin am Bettlein des Knaben Sigismund und redete schmeichlerische Worte. Man konnte nicht wissen, galten sie dem unmündigen Fürstenkinde oder der schönen Mutter, galten sie dem blondgewellten Haar, den schlanken Hüften der Frau oder dem unschuldsvollen Gestammel ihres Söhnleins.

Da tat sich plötzlich die Türe auf und die Königin trat ein. Geleitet von Pödördi und Petrovich ... Nach kurzem, hoheitsvollem Gruße setzte sie sich an die Spitze des Tisches. An des Bischofs Stelle saß Wolfhardus, der Sachse. Schwer konnte Martinuzzi seinen Widerwillen gegen diesen Mann unterdrücken; etwas heiser begann er seinen Vortrag damit, daß Bischof Statilio gestorben

sei, gestorben, ... leider verdorben an einer Krankheit, die er sich schon in früher Jugend durch seine Abenteuer bei schönen Frauen zugezogen hatte, nun war es aus mit ihm, Gott hatte ihm die Rechnung seiner Untaten präsentiert.

„Er war Euer Landsmann, Herr Kanzler", warf Petrovich ein. Ja, leider, er müsse zugeben, daß er aus der gleichen Gegend stamme wie er, doch nun sei er tot — Gott verzeihe ihm seine Sünden — das Beste an ihm sei der Haß gewesen, mit dem er die Häretiker verfolgt habe; er sei ein Todfeind der Lutheraner gewesen und Gott werde ihm dieses gute Werk für seine anderen Sünden hoch anrechnen. Doch jetzt müsse man sich fragen, was zu geschehen habe.

„Ich will Euch sagen, Herr Kanzler, was zu geschehen hat. Wir brauchen einen solchen Bischof nicht mehr. Was glaubt Ihr, Herr Mönch, hat uns dieser Statilius nicht mehr geschadet denn hundert lutherische Prediger oder tausend schweizerische Schwärmer? Er war ein Weinsäufer und H ... r, ja, hat nicht der päpstliche Nuntius ihn einen mehrfachen Mörder genannt? ... Wenn wir nun einen neuen Bischof bekommen sollen, dann müssen wir sehr klug entscheiden ..."

„Sehr klug entscheiden ..." echote Pödördi.

„Ich halte es daher für das Klügste, daß wir den Bischofssitz vorläufig solange überhaupt nicht besetzen, bis die päpstliche Kurie selbst den Frieden herstellt. Kommt Zeit, kommt Rat ..."

„Kommt Zeit, kommt Rat ...", murmelte wieder Pödördi. Martinuzzi hatte sofort durchschaut, wohin die Gedanken seiner Gegner eilten. Nein, diesen Dank der Herrin durfte er sich von niemand rauben lassen, auch von Petrovich nicht, deshalb stimmte er sofort zu und fügte sich:

„Mein Herzbruder hat recht, mögen Eure großgünstige Majestät es reichlich überlegen, und damit die guten Einkünfte nicht verlorengehn", — hier erstrahlte sein Blick in überschwenglicher Er-

gebenheit — „werden wir unsere hohe Herrin bitten, den bischöflichen Palast in Weißenburg zu beziehen und die Einkünfte des Zehnten und der Präbenden gleich an sich zu nehmen" ...

So, jetzt konnte sich Petrovich heimleuchten, er ... er, der Kanzler, hatte ihm den Gedanken geraubt und der Königin geraten, was sich eigentlich von selbst ergeben hätte.

Ein voller, nicht ganz verstehender Blick der Königin schien ihm zu danken ... Petrovich verstummte ... der Pfeil war abgeschossen.

Es war ein kurzes, inhaltsvolles Gespräch. Seither gab es in Siebenbürgen kein katholisches Bistum, es war auf 150 Jahre eingestellt und nicht wieder besetzt, bis das Land dann unter Karl VI. von Habsburg seine Selbständigkeit zum Teil verlor und den Jesuiten Einlaß gewähren mußte.

„Was werden die Sachsen dazu sagen?" — versuchte Petrovich einzuwenden.

„Die werden Gott danken, daß wir so handelten."

Die Königin war über Nacht reich geworden, reicher als sie selbst vermuten durfte, denn alle Zehnten, Pfründen und Renten fielen mit diesem Beschlusse ihrer Privatkasse zu, und die nachfolgenden Fürsten haben von dieser Einnahme des ehemaligen katholischen Bistums reichlich Gebrauch gemacht.

Noch wenige Minuten nur, und der Staatsrat war beendet.

Draußen wartete Bakfark der Lautenschläger. Die Königin war müde und erfrischt zugleich, sie faßte leise lachend den häßlichen Lauteniſten an den Haaren, wie man ein Haustier kraut, und befahl ihm, das keckste Liedlein aus Polen zu spielen, das ihm je eingefallen war.

Der Mönch blieb allein zurück.

Er hielt einen Augenblick lang den Atem an. Ihm war, als stünde er vor einem Abgrund. Er fühlte, welche Torheit jetzt geschehen war. Er war römischer Priester, Bischof von Großwardein, Mönch und Diener einer Kirche, die den Weltanspruch auf alle

Seelen erhob. Durfte er diesen mächtigen Weißenburger Bischofssitz preisgeben um der Politik willen? War er selbst, Martinuzzi, nicht schon zu weit abgewichen von der Una Sancta, der einen heiligen Kirche? Er erinnerte sich an seine Jugendzeit, da er mit ganzer Inbrunst seiner Seele der Kirche allein zu dienen sich entschloß, und nun stand er seit Jahren mitten drin im Waffenlärm des ewigen Streites. Seit Mohatsch, da Ungarn verlorenging, hatte er neben Gott einen zweiten Götzen groß werden lassen in seiner Seele: sein neues Vaterland Siebenbürgen. Oh, er liebte es, heißer vielleicht und leidenschaftlicher als alle einheimischen Völker, als die Sachsen und Szekler ... ja vielleicht mehr als die Königin. Und da ihn diese unerklärliche Liebe zu Siebenbürgen ergriffen hatte, mußte er wie im Rausch ewig dieser Sehnsucht nachjagen, die diese Liebe in ihm aufgerichtet hatte.

Seit aber die Menschen von der katholischen Kirche abgefallen waren, oder im Begriffe waren, es zu tun, da kämpfte sein Geist um die Einheit dieses Landes, um den katholischen Zusammenschluß. Er dürstete darnach, den Frieden unter den Christen herzustellen, und sah mit Ingrimm, wie das zerrissene Gefüge immer stärker, immer unheilbarer barst.

Was nützte es, wenn sie in Thorenburg neuerdings die Union, das heißt den Zusammenschluß aller drei Nationen unter Isabella beschlossen? Konnte eine Einheit bestehen, wenn die Glaubensspaltung die Herzen zerriß? — — — Niemals! Seine Finger verkrampften sich zu einem Gebet, halb fordernde Bitte, halb Lästerung. Murmelnd lösten sich die Worte von seinen Lippen, an die er schmerzhaft den Rosenkranz preßte.

„Der Herr wird es nicht zulassen, daß dieses Land aus Uneinigkeit im Geiste an die Türken verlorengeht ... Der Herr wird es nicht zulassen." — —

*

...„Der Herr wird es nicht zulassen"

Es geschah, daß Meister Johannes zur selben Stunde ähnlichen Gedanken nachging. Durfte man die Einheit der katholischen Kirche sprengen? Sollte das Band zwischen den Neugläubigen und Altgläubigen auf immer zerschnitten werden? ... Täglich wurden Zwischenfälle gemeldet. Fieberhafte Erregung und Reformeifer erfüllte das deutsche Volk und seine Führer. In Kronstadt selbst stand an der Spitze der Erneuerer Honters ehemaliger Freund, der Stadtpfarrer Jeremias Jeckel; überstürzt war er in die Ehe getreten, er, der Stadtpfarrer, im priesterlichen Kleide. Jetzt stand er verbittert und verärgert abseits, weil der Stadtrichter Hans Fuchs sich an Meister Johannes hielt.

Honter war allein in seiner Stube und in seinen Händen lag eine Neuauflage der Kosmographie (Weltbeschreibung), zu der er einst selbst die Holzstöcke geschnitzt hatte. Solch peinlich genaue Handarbeit war ihm eigentlich eine Lieblingsbeschäftigung und viel eher am Herzen gelegen als Kirchen zu reformieren. Aber Gott wollte ihm keinen Frieden schenken, er mußte dem Herrn dienen, wie es der Vorsehung gefiel.

Rudimenta cosmographica ... Grundzüge der Weltbeschreibung ..., so hieß das Werklein und enthielt eine Himmelslehre ... Einteilung der Breiten- und Längengrade, Sternenkarten und anderes mehr. Als Knabe schon stand er ergriffen unter dem silbern blinkenden Sternenzelt. Als er dann die Hohe Schule zu Wien besuchte, mietete er sich in einem Kämmerlein ein, wo er die lauen Sommernächte staunend und lernend bis zum Morgengrauen hinauflugen konnte zu den Planeten. Furchtbares Geschehen hatte er erleben müssen unter den Unglückssternen von Wien, und doch, die Lichter dort oben waren gleichmütig ihren Weg weiter gewandelt, während er das tiefe Leid einer brennenden Liebe hatte durchkosten müssen ...

Dann war er heimgekehrt voll Vertrauen in seine Vaterstadt, die nun mit ganz Ungarn ein Erbe des Heiligen Römischen Reiches

Deutscher Nation werden sollte, denn so hatten es die Väter beschlossen, daß nach dem Tode des Ungarnkönigs Habsburg Herr sein sollte ... endlich ... endlich ein deutscher Fürst!

Damals war Honter jung und vollgesogen mit Wissenschaft in Kronstadt Lehrer geworden an der Schule. Wie eiferten sie in der Factio germanica (Deutsche Partei) für den deutschen König, für den Anschluß an das Deutsche Reich, aber da war der Türke mächtiger als die Kraft der deutschen Heere, da war der Meineid der Ungarn stärker als die Treue. Zapolyai siegte, und der alte Lux Hirscher, der nun tot war — Gott schenke ihm die ewige Ruh' —, hatte furchtbar gewütet unter den Jungen, die in wilder Voreiligkeit gegen die Überlieferung der Alten aufgetreten waren. Herr Hans Fuchs, jetzt Stadtrichter, mußte Bitteres erleiden, denn seine eigene Vaterstadt ließ ihn im Stich, als er 1530 in Augsburg auf dem Reichstag verweilte, um von Ferdinand Schutz zu erflehen. Was brauchten die Alten Ferdinand? Sie hatten jetzt Zapolyai zum König. Damals verjagte Kronstadt Johannes Honter ins Elend, fort von den Eltern mußte er, fort vom Vater, der aus Gram darüber starb. Ja, damals traten die ersten silberweißen Fäden in sein bräunliches Gelocke und in seinen Bart. So wanderte er ins Weite, in eine öde, trostlose Welt.

Honter ließ das Buch in seiner Hand niedersinken und blickte zur Zinne empor. Wie hatte er damals lassen können von dieser Heimat?

Konnte ihm je wohl sein, ohne dem Kreise der Vaterstadt anzugehören? Heute hätte er es nicht mehr vermocht. Damals war er jung und wanderte zu neuen Abenteuern in die Welt. Aber es kam ganz anders, als er erwartet hatte. Die Machtstellung des Römischen Reiches wurde zurückgedrängt. Wieder zog er nach Wien, und nur die Schrecknisse der Belagerung durch die Türken im Jahre 1529 vertrieben den jungen Doktor von dort, bis er endlich bei dem gelehrten Johannes Turmeir Aventinus in Regens-

burg Zuflucht fand ... Vielleicht wäre er damals selbst im Meere der Tränen untergegangen, wenn ihm nicht immer wieder der gleiche Sternenhimmel vorangeleuchtet hätte, wenn nicht neben all das Leid ein nicht zu stillender Durst getreten wäre, diese Welt in ihrer wahren Erscheinung zu erfassen. Wohin sich wenden, wo sein Brot suchen? Doppelt pochte die Not an seine Seele ... In jenen Tagen geschah es, daß dem siegreichen Vordringen des deutschen Volkstums nach Osten Halt geboten wurde. Schon standen die Kolonisten in zahllosen Städten des polnischen Reiches, schon hatten sie in der Moldau und in der Walachei Fuß gefaßt, edles deutsches Blut war weitergewandert bis tief hinein an die Krim ... da trat der Rückschlag ein. Türken und Ungarn rotteten sich zusammen gegen die nordischen Menschen. Langsam, entsetzlich und aufwühlend ebbte die Welle zurück.

Honter hatte im Jahre 1530 in Krakau an der Ritterakademie als Magister eine Stelle gewonnen. Die Not hatte ihn dazu getrieben, Bücher zu schreiben und drucken zu lassen, und siehe! Gottes Segen ruhte auf dieser Arbeit. Zum ersten schrieb er eine lateinische Grammatik und verfaßte ein Büchlein, dessen Titel war: Grundzüge der Weltbeschreibung.

Da tauchte vor seinem inneren Auge ein Jungfräulein auf ... Isabella, des Polenkönigs Töchterlein ... Ja, gewiß ..., sie, die heute König Hansens Witwe ist und das Land Siebenbürgen regiert ...

Wie bebte innerlich sein Herz, als er zum ersten Male in den Palast gerufen wurde, um dem jungen Fürstenkinde Unterricht in der lateinischen Sprache zu erteilen, die er so klarflüssig in seiner Sprachlehre den Lesern dargestellt hatte. Nun sollte er selbst erproben, was es hieß, ein tüchtiger Grammatikus zu sein. Noch war sein Herz wund von den schreckhaften Tagen, die er mit seiner Braut Agnes in Wien und dann in Kronstadt durchgemacht hatte. Honter hatte an heitere Gelassenheit nicht mehr gedacht. Nun aber,

da ihm das schöne Königskind gegenübersaß und aufmerksam seinen Worten lauschte, mußte er erkennen, wie auch der lateinische Sprachunterricht ein Freund geheimer Neigungen werden kann. Mit hochgeröteten Wangen las die aufgeweckte Schülerin bald die Heldenmären von Äneas und Dido, bald die Abenteuer der homerischen Krieger, hörte mit fliegendem Atem die Sage von Troja und der schönen Helena, ward ergriffen vom Leidensweg des Dulders Odysseus und schmeckte endlich die berückende Sprache des Horaz wie ein kostbares Geschenk. Wie flog die Zeit dahin! Stunden wurden nicht mehr gemessen, Tage nicht gezählt ...

Bis Honter eines Tages fühlte, daß er fliehen müsse aus diesem Lebenskreis des Königskindes, wenn er ihm nicht unbedingt und für Ewigkeit hätte verfallen wollen. Isabella war eine Polin, von all der brennenden Sehnsucht für Kunst und von heißem Lebenshunger erfüllt; ihr war deutsches Wesen nicht fremd, aber auch nicht eigen. So kam es, daß Honter, je lebhafter sein Verlangen wurde, in ihrer Nähe zu sein, immer deutlicher das fremde Blut fühlte, das leidenschaftlich in ihren Adern rollte ... Törichter Magister ... was treibst du? Wo wird dein Weg enden? ... Als Ratgeber einer Fürstin? Mit hundert Banden an sie gefesselt, ihres Wortes und Winkes gewärtig ... vielleicht in einer hohen Stellung? — — Nein, und nochmals nein! Damals erwachte in dem ins Elend verbannten Meister doppelte Sehnsucht nach der deutschen Heimat in Siebenbürgen und nach dem gesicherten, scharf umgrenzten Bürgerschicksal seines Standes. Dorthin gehörte er, dorthin mußte er zurückfinden und — gerade von dort war er ausgestoßen. So widmete er die Weltbeschreibung seiner fernen Heimat mit folgenden Worten: „Nachdem ich fern vom Vaterlande auf vielen Irrfahrten hin- und hergeworfen, die Pflicht, die ich den Freunden schulde, nicht dem Wunsch gemäß erfüllen konnte, erschien es mir ein würdiges Werk, wenn ich wenigstens in Schriften noch einmal die wiedersehe, zu welchen bei der Wut so schwerer Zwie-

tracht einzutreten ich nicht vermochte, nicht so sehr um die Mühsal der Fremde dadurch zu vergessen, als um auf diese Weise meinen guten Willen gegen euch zu beweisen." Klagende, entsagende Worte ... Honter war nie ein Mensch, der sein Inneres preisgab. Wo er die Gefahr eines Mißverständnisses ahnte, zog er sich in sein schweigsames Innenleben zurück ...

Wieder blickte der versonnene Meister auf die erste Seite seiner Kosmographie, die heute neu gedruckt werden sollte. Dort stand zu lesen:

„Lehren will ich des Himmels Gezelt, mit den Winden die Sterne,
Städte und Reiche, der Völker Zahl, weithin durch die Meere.
Ragend die Länder mit Berg und Fluß, mit Pflanzen und Tieren.
Arbeit der Männer so mancherlei Art in der Werke Gestaltung,
Auch der Krankheiten Zahl und vielfach wechselnde Namen."

Kein Lehrbuch war es, das in dürftiger Prosa das Wissen verbreitete, sondern in kunstvoll geprägten Hexametern Sinn und Worte zu Versen gestaltete — immer wieder flogen seine Augen über das weiße Papier und den tiefschwarzen Letternsatz, der die Heimat schilderte:

„Transsylvanien dann, die Sieben Burgen umschließend,
Mit der Karpaten ragendem Gipfel, nicht zu entlegen
Von dem Bulgarischen Land. Doch zählen wir lieber die Städt' auf:
Ofen des Königs Sitz sei als erste genannt; sodann Preßburg,
Nebst den Bewohnern von Gran, auch Kaschau, das uralte Städtchen.
Belgrad fügen hinzu wir und Weißenburg, Freistadt des Königs;
Großwardein, Vorort des Handels; Hermannstadts ragende Mauern,
Unter dem steilansteigenden Felsen gelegen die Kronstadt ..."

Was aber Honter außerdem aus dem schönen Krakau forttrieb, war der schnöde Eigennutz der Bürger, die ursprünglich auch dem deutschen Volke angehörten und nach Magdeburgischem Recht verwaltet wurden. Der polnische Adel drängte sich in die feste Stadt, um Schutz zu suchen. Was aber in den Heimatstädten Siebenbürgens niemals geduldet wurde, ließ man geschehen, polnische Landsassen überwucherten den alten deutschen Boden, slawische Sprache und slawische Sitte hielt Einzug. So nahm der sächsische Magister Urlaub von seiner Herrin, es war ein schmerzhaftes, enttäuschtes Klagen in ihren Augen, als er sich verabschiedete, und wanderte weiter über Regensburg, Wien meidend, nach Basel, wo damals der große Ökolampadius wirkte und die Herren Froben Buchdrucker waren.

Langsam erholte sich hier seine Seele von dem schweren Leid der letzten Jahre. Zum zweiten Male in seinem Leben tat sich ihm nun die Pforte der Wissenschaft auf und er erkannte, welch heilsame Wirkung die stille Beschäftigung mit ernsten Dingen, die täglich unverdrossene Arbeit auf Leib und Seele ausübt. Sebastian Münster, der große Kosmograph, der die Erdkunde an der Universität lehrte, zog ihn gleich heran und überließ ihm die Herstellung mancher Karten.

Da Honter in vorsichtigem Holzschnitte den Linien der Flüsse und Berge nachtastete, setzte er im Geiste die Irrfahrten fort, begegnete fremden Völkern und Städten, trat in entlegene Dörfer ein, schuf im Kleinbild zierliche Risse von Orten, die er mit eignen Augen nie gesehen hatte, und ward so zu einem vollendeten Meister auf einem Gebiete, das zu jener Zeit nur sehr wenige Männer beherrschten. Ja, Bilder, Schnitte und Zeichnungen aller Art hatte in Basel wenige Jahre vorher Hans Holbein der Jüngere geschaffen, und Honter konnte sich damals nicht sattsehen an dem nicht endenwollenden Reigen des Totentanzes, den Holbein gezeichnet hatte, gar fein und zierlich dünkte ihm diese Gabe. Doch hatte

er selbst zuviel des unerwarteten Todes in eigner Seele aufgenommen, zu schmerzhaft waren für ihn die Erinnerungen an seine arme Agnes, als daß er einem gezeichneten Totentanz damals hätte Gefallen abgewinnen können. Nein, er blieb seiner Kunst des Kartenschneidens treu. Wenn auf dem harten Birnbaumholz die Kreide aufgelegt war, wenn mit aller Sorgfalt der Bleistift die Linien gezeichnet hatte, begann das eigentliche Handwerk. Aus dem Holze mußten alle jenen Teile herausgeschnitten werden, die nicht zum Spiegelbilde der Zeichnung gehörten. Solches erforderte große Geschicklichkeit und dennoch eine ebenso harte wie nachgiebige Hand. Scharf mußte das Schneidemesser sein und durfte um keinen Preis über die Zeichnung etwa ausgleiten und diese verändern. Honter saß viele Stunden lang über der Arbeit, und siehe ... sie gelang, seine Seele wurde freier. Lag in dieser Tätigkeit nicht etwas von dem Geheimnis, wie sein auslanddeutscher Volksstamm behandelt werden wollte? Hart und zäh das Wurzelholz, aus dem es bestand, sinnvoll die Zeichnung seines Blutes und Wesens. Wehe dem Führer, der das Messer falsch einsetzte oder abgleiten ließ, schwer nur vernarbte die Wunde. — Wo eine geschickte Hand aber am Bildstocke schnitzte, da entstand ein edles, unnachahmliches Werk von Dauer und echt deutscher Prägung, das sich in der Brandung der Zeiten unerschütterlich und unveränderlich erhielt bis in ferne Jahrhunderte. — — —

In jenen Tagen, da Honter dort verweilte, schwebte über Basel der Geist des edlen Erasmus Rotterodamus. Er selbst war freilich nach der Reformation in das katholische Freiburg entwichen, aber die Wissenschaften erfreuten sich großer Pflege bei dem Hohen Rate der Stadt. Da konnte ein Buchhändler wohl leben. Honter fand Freunde, deren beglückende Verehrung ihn bis an sein Lebensende geleitete. Vor allem die beiden Brüder Froben waren es, die geschicktesten Buchdrucker Süddeutschlands, mit denen ihn inniges Verstehen verband. So geschah es, daß Honter in die

Buchdruckerei eintrat und lernend mitarbeitete. Mit dem Schwiegersohne des alten Froben, der 1527 gestorben war, mit Nikolaus Episkopus, verband ihn Gastfreundschaft, ja zuweilen hauste er sogar bei dem Inhaber der Druckerei, doch dachte er dabei immerwährend an die Stadt daheim unter der Zinne und sammelte nun zum zweiten Male mit Bienenfleiß Reichtümer der Geschicklichkeit, um sie daheim weiterzuspenden.

Da, eines Tages — noch heute überlief es ihn kalt, wenn er daran dachte — traf ein Brief von Kronen ein. Von Hans Fuchs, dem alten Freunde, war er geschrieben und lautete ungefähr so: „Honter, vieledler Freund! Kehr heim, alles ist vergessen, alles ausgeglichen, Väter und Söhne sind versöhnt . . . wir brauchen Dich, brauchen Deine Weisheit und Klugheit, vermissen Deine Gelehrsamkeit in unserer Schule, bring zu uns die Schätze Deines Könnens . . ."

Wie war er da aufgesprungen und zum Fenster geeilt, um frische Luft zu schöpfen . . . Wie hatte er leuchtenden Auges seinem Lehrherrn die Nachricht mitgeteilt . . . wie war er nachts, als er im stillen Kämmerlein die frohe Botschaft nochmals überlegte, in Tränen ausgebrochen, weil sein Herz mit einem Male all die Sehnsucht von sich schütteln wollte, die in ihm aufgespeichert war, bis zu dieser Stunde!

Dann begann ein eifriges Überlegen. Was nur irgend von Belang für seine spätere Arbeit in der Heimat war, schlichtete er zusammen. Insgeheim erbat er sich Mutterstücke für Lettern. Daß er dort nun auch eine Buchdruckerei eröffnen müsse, war ihm vom ersten Augenblicke an klar. Nochmals prägte er sich im Geiste die Pressen und Maschinen ein, nochmals zeichnete er jedes Schraubengewinde nach, machte sich Risse und Merkblätter für daheim und war frohen Mutes. Ja, alles, alles für sein Volk!

Nur schwer ließen ihn die Schweizer Herren und Freunde scheiden. Ob er nicht bald darangehn werde, die Reformation in der

Heimat durchzuführen? Ei freilich, gut, daß sie ihn erinnerten! Darauf hatte Johannes in seinem Eifer für die Schule fast vergessen. Das mußten die Herren Geistlichen tun. Er sei eigentlich kein Reformator, vom prophetischen Zungenreden des Heiligen Geistes nicht erfüllt, er sei ein Humanist und Kartenschneider, ein Grammatikus. Habe man je gehört, daß ein nüchterner Grammatikus Reformator geworden sei?

„Nicht doch, mein geliebter Freund", hatte ihm Ökolampad bei seinem Abschiedsbesuch mitgeteilt, ... „es geschehen auch hierin Zeichen und Wunder." Wenn nur alle die Magistri Eiferer im Weinberge des Herrn geworden wären, die dazu beruflich ausgebildet gewesen seien, dann stünde die Welt noch immer da, wo sie vor Abrahams Zeiten gehalten habe, Gott suche sich seine Rüstzeuge nach seinem Willen. „Sieh zu, Johannes ..., daß du ein Meister wirst nicht nur der Kinder, sondern der Kirche deines Volkes ...!"

Honter hatte diese Worte wohl im Herzen verschlossen und war dann heimgereist. Lang und beschwerlich war der Weg über Kaschau, Szikszo-Debrezin, Großwardein, Klausenburg in die sächsischen Lande des alten Königsbodens. Immer den gleichen Weg nach Südosten mit den getreuen Handelsmännern, die ihn in ihre Reisegesellschaft gerne aufnahmen und die fünf schweren Kisten gutwillig mitschleppten, die sein Gepäck bildeten.

Und dann die ersten blinkenden Fenster in der Burzenländer Ebene! Der steil emporwuchtende Rücken des Zinnenberges, in dessen Schatten die Vaterstadt ruhte! Ja, da stürzten ihm wieder die Tränen in die Augen, da er, durch das Purzeltor eintretend, die ersten Trabanten der Heimat wieder sah. Er biß die Zähne zusammen, um nicht laut aufzuschreien. Dieser einzigartigen deutschen Stadt sollte nun sein Hoffen und Wägen gelten bis ans Ende. Dann war Fuchs bei ihm erschienen in seiner neuen Würde als Burghauptmann, ferner Draudt, Plecker, Griengras und zu-

letzt, etwas scheu und fremd, der Organiste Hieronymus Ostermayer, den er nachmals so sehr lieben gelernt hatte. Sie alle waren gekommen, um ihn mit Jubel zu begrüßen, denn er erschien ihnen als Retter in der Not der Tage. Er, Honter, mußte doch der Weisheit letzte Prägung mit sich führen, mußte doch wissen, was sich im Reiche, dem Mutterlande der Reformation, abspielte; von ihm wollten sie sich Aufklärung und Ziel holen. Er hatte sie damals auf morgen getröstet und war immer wieder zurückgewichen vor der Entscheidung. Er war ja gar nicht Priester, wie Luther oder Zwingli, ihm lag die Theologie eigentlich nicht. Denn seine Leidenschaft galt ja der Erziehung der Jugend, dem Unterricht, der Wissenschaft.

Aus diesem Grunde war er drauf und dran, sogleich eine Druckerei zu errichten. Mitten im alten Ledererhause in der Schwarzgasse, wo Vater Georgius die Felle gegerbt hatte, stellte er seine Pressen und Druckerwerkzeuge auf. Lächelnd gewährte die Mutter, was der gelehrte Sohn wünschte, und knüpfte nur die eine Bedingung daran, daß er heiraten müsse. So führte er als pflichtgetreuer Sohn Anna heim, der Rat schenkte ihm als Hochzeitsgeschenk sogleich einen goldenen Becher. Ja, sie liebten ihn, seine alten Freunde, und warteten auf seine Entscheidung ...

Aus seiner weltberühmten Druckertätigkeit entsprangen Werke in rascher Folge: Schulbücher, Karten, Auszüge aus dem Pandekten (Rechtsentscheidungen früherer Zeiten). Insbesondere liebte er es, Sammlungen herauszugeben, so kam es, daß er auch Augustin wieder hervorholte und sich gleich in den Geist des gelehrten Afrikaners vertiefte. Auch Nilus lenkte ihn auf den Weg der Reformatoren, ebenso die Distichen des Neuen Testamentes. Er hatte anfangs geglaubt, mit Jeremias Jeckel, dem Stadtpfarrer und alten Schulfreunde, zusammenarbeiten zu können, doch dieser Eiferer und zornmütige Mann war allmählich in ein Drängen und Treiben geraten, das Honters Geist völlig ent-

gegengesetzt war ... Mit Mühe konnten die Priester vor Taten der Unvernunft zurückgehalten werden.

Wann gab es einen Ausweg? Nun waren die Dinge bis zum Bersten herangereift. Etwas mußte geschehen.

Seine Hände falteten sich: „Herr", so flehte er, „ein Zeichen, ein Wort von Dir! ... Dann will ich's tun."

Der Augenblick war günstig. Es schien, als habe auch Hermannstadt sich endlich entschlossen, dem neuen Glauben zu folgen, Schäßburg auch, ebenso Mediasch, nur Bistritz verharrte in papistischem Irrtum, das tat weiter nichts, die fernen Brüder im Norden werden wir schon herbeiholen ... „Ein Zeichen, Vater! ... Ein Zeichen! ..."

Anna fühlte, daß sie ihren Mann nicht stören durfte, wenn er zusammengesunken dasaß und schweigend die Hände faltete ... „Nein, Herr Kaspar von Pesth, jetzt können wir ihn nicht sprechen ... er betet!" wehrte sie den Gast ab, der in Honters Gemach eintreten wollte.

„Doch, Frau Anna, gewähret mir Einlaß, er wird es Euch danken. Ich habe frohe Nachricht, vielleicht gerade jene Nachricht, die er betend erwartet ..."

„Meint Ihr wirklich? ... Welche ist es denn?"

„Friede ist im Reich zwischen Römischen und Lutherischen, Friede der Abendmahlsgemeinschaft ..." Kaspar von Pesth schrie seine Kunde so laut über den Flur, daß Honter es hörte. Ihm war sogleich bewußt, daß Gott in der Stimme dieses fremden Menschen zu ihm geredet hatte ...

„Benedictus, qui venit in nomine Domini ...", rief er und umarmte den ungarischen Freund. Da war nun das erflehte Zeichen. Honter führte den Gastfreund in die Stube.

„Woher habt Ihr die frohe Botschaft, Bruder? ..."

„Eben gelangte ein Brief in meine Hände von Adrian Wolfhard aus Weißenburg ... Magister Honter, sie haben sich ge-

„. . . Ein Zeichen, Vater! . . . Ein Zeichen! . . ."

einigt in Regensburg ... auf dem Reichstag, endlich ... endlich ist der furchtbare Zwiespalt überwunden, ... die Römischen haben nachgegeben, der Kaiser will es, Karolus V."

„Lasset uns dem Herrn danken", sagte Honter ernst. Er hob sein rundes Käppchen vom Haupte und kniete nieder. Frau Anna und die Kinder waren hereingeschlüpft, im Türrahmen die Druckereigesellen, die ganze Hausgemeinde, *ein starkes Gebet des Dankes an Gott für den Frieden, das war der Anfang der Reformation in Siebenbürgen.*

„Und nun ans Werk, Herr Kaspar!"

Meister Johannes hatte seine Ruhe wiedergefunden. Wer ihn nun sah, hätte meinen können, daß die gute Nachricht ihn völlig unbewegt gelassen hatte. Es galt zu überlegen, und um das zu können, muß man nüchtern sein.

Honter dankte dem Freunde. Nun wollte er wieder allein sein. Was wußten alle diese Brüder von seinen innern Kämpfen. Wie sollte, so meinte Honter, die gute Tat von Gott gering geachtet werden, wenn der Heiland sie selbst immer wieder verlangte? Wie konnte ein Sünder nur um seines Glaubens willen allein schon Vergebung erwarten, der nicht, wie die römische Kirche forderte, Zeichen wirklicher, in der Tat erwiesener Reue bekundete ... Hier mußte Honter Gewißheit haben, deswegen wurde Valentin Wagner in aller Stille nach Wittenberg abgefertigt, um dort an der Quelle die Wahrheit zu erforschen. Warum hatte Honter ihn nicht nach Zürich oder Basel geschickt? ... Die Szekler und Ungarn im Lande suchten Anschluß an Zürich; das war verdächtig; Wittenberg war ihnen zu sehr teutsch ... Nun denn, so war für Honter der Weg erst recht gut und gewollt, der nach Wittenberg zu Luther führte, — um der Deutschen willen, die in Siebenbürgen siedelten.

*

Krieg und Kriegsgeschrei

Am nächsten Morgen erklang die Sturmglocke vom Rathaus. Über Nacht hatte sich der Frieden, der über dem Burzenlande geruht hatte, in drohende Kriegsgefahr verwandelt. Es war nicht das erstemal in der Geschichte der Städte, daß man morgens unter den gellenden Tönen der Wehrglocke erwachte, wenn man sich abends vorher, keines Feindes gewärtig, zur Ruhe begab.

Wer war es jetzt, der die Stadt bedrängte?

Der lange Klaus eilte allen voran mit großen Schritten und wackelnden Hauptes zum Rathaus und fand den Herrn Draudt schon gerüstet, als stünde der Feind eben vor den Toren. Man konnte wahrnehmen, daß sowohl das Purzeltor als auch das Klostertor dem Zug der einströmenden Landsassen geöffnet war, die aus der näheren Umgebung ihre geringe Habe in die sichere Stadt hereinführten.

Eine alte Wehrordnung faßte alle Bürger in Kriegszeiten unter eine straffe Führung zusammen. Niemand durfte dem Kampf fernbleiben oder den ihm angewiesenen Platz ohne Erlaubnis verlassen. In jedes Stadttor legte man je fünfzig „gute und namhafte Männer mit ihrem guten Gewehr", ein Büchsenmeister half dabei. Jeder Eckturm schloß zwanzig wehrfähige Bürger ein unter der Führung eines Ratsherrn, die langen Ringmauern zwischen den Türmen und Toren waren ebenfalls nicht ohne Schutz. Dem Stadtrichter stand ein Kriegsrat zur Seite. In jedem Stadtviertel stehen kampfgewohnte Bürger bereit, um an den Ort gesendet zu werden, wo sie im Sturm benötigt werden. Hoch auf dem Ratsturm werden getreue Wachen postiert, die die Aufgabe haben, den Bürgern mit einer weißen Fahne die Richtung

anzuzeigen, wo der Feind stürmt. Eine rote Fahne weist nach der Richtung eines Brandes. In der alten Wehrordnung heißt es: „Es soll auch den Weibern, Kindern, Mägden und Knaben, so zum Gewehr undüglich (untauglich) sind, gewehret werden, daß sie Geschrei noch klägliches Heulen anrichten, auch nicht die Gassen umblaufen, eine auf, die andre ab, sondern daß sie sich in den Häusern still und geruhsam einhalten und Gott durch ihr herzlich Gebet um Beistand anrufen; sollen auch ihr Gefäß auf den Häusern und in den Ställen mit Wasser gefüllet, dazu auch genetzte (genäßte) Tücher und Loden-Tecken (Kotzen) bereithalten, die Feuer, so vielleicht aufgingen, zu löschen." Solches war alles angeordnet.

Harte, verschlossene Mienen, aufrechte Weiber. Wenige Frauen weinten leise, aber es war nicht die Angst, die sie bedrückte, sondern der Unmut, daß sie wieder Feld und Flur, Garten und Stall da draußen dem Durchzuge fremder, ungezügelter Horden überlassen mußten.

Zum wievielten Male geschah diese Flucht in die deutsche Stadt? Niemand zählte es, längst hatte man sich daran mit trotziger Gelassenheit gewöhnt. Die hereinziehenden fremden Landsassen wußten, daß ihnen nun harte Arbeit tagaus, tagein in den Wehrgängen der Stadtmauer bevorstand. Sie mußten sich in die Gemeinschaft der Sicherheitsordnung einfügen und teilnehmen an der Wehrhaftigkeit der Sachsen. Faule Fresser wurden nicht geduldet. Weiber und Kinder erhielten Unterschlupf beim Gastfreund, der für solche Zwecke schon lange vorher um diese Gunst gebeten worden war.

„Noch ist es nicht so weit, mein lieber Klaus ... Sie dringen über den Ojtozer Paß jetzund erst ins Szeklerland ... dauert wohl einige Tage, bis wir sie zu spüren bekommen im Burzenlande ...", wendete sich Draudt an den unruhigen Klaus.

„Soll schon wieder Krieg sein, Euer namhaft Gestrengen? Krieg und nichts als Krieg in diesem unglücklichen Lande??" ent-

gegnete der Webermeister. „Mir scheint, wir hätten genug eigen Blut verschüttet für frembde Könige ...!"

Auch andere Handwerksmeister waren herbeigelaufen. Bald rundete sich um Draudt ein großer Kreis von waffentragenden Bürgern.

„Der Petru Voda ist's ... aus der Moldau, der Bluthund ... der elende ... er will uns brandschatzen und heimsuchen mit Feuer und Krieg ... weil wir nit zu ihm halten ...", rief einer aus der Menge.

„Potz Blum und Hasen — da sei Gott vor, daß wir dem Petru nachfolgen, wenn er selbsten kein Unterschaid machen tut zwischen Christ und Ketzer ... ist ihm alles gleich, wenn nur sein Beutel schwillt ...", eiferte ein anderer.

„Was? ... der Petru Raresch ist es? ... Der Moldauer? Da Gnade uns Gott! ... Der schont das Kind im Mutterleibe nicht ...!"

Einige Weiber und Kinder begannen laut zu weinen.

Aus dem Kloster war Liebkind herbeigekommen, hörte das immer noch dröhnende Erz der Glocke und bekreuzigte sich inbrünstig; mit ihm der allzeit getreue Rupert.

„Kreuzlein schlagen und Heiligenbilder matzen (küssen) helfen nichts ... Herr Liebkind ...", polterte der junge Benkner heraus.

Flammende Röte überzog das Angesicht des Kapellans: „Gewiß nicht, Herr Benkner ..., aber seid des gewiß, schuld an diesem neuen Unheil sind jene Männer, die aus dem heiligen, unteilbaren Kleid der römischen Kirche ein mehrteiliges Gewand schneiden wollen, wie aus einem alten Rock, den man wegschmeißt." —

„... Brüder!" flehte der Ratsherr, „der Feind steht vor den Toren, und ihr seid uneinig im Geiste ...?! Wehe unserer armen Vaterstadt, sie ist dem Verderben nahe, wenn sich der Geist des Haders innerhalb ihrer Mauern einnistet." Da verstummten sie und senkten schuldbewußt das Haupt. Noch fühlten sie die Wahr-

heit dieser Mahnung und lebten im Banne des gleichen Blutes, wenn auch ein Gegensatz im Glauben bestand.

Die Sturmglocke hatte ihr Heulen eingestellt. Draudt schickte sich zu reden an. Hinter ihm rasselte dumpf der Trommelwirbel. Da schwiegen die andern.

„Wisset nun, liebe Bürger und Blutfreunde, daß der Wayda (Woiwode) Petru, seines kahlen Bartes wegen Rateſch genannt, wiederum will einfallen in das Szeklerland, so unsere Grenzen berühret. Da hat der Hohe Rat denn beschlossen, alle Bürger und Freunde allsogleich aufzurufen aus dem Stande des Friedens in den Stand der Waffen. Nit mehr Handel und Wandel, nit mehr Hammer und Handwerk ist unsere Pflicht, sondern wachen und wehrhaft sein Tag und Nacht, daß uns der Feind nit überfalle. So haben es unsere Vorfahren gehalten; in der einen Hand das Beil, mit dem sie werkten, und in der andern den Speer, mit dem sie fochten ... So muß es wieder sein. Ihr seid beherzte teutsche Männer und wisset sehr wohl, was mit uns geschehen wird, wenn ihr bange werdet. Itzt heißt es wieder die Zähne aufeinanderbeißen und standhalten in Gottes Namen ..."

Trotziges Gemurmel erscholl durch die immer mehr anwachsenden Reihen. „Jeder nehme sich der Bienengärtner und Landleute an, so hereinflüchten; sie müssen Handlangerdienste tun. Von den freien sächsischen Gemeinden aber soll niemand hier Aufnahme suchen. Die Bauern haben ihre Kirchenburgen, sollen mit eigner Hand verteidigen, was sie vermögen, und werden also dem Feinde manch harte Nuß zum Beißen geben."

Da erhob sich plötzlich Klaus und rief mit dröhnender Stimme: „Herr Ratsmann ...! Erlaubt dem Handwerker ein Wort ... gebt uns das freie Evangel und wisset, daß wir kämpfen werden wie die Riesen zu Magdeburg."

„Eia, nichts da! ... Meister Klaus ... es gibt kein Abringen noch Abdringen, sondern jedermann kämpfe mit ungeteilter Wut ...

doch sei euch nit vorenthalten, daß der Hohe Rat in den ersten Tagen darauf, so dieses gegenwärtige Unheil ist abgewehrt, nach dem Rechten sehen will durch Herrn Johannem Honterum ..."

Da schrien sie und jauchzten, vergessen war Not und Elend; nun war der Sieg des Evangel gewiß!

Langsam verteilten sich die Bürger über den Platz und schritten getröstet heim ... Liebkind mußte sich an den Arm des Sakristans lehnen, ihm war doppelter Schreck in die Glieder gefahren ... der Schreck des Krieges, der nun wieder sein Haupt erhob, und dann — was noch viel fürchterlicher war — die Angst vor der Wut der Bürger, die sich gegen die Kirche richtete. Nun war doch aller Widerstand vergeblich gewesen, vergeblich die Hoffnung auf das Reich und seinen Kaiser, vergeblich die Arbeit für den Papst und seine alleinseligmachende Kirche ... ja auch die ganz schüchterne Zuversicht, daß Herr Honter, der gefürchtete Schweiger, vielleicht doch im letzten Augenblick von seiner bessern Einsicht Gebrauch machen und die Reformation verhindern werde wie bisher, war dahin. Aus der Mitteilung des Rates aber vermochte man zu ersehen, daß Honter nun entschlossen schien, den leidigen Neuerern nachzugeben.

Jetzt im Krieg und unter Kriegsgeschrei war allerdings der Augenblick hierfür günstig gewählt. Besser konnte er nicht gefunden werden. Die Königin Isabella von Feinden umringt, die Szekler von Petru Rareš im Zaum gehalten, der Adel in Verwirrung, Mißtrauen auf allen Linien — nur die Deutschen, die Sachsen im Besitze ihrer Kirchenburgen, blieben fest und unerschütterlich, auf sie kam alles an, sie stellten das wichtigste Glied des Heerbannes, sie waren die Herren des Landes. Wenn es nun den deutschen Volksgenossen einfiel, lutherisch zu werden, wer konnte sie aufhalten? ... Wieder war es Liebkind, als drehe sich die Welt um ihn und als müsse er zu Boden sinken vor Scham und Erregung. Half denn Gott nicht selber seiner einzig wahren

Kirche? Sollten Weber und Kirmesfeger das Recht erhalten, die Kirche in einen Saustall zu verwandeln? ...

Da war ihm, als flüstere eine unbekannte Stimme ihm zu ... Martinuzzi ...! Martinuzzi ...! Sein deutsches Ehrgefühl sträubte sich gegen den Gedanken, daß dieser Mönch aus Dalmatien ein Retter der katholischen Kirche sein solle. Da aber Statilio tot war und in Siebenbürgen Wolfhardus auch ketzerisch dachte, blieb nur dieser eine Mann übrig, der es mit dem Kampfe um die wahre Kirche ernst nahm ...

Martinuzzi, der Kämmerling ... der Schleicher ... Feind des Landes ... undenkbar! ... Und doch, vielleicht hatte dieser kroatische Kanzler mehr Herz für die ewige Wahrheit der katholischen Kirche als die deutschen Volksgenossen. Langsam fanden sich seine Gedanken zusammen. Ja, Martinuzzi, der Mönch, mußte es schaffen ... er wird es schaffen, wenn auch tausendmal die Deutschen recht hätten, zu tun, was ihnen beliebte, in Sachen der Kirche gab es nur einen Weg des unteilbaren Willens. Liebkind wurde zuversichtlicher. Noch waren nicht alle Trümpfe ausgespielt.

Am Abend des gleichen Tages wurden die Tore von Kronen fest verschlossen, sowohl das eine Südtor zu St. Kathrein, als das Purzel- und Klostertor. Mochte der Feind kommen ... Man war bereit.

In der Stube des Meisters Hieronymus Ostermayer brannten zwei Kerzen. Der Orgelschläger saß auf dem Lehnstuhl und hielt seinen geliebten Kater Poseydon auf dem Schoße. Katzen sind sonst nicht musisch veranlagt, aber dieser schwarze Geselle übte auf seines Herrn innerstes Wesen eine zauberhafte Wirkung aus. Die Frau des Hauses lag längst zu Bette, und das kleine Positiv schwieg um der Nachbarn willen stille, denn es war schon spät, und das Fenster stand weit geöffnet da. Wenn der Meister aber

dem Kater in seinem Schoße mit leisen Händen über das Fell fuhr, knisterte es gar teuflisch aus den sich hellauf sträubenden Haaren. — Poseydon dehnte sich zwar behaglich und drückte die Augen wohllüstig zu, aber die Krallen senkten sich kratzend in das Tuch des Lehnstuhls. Dann war es dem Meister, als entspringe aus dem weichen Fell Gedanke für Gedanke. Durchaus nicht nur musikalische Gedanken, denn dort zu unterst in dem Schrank lag das Tagebuch, in das er so gerne Beobachtungen, Begebenheiten und Erlebnisse niederschrieb, wie sie ihm zuflogen. Sein Weib nannte solches Treiben „Federnlausen", weil er der Gänsekiele gar so viele benötigte, ließ ihn aber gewähren, und so geschah es nicht selten, daß er, angeregt durch den Kater, dem Chronikon Gedanken einwob, wie es sonst nur ein rechter Poet tut. Der treuherzige Organist merkte aber nichts davon, er war zu ehrlich dazu. Leise knirschte der Gänsekiel ... behaglich schnurrte der Kater ... er tat sein Bestes, die kummervollen Falten von seines Herrn Stirn zu verscheuchen ... es war doch schwer, so mit Poseydon auf den Knien zu schreiben ... und doch, es gelang ...

„In diesem Jahr ist der Herr Hans Fuchs zum andrenmal Richter in Kronstadt worden ...

Zu dieser Zeit ist die Königin Isabella sampt ihrem Sohn noch zur Lippa (Festung bei Arad in Ungarn); weil der Frater Georg aber sich understanden, allein Gubernator zu sein über Siebenbürgen, also hat Bornamissa Boldisar nach Millembach auch die zwei Stuel Bross und Reussmarkt, item Kokelburg und Tschitscho, eingenommen. Diese, weil er die Regierung dem Frater Georg nit hat zulassen wollen, sein sie uneins aneinander worden, und hat Frater Georg praktiziert, daß er den Bornamissa vertreiben mecht, ...

Eodem hat der Frater Georg ein Versammlung gehalten und der Königin das Bistumb zu Weyßemburg eingegeben, nach-

dem Johannes Statilius Bischof alldar gestorben war, und hierauf die Königin von Lippa nach Weißemburg gebracht, auch ist von Bornamissa Millembach sampt den 2 Stüelen umb eine gewisse Summa Geld dem Land restituiert worden.

27. Tag Julii ist ein große Menge Heuschrecken oder Thoren in Burzenland kommen und großen Schaden gethan ...

Den 6. Augusti sind sie auf Croner Feld kommen; da ist männiglich ausgepoten worden, und haben sie mit Schellen und Geklapper sollen vertreiben. Darnach Laurentii sind sie über die Stadt geflogen, da ist man wieder aufgewesen, sie zu vertreiben, es ist aber so viel gewesen, daß die Pauren die Schwenj damit haben gemäst; die andern sind aus Siebenbürgen auf Ungeren vertrieben worden ..."

Hieronymus hielt einen Augenblick stille und seufzte laut auf. Ja, das war eine böse Zeit gewesen, dieser Heuschreckenfall. Lange hatte er sich bei Tische geweigert, einen mit Heuschrecken gemästeten Schweinebraten zu essen. „Nicht wahr, Poseydon, das war eine bittere Zeit!" ... Poseydon aber gedachte der prächtigen Schinken, die zu verzehren sich sein Herr weigerte und deren größerer Teil ihm, dem Kater Poseydon, zugeflossen war. Er dehnte sich deshalb behaglich und blinzelte seinem Herrn ein verstehendes „Vielleicht" zu.

Hieronymus schrieb weiter:

„**Eodem anno** haben sich die Teutschen wiederumb auf Ofen zu gemacht und Pesth ernstlich belägert. Der Generalobrist ist gewesen Joachimus, Markgraf von Berlin, auch haben sich viele führnemb ungrische Herren zu ihm begeben, so den Türken feind gewesen, und hätten auch Pesth gewiß bekommen, es ist aber aus Nachlässigkeit des Generals und Verräterei der Ungarn verhindert, und also im November mit Schanden abgezogen." ...

„Gott schenke uns rechte Führer und Herren", unterbrach sich der Orgelschläger, denn auf einen richtigen Feldhauptmann kam es wohl auch in Kronen an. In seiner Hand lag das Schicksal der Stadt. Wie sehr es auf die Führer ankam, hatte Kronen einige Jahre früher selbst mit furchtbarer Gewißheit erfahren. Hieronymus blätterte in dem großen Folianten einige Seiten zurück und las von dem grauenvollen Verlauf des Feldzuges 1529 selbst heute noch erschüttert:

„1539 vorm Erndt hat bemeldter Peter Wayda auf Verheiß des Johanni König seinen Hofrichter mit 50.000 Mann, welche sich nit weit von Tarteln gelägert, ins Läger beschickt. Alsbald solches die Ferdinandischen vernommen haben, haben sie von Siebenbürgen, deutschen Edelnherrn und Szeklen ein Läger errichtet, welches nit weit von Tarteln lägert.

Den 22. Junii sind sie zusammen gerückt vor Meyergeff (Marienburg) und wegen der Verräterei der Szekler bis aufs Haupt geschlagen, also das Gerendi Miklos und Török Balint schwerlich darvon kommen. Der Maylath aber hat sich under einer Brucken bis in die Nacht erhalten und also in der Nacht kegens Fogarasch in sein Schloß kommen. Nach der Mergenburgschen Schlacht sind die drei dann wieder zusammgekommen und haben in Hermenstadt beraten ..."

*

Damals war die Jugend einmütig ausgezogen. — Sie war nicht heimgekehrt; mit dem Besen hat man in jenen Tagen die Leichen zusammengefegt auf dem Felde. Teures, deutsches Blut war vergeblich vergossen, Markus Pempflinger, der Sachsengraf, mußte flüchten. Wie schimpflich, nur daran zu denken! Wie unerhört, daß alles Geschütz, alle Donnerbüchsen und Kriegsvorräte dem lachenden Petru um ein paar He's und Ho's in die Hände gefallen war. Alles nur, weil die Szekler aus Falschheit sonder-

gleichen die Waffen gegen ihre eignen Nationsverwandten gekehrt und sich dem Erzfeinde angeschlossen hatten, und das mitten in der Schlacht ... Allerdings, Kronen gab sich nicht verloren. In den trutzigen teutschen Schädeln erwachte nun der **furor teutonicus** (Raserei des deutschen Kampfmutes). Noch erinnerte sich Hieronymus, wie man damals in fieberhafter Eile neue Kanonen goß, Pulver erzeugte, Schwerter schmiedete, die Mauern ausbesserte und mit gefletschten Zähnen, wie ein wildes Tier den Feind erwartete ... Hoho! So leicht geben die Sachsen nicht nach, fast kein Haus ohne einen Toten, und doch fast keine Sippe, ohne einen neuen Mann beizustellen, die Lücken schlossen sich von selbst ...

Poseydon blickte sehnsuchtsvoll zu seinem Herrn hinauf und dieser verstand: „Eia! Eia! mein Kater, allso löcket dich dein Fleisch, daß du wieder ein nächtliches Ständchen anheben willst? Denkest wohl, daß des Herrn Kerzenmachers Mitze drüben einen rechten Kavalier hat, die dich wohl nit gar scheel ansehn dürfte."

Dann las Ostermayer wohlgefällig schmunzelnd weiter, wie sich die Ereignisse im Jahre 1529 gestaltet hatten:

> „**Eodem anno** im Herbst ist der Moldner Petru Wayda selbst ins Burzenland mit viel Volk kommen und Kronstadt belägert, ... hat aber nix schaffen können ..."

Mit Schimpf und Schande war der Feind abgezogen. Was nützte ihm das eroberte Schießzeug? Es war, als wollten die Stücke gegen ihre ehemaligen Herren nit losgehen ...

Da flennte Poseydon auf ... das Mondlicht glitt leise über den Boden. Also erhob sich Hieronymus und schritt sachte zum Fenster, um den treuen Bundesgenossen aufs Dach zu heben. Diesen Liebesdienst tat er ihm nicht selten. Als er ihn aber heute auf das Fensterbrett hob, gewahrte er einen tiefroten, flackernden Schein am Himmel. Vor Schreck ließ er den Kater beinahe zu Boden gleiten ... Hinter dem Schloßberg über Tarteln glutete es über den Himmel, als seien hundert Feuer entzündet ...

Stumm und lautlos wölbte sich die Flammenkunde der Kriegsfurie über die abgeriegelte Stadt. Die Feuerglocke schwieg, denn der Brandherd lag weit fort, eine Hilfe war vergeblich ... Brannte eine sächsische Bauernburg? ... Hatten die Horden nur Heuschober angezündet? ... Barg sich unter den züngelnden Fluchten todbereites Ringen um Heimat und Herd? ... Niemand wußte es. Sie alle, die wehrfähigen Männer, kannten die deutliche Sprache des feuerroten Himmels und schwiegen trotzig ... Nur das Schwert umklammerten sie fester ... Mögen sie kommen ... Diese Mauern waren von deutschen Fäusten verteidigt ...

Hieronymus war in die Knie gesunken.

In kindlicher Ergebenheit betete er für die armen Seelen, die vielleicht in dieser Flammenglut eben umkamen, ein Paternoster.

Dann erhob er sich und schrieb mit zitternden Händen in sein Tagebuch:

„Am 24. Oktobris 1542 ist der Moldner Petru Rareſch abermal ins Land Siebenbürgen gefallen ... und brennte, daß Gott erbarm', in unserem Burzenlande gen der Szekler Grenze ..."

Als am nächsten Morgen der Tag eben aufleuchtete, pochten zwei Männer an das Purzeltor und baten in deutscher Sprache um Einlaß. Wer sie seien und was sie wollten, ob sie nicht etwa Boten oder gar Späher des Petru Rareſch seien. „Mit nichten", erscholl es von unten, „sondern Träger gewisser Kunde und überdies Gastfreunde einer ehrsamen Stadt."

Der Wehrhauptmann forderte ihre Namen, da ertönte es unter der Mauer aus dem Munde des einen, dessen Haupt mit einem Tuche verhüllt als verwundet angesehen ward, daß er sei Herr Alard von Beldi, einer der ständischen Herren von Hidvég.

Nun erst öffnete sich langsam und kreischend ein Seitenpförtlein. Das Haupttor war dermaßen verriegelt und mit schweren Steinen verrammelt, daß man um eines Menschen willen die unmäßige Arbeit nicht leisten wollte, diese Sparren und Balken aus Eichenholz fortzuräumen.

Herr Lukas Griengras, der die Inspektion inne hatte, erkannte in der Tat den Grafen und führte ihn zum Stadtrichter.

Schwer nur und ächzend, auf die Hand seines Dieners gestützt, der mit ihm geflohen war, schritt Beldi einher. Kein Wort drang über die Lippen des Verwundeten. Aschgrau, und jetzt noch von namenlosem Entsetzen erfüllt, waren die Züge des rotgekleideten Heiducken, der seinen Herrn begleitete. Noch mochte ihn ein Erlebnis, das er diese Nacht hatte ansehen müssen, so sehr in seinen Bann zwingen, daß er noch immer halb entsetzte Schreckenslaute von sich gab. Der Sachse stieß den weinerlichen Kämpen mit der Faust in die Seite und flüsterte ihm zu: „Nem szégyeled magad?" (Schämst du dich nicht?), worauf der andere unter erschrecklichem Seufzen in unzähliger Wiederholung die Worte ausstieß: „Jaj Istenem! Jaj Istenem!" (Ach, mein Gott!)

Hans Fuchs hatte nur wenig geruht und war frisch und munter zum Frühstück bereit, als der verwundete Gastfreund eintrat. Man bot ihm einen Sessel.

Das ungrische Dienstmädchen reinigte eilfertig seine Kleider und holte herbei, was Kasten und Truhen boten. „Der arme gnädige Herr", schluchzte sie in nationalem Mitgefühl.

„Nun denn, Herr Graf", begann Fuchs, „... es ist wohl gar schrecklich gewesen, was Euch zu mir treibet? Redet frei vom Herzen, was Ihr wisset... Vielleicht bringt Ihr Kunde, die uns nützen kann?..."

„Ich, Kunde?... Jawohl!" erklang es hart von seinen Lippen, „Kunde, daß Ihr einen Bettler beherbergt, der das Gnadenbrot für sich erbitten muß, weil ihm draußen alles geraubt wurde, was er sein eigen genannt hat..."

„So erzählt, Herr Graf!..."

„Durch den Ojtozer Paß sind die Moldauer eingebrochen. Es ist der alte Anspruch auf ihre Güter in Siebenbürgen, die sie einst von den Königen erhalten haben: Bistritz, Naszod, das halbe Szeklerland... und immer wieder mit dem Anspruch, daß sie allein hier Herren wären, sie allein zu befehligen hätten im Namen des Kaisers... Ihre Antwort ist das Schwert, ihr Beweis die Brandfackel. Ein Glück, daß mein Weib und meine Kinder in Weißenburg verweilen bei Verwandten, sie wären verdorben..."

„Wie denn?"

„Sie haben meine Mutter vor meinen Augen erschlagen, mit einem Prügel... die Greisin... niedergehaun...", brüllte der Graf auf...

Hans Fuchs legte einen Augenblick die Hände vor die Augen, dann berichtete Alard weiter:

„Nach alter Sitte versuchte ich es mit Geschenken und wagte gegen seine gut gerüsteten Krieger keinen Widerstand. Weh mir, hätte ich doch Euer Angebot angenommen; ich säße nun im sichern Hause bei Euch, Hans Fuchs, doch ich meinte fertig zu werden mit ihnen, hatten wir doch mit ihm einen ewigen Frieden, mein Haus, meine Sippe und seine, von Majlaths Zeiten her... er

führte aber Tataren mit sich, die sich nicht an seine Worte hielten und raubten, plünderten wie in Feindesland, ohne das Wort zu achten; als er mich zu sich beorderte, klemmten die Hundesöhne Eichenkloben zwischen das Tor und das Schloß, wir konnten die Türe nicht schließen, da war es um meine Burg geschehn ... Habt Ihr gestern den Feuerschein wahrgenommen? ..."

„Nur zu sehr", antwortete Fuchs dumpf.

„Damals brannte mein Schloß, ... mein ganzes Gut nieder ... Auch das ganze Dorf ... ging mit in Flammen auf ... auf dem eignen Herd rösteten sie die Schwachen und Elenden ... Ich habe zugeschlagen, blind vor Wut ... Petru aber ließ mich fangen und binden ... ‚Er soll den Kronstädtern melden, was ihnen bevorsteht, wenn sie sich nicht unterwerfen', sagte er. Und nun ... so bin ich hier ..."

„Tröstet Euch, Herr ...", nahm Fuchs wieder das Wort, „sie werden wieder heimziehn ..."

„Und wer gibt mir meine Mutter wieder? Wer reißt das furchtbare Bild aus meinen Augen? ... Nichts ließen sie übrig als das nackte Land und Trümmer ..."

„Es wird wieder aufgebaut werden, muß aufgebaut werden ... Seht, Herr Graf, was wäre aus unserem Häuflein von Sachsen geworden, wenn wir nicht immer wieder aufgebaut hätten, was die Türken unter uns niedergebrannt haben."

„Ihr ... ihr seid ... Deutsche! Habt ein ander Herz und einen zäheren Geist ... Wir müssen uns erst zurechtfinden, noch immer steht das Bild der gepfählten Jobagyen vor mir." (Jobagy = Leibeigener.)

„Der gepfählten?"

„So wie Vlad Zepesch einst —; Ihr kennt seinen Ruf, Vlad, der Pfähler, ließ er sich nennen —, so scheute auch Petru nicht davor zurück, hie und da je einen meiner Leibeigenen zu pfählen. Zugespitzte Balken wurden durch ihren Leib gerannt und diese dann

aufgerichtet, aller Menschheit zum Hohne ... wie man eine Kette Rebhühner aufreiht ... schrecklich ..."

Beide Männer versanken in Schweigen. Was sollte Hans Fuchs sagen? Er kannte die Kriegssitten seiner Zeit, wußte, daß Petru nicht furchtbarer handelte als die tatarischen Truppen es sonst taten ... auch die Kaiserlichen ließen es nicht fehlen an Todsünden. Nun war das schon das zweite Mal innerhalb kurzer Zeit geschehen? Vertrug der fern angesiedelte Stamm der Sachsen solch einen neuerlichen Aderlaß?

„Wir wollen Euch helfen, Herr Graf ... lasset nur das Unwetter vorüberziehn ... es werden sich auch deutsche Hände regen, wenn es gilt, Freunden beizustehn ..."

Mühsam erhob sich der verwundete Mann und blickte dem Sachsenrichter tief in die Augen, dann nahm er seine Hand und drückte sie fest und innig.

„Seltsame Menschen seid ihr, ihr Deutschen ... seltsame Brüder! Ihr helft ... auch solchen, die nit immer gar freundlich zu euch waren ... habt meinen Dank im voraus ..."

Da mußte Hans Fuchs lächeln. Er wußte recht gut, daß Herr Beldi als rechter Nemesch (adeliger Ungar) zweideutigen Praktiken nicht abhold war, sei's drum, hier konnte bewiesen werden, daß man das neue Evangel Luthers nicht ohne Nutzanwendung vernommen hatte.

Dann aber umwölkte sich die Stirn des Bürgermeisters, denn er gedachte der Gegenwart.

Zu einer offenen Feldschlacht fühlten sich die Sachsen zu gering an Zahl. Leicht hätten sie dem Verrate wieder zum Opfer fallen können, denn in der Todesangst läßt sich die Neigung zum Stamm nicht verleugnen, und der beste Söldner kämpft ungern gegen die eigne Sippe. Sollten die Kroner wieder zusehen, wie man rings umher vor ihren eignen Augen das sächsische Burzenland verwüstete? Noch waren ihre Kräfte nicht erschöpft ... Jetzt hieß es klug handeln und weise Vorsicht üben ... verhandeln ... und wieder verhandeln, mit silberner Salbe schmieren, wenn das Wort seine Wirkung verlor, vielleicht sogar mit goldener ...

Hans Fuchs blickte sich um und fand den Grafen nicht mehr im Zimmer; sorgsame Frauenhände hatten sich seiner angenommen. Frau Anna hatte ihn in die Gastkammer geführt.

Im gleichen Hause wohnte nun schon seit geraumer Zeit Bruder Ladislaus. So seltsam es war, hier im Umkreis des Stadtrichters ließ es sich besser hausen als im einsamen Dominikanerkloster, wo Rupert und Liebkind mürrisch und verängstigt noch immer standhielten. Sie sahen das Unheil der neuen Zeit herannahen, ohne helfen zu können, denn wenn sich Liebkind auch alle Mühe gegeben hätte, die Vorbereitungen zur Reformation zu verstehen, sein Mund hätte, wie der des Propheten Jeremias, immer und ewig nur das gleiche Klagelied über den verwünschten Ketzergeist anstimmen können. Anders Ladislaus. Einem Ungarn schlägt nicht selten ein fröhliches, vielleicht auch leichtlebigeres Herz im Busen. Er weint leicht, aber er entflammt sich auch leicht. Da gab es nun

im Hause des Stadtrichters ein ungrisches Maidlein, just aus dem gleichen Orte, da Bruder Ladislaus herstammte. Ist es eine Sünde, wenn man mit einer Jungfrau, die sich als falumbeli (aus dem gleichen Orte stammend) bekennt, ein ehrbares Gespräch unter dem Küchenfenster anhebt? Ist es eine Sünde, wenn man sich in den unruhigen Kriegszeiten öfter trifft als sonst je, um über die Berge, Wiesen, Kälber, Schweine und jegliches irdische Gut, wie es in der Heimat vorkommt, zu plaudern? Ist es eine Sünde, wenn einem da seltsam feurige Gedanken aufsteigen, die das Herz eines Dominikaners eigentlich nicht berühren dürften? ...

„Torheit!" lachte die Treschi (Therese), „zieh die Kutte aus und mach dich zu einem richtigen Mann! ... Laß dir den Schnurrbart wachsen und schmier ihn mit Wachs ein, daß er zur Seite steht wie ein Dolch ... Das gehört sich für einen rechten Ungarn ..."

Als Treschi das zum ersten Male lachend geäußert hatte, war Ladislaus entsetzt entwichen.

Dann aber trieb ihn ein ungewohnter Zug zu dem leichtherzigen Frauenzimmer zurück und — unglaublich — sogar ihr Gesang gefiel ihm, ihr ketzerischer Gesang; denn alle sächsischen Kirchenlieder, die im Hause des Stadtrichters zur Zeit gesungen wurden, übertrug sie unter herzerweichender Langatmigkeit in die Tonsprache ihres Volkes. Luther hätte seine Lieder niemals wiedererkannt. Unserm Bruder Ladislaus aber gefiel gerade diese volkstümliche Umhüllung der reformatorischen Weisen. Und eines Tages legte er die Kutte wirklich ab ... Treschi strahlte ... er bekam einen tüchtigen Schnurrbart und war überhaupt ein stattlicher Knecht.

„Jetzt bist du erst ein guter Ungar, ein rechter Mann, zum Heiraten ..."

Da sagte sich Ladislaus vom Kloster los. Mochte Herr Kendesi warten, er hatte anderswo Hofdienst genommen.

... Er redete hohe Worte ...

Der gefürchtete moldauische Woiwode Petru Rareſch hielt ſein Hoflager mitten auf dem Felde bei Uzon.

Doch wer da gemeint hätte, die Scharen des Fürſten hätten einmütiglich bei den Hürden ihres Herrn gewohnt und hüteten ihn, wie man ſeinen vertrauten Führer umgibt und bewacht gegen feindliche Zufälle, hätte ſich ſehr geirrt. Da wimmelte und bimmelte es von Heiducken, wehrhaften Trabanten und Freiſchärlern, von polniſchen Lanzenreitern und Büchſenträgern, von ſchwergewappneten Söldnern und walachiſchen Bauern, die in ihren bauſchigen Kittelhemden um der Beute willen, nur mit einer Streitaxt bewaffnet, herzugelaufen waren; da ſah man Kinder, Weiber, Armenier, Juden und Bulgaren, dazu Händler aller Art, die den Troß eines Heeres bildeten, daß die ganze Ebene vom Schwarzbach bis an die Dorfgrenze in buntbewegtem Treiben knäuelfadendicht durcheinanderwogte. Das ſurrte und zwitſcherte, ſchrie und lachte, weinte und heulte, als ſei der Krieg ein Feſt oder mindeſtens ein großer Jahrmarkt.

Petru wohnte beim Pfarrer des Ortes in deſſen größtem Zimmer, und dieſer mußte ihm Schreiberdienſte leiſten, kochen laſſen, fegen und reinigen, kurz alles verrichten, wozu man ihn unter Flüchen und ſtändigen Drohungen anhielt.

Der Pfarrhof war ein klafterdicker Steinbau mit kleinen Fenſtern, die nur mit Schliemen verklebt waren. Immerhin, es war ein Steinhaus, und Steinhäuſer ſchätzte man in der Moldau beſonders hoch, weil der vermaledeite Nemere, der eiskalte ruſſiſche Steppenwind, nur vor derartigen Wohnſtätten ſeine Reverenz machte und entſchuldigend auswich.

Da die Tage des Herbſtes ſchon beträchtlich an Länge abge-

Petru hielt sein Hoflager mitten auf dem Felde bei Uzon

nommen hatten und der Nemere grausam über die Stoppeln fegte, saß Petru vor dem offenen Herde und trank von Zeit zu Zeit aus einem Becher heißen Gewürzwein, den ihm sein Hausherr auf siebenbürgische Weise mit vielen Nelklein und Honigseim zubereitet hatte. Das schöne männliche Antlitz des Fürsten war von buschigen schwarzen Brauen überschattet, tief aus den Augenhöhlen trat der etwas unruhige, begehrliche Blick hervor. Es war, als suche der Fürst ununterbrochen einen Anlaß, um seine Lust zu befriedigen ... doch aller sonstigen männlichen Schöne zum Trotz, wuchs ihm der Bart nur stoppellicht und schippelweise aus dem Kinne. Zum Schnurrbarte ließen sich die wenigen Haare auf der Oberlippe wohl zusammenfügen. Wozu gab es Wachs oder Rindstalg? Der Backenbart aber konnte trotz aller rastlosen Bemühungen mit tausend Salben nicht zu jener Dichtigkeit gezüchtet werden, die damals für schön galt.

Dennoch, Petru war ein tapferer Mann.

Um dies allen Szeklern, die daran zweifeln wollten, recht zum Bewußtsein zu bringen, übte er eine Schreckensherrschaft aus, die an den einstigen Vlad Zepesch erinnerte, an Vlad, den Pfähler. Der geringste Widerstand wurde mit der Todesstrafe belegt, jedes Verbrechen mit der Strafe des Pfählens gesühnt.

Wie denn? Ließen ihn die Kroner Herren aufsitzen?

Sie hatten doch versprochen, am frühen Nachmittag ins Heerlager zu kommen, um mit ihm wegen der freiwilligen Übergabe der Stadt zu verhandeln. Es war ohne Zweifel bequemer, sich diese Sachsenstadt wie einen reifen Apfel ohne Kampf anzueignen, als sie unter Ängsten und einer schweren Belagerung mit Gewalt zu erobern. Klugheit hatte Petru auch, obwohl er nicht gut schreiben konnte. Eben schüttete er in wachsender Unruhe einen neuen Becher voll Weins in die Kehle, da meldete ihm rauhes Stimmengewirr die Ankunft der Unterhändler.

Rasch ließ er einen prüfenden Blick an sich hinuntergleiten; er

war mit sich zufrieden. Der rotsamtene, goldbebortete Regierungsmantel stand ihm wohl zu Gesichte, die roten, knarrenden Saffianstiefel ergänzten sein Äußeres vorteilhaft. Rasch legte er das schwere, silberbeschlagene Schlachtschwert auf die Knie und erhob den Buzdogan (Streitkolben), wie ein Zepter, hoch. Schon öffneten die Diener die Tür, durch die zwei sächsische Bürgerherren eintraten.

Beide verneigten sich tief.

Laut lachte Petru auf, als er ihrer ansichtig wurde: „Eia, seid endlich aus euren Löchern hervorgekrochen, ihr Herren Sachsen? ... Mir scheint, euch liegt noch der Schreck in den Gliedern, da ich euch vor Marienburg herjagte wie eine Schar tollgewordener Fetthammel? ..."

Schweigend sahen ihn die beiden Gesandten an.

Unter ihrem Blick brach Petru sein Hohngelächter ab. „Dich, Draudt, kenne ich, du warst einst mein Freund, ... aber dieser Schwarze mit dem Bart ist mir fremd, nenne ihn mir!"

Draudt wies mit der Hand auf seinen Mitgesandten und sagte: „Hier steht vor Euer Gnaden der Ratsherr und Magister der sieben freien Künste Johannes Honterus, der gelehrteste Mann unserer Zeit und ein Buchdrucker von Beruf."

„Buchdrucker? ... Das läßt sich hören ... jawohl ... eine neue Kunst, und schon wieder seid ihr Sachsen im Lande die ersten, die sich Früchte von diesem Baum pflücken ... Wie ich immer sagte ... ihr Sachsen seid zu gescheit für diese Wälder, ihr müsset vermindert werden, sonst werdet ihr zu gewaltig."

Langsam traten auch die andern moldauischen Bojaren an die Seite des Fürsten. Das also war der gelehrte Mann, der sogar Karten zeichnete und die Himmelshöhe maß, wie man das Tuch mißt am Wochenmarkt?

„Doch lasset hören, was bringt ihr mit? Sprecht eure Unterwerfung aus und damit basta. Ich bin heute milde gestimmt und will der Vorzeit nicht gedenken."

Draudt verneigte sich tief und begann lateinisch zu reden: „Wenn es Euer Gnaden recht ist, will ich Euch zuerst die tiefdemütigen Grüße einer schwergeprüften Kroner Stadt zu Füßen legen. Wir haben in dieser Zeit Unmenschliches gelitten, unsere Dörfer sind verbrannt. Das große Zeiden ist geplündert und Tartlau, daß Gott erbarm', liegt als wüster Trümmerhaufen stracks an der Grenze Eures fürstlichen Lagers ..."

„Diese Töne kennen wir, Draudt. Laß das; es ist Krieg und wer in den Krieg zieht, will seinen Anteil an Beute nicht vermissen. Wenn ihr nicht gutwillig euren Sack auftut, so werd ich ihn mit Gewalt nehmen, auf Weiber und Kinder soll's mir dabei nicht ankommen ..."

„Noch ist es nicht so weit", wendete Draudt ein. „Noch sind unsere Mauern fester denn je bewaffnet, unsere Söldner gut und täglich entlohnt und unser Geschütz wieder heil und neu gegossen ..."

„Weiß ich, weiß ich, alter Fuchs! ... Doch darum seid ihr ja nicht gekommen.

„Wir bieten Brandschatzung an!"

„Laß hören! Wieviel?"

Nun waren die Kroner Herren der Meinung, daß nicht mehr ihre Überredungskunst, sondern die Macht der Geschenke zu dem moldauischen Herrscher sprechen durfte. Sie schwiegen daher, ohne sonderlich auf die Worte des Petru zu achten, und winkten einem Dienerpaare, das durch die geöffnete Türe einen Teppich hereinschleppte.

Langsam breitete sich die Herrlichkeit des blaugewobenen Fließes auf die Holzdiele des einfachen Zimmers. Märchenhaft, mit allerlei goldbraun leuchtenden Arabesken überwuchert, prangte das kunstreiche Gewebe. Immer größer, immer breiter wuchs unter dem Aufrollen der Teppich, so groß, daß die Enden des Meisterwerks an der Wand wieder emporragten. Wie verwandelt schien der Raum. Die Ratsherren traten beiseite und ließen keinen Blick vom Fürsten, dessen Augenlider sich vor Staunen weiteten. Er erhob sich und befahl dem Diener, seinen Thronsessel auf den tiefblauen, seidenweichen Belag zu schieben. Nun erst reckte er sich behaglich nieder. Wie mußte doch dieser Teppich mit dem roten Samt seines Mantels prachtvoll harmonieren!

Dabei wurde kein Wort gewechselt. Die Kroner Herren wuß-

ten warum, und Petru schwieg auch, er fragte nicht viel ... Nach einer Pause Draudt:

„Wir bieten Euer Gnaden auch andere Geschenke ..."

„Ich brauche eure Brandschatzung nicht ... ich will euch selbst haben ... Versteht ihr? Euch selbst! Denn ich bin euer Herr, und nicht dieser Bastard, des alten János nachgeborener Sohn, von dem alle Welt weiß, daß er des greisen Mannes leibliches Kind nicht sein kann ..." Petru Rareſch lachte lange und anhaltend, daß der Stoppelbart an seinem Kinn zitterte ... und die Bojaren lachten mit und blickten neugierig auf die noch verschlossenen Säcke der Kroner Herren ... Ei, das mußte Beute geben, wenn schon der eine Teppich so herrlich war wie die tausend Freuden des orthodoxen Paradieses im siebenten Himmel. Deshalb halte fest, was dir geboten wird.

„Wir waren immer eine freie, königliche Stadt, Euer Gnaden!"

„Was ihr wart, ist mir gleich, jetzt gehört ihr mir, gehört zur Moldau. Wollt ihr's anders, so weichet, mir ist die Zeit kostbar, und meine Krieger rüsteten zum Männerkampf, nicht zum Weibergeschwätz ...!"

Draudt tat, als hätte er die harte Rede nicht vernommen, sondern ließ, wie in Gedanken verloren, seine Blicke auf dem bunten Rankenwerk des neuen Teppichs ruhen ... Dann sagte er:

„Euer Gnaden werden auf diesem edlen Teppich vor den Gesandten des Padischah wohl bestehen, denn wir erhielten ihn als Zeichen besonderer Gunst des Kalifen ... es heißt, wer ihn besitzt, gilt bei der Hohen Pforte mehr als ein Fürst ... er stammt aus dem heiligen Zelt der Moschee in Mekka ... Wir hätten ihn am liebsten selbst behalten ... aber wir verehren Dich ..."

Petru Rareſch horchte auf. Was schwatzten diese Sachsen wieder einher? Vielleicht hatte ihre Rede doch einen guten Grund? ... Man konnte nie wissen, was bei diesen verwünschten Muhammedanern heilig war und was nicht!

„Inainte! L'apucați!" (Vorwärts! Packt ihn!) Als hätte eine Zauberformel alle guten Geister herbeigezwungen, so schossen die Diener aus tausend Winkeln hervor, rollten den großen Teppich mit geschickten Handgriffen zusammen und verließen mit ihm das Zimmer ...

„So ist's recht!" lachte Petru Rareș, und auch Honter und Draudt lächelten verständnisvoll. Des Fürsten Laune war sichtbarlich befriedigt.

„Was bietet ihr noch ...?"

„Wollen Euer fürstliche Gnaden hinausblicken ... Hundert Koppeln Pferde, wie sie besser nicht gefunden werden können in diesem elenden, vom Kriege zerfleischten Lande ... Hundert Pferde ... ausgeruht, jung und mutig ..."

„Das läßt sich hören, doch merke dir, Draudt, man kann einem Fürsten nicht schenken, was er sich ohnehin genommen hätte ..."

„Die Rosse gleiten ohne Kampf in deine Hände, Fürst. Selbst der Wurm sticht, wenn man ihn quält."

„Und der Hamster wehrt sich ...", setzte der Fürst fort, „wenn man seinem Geiz nahetritt ... und ... wenn ihm die Backtaschen ausgeleert werden", unterbrach Petru, „nein, ihr Herren Kroner, ich wäre ein törichter Meister meines Spieles, wenn ich in den Krieg gezogen wäre um ein paar elende Gäule ..."

Schon setzte sich die Reihe der braunen Pferdeleiber in Bewegung. Die fürstlichen Heiducken nahmen sie in Führung und geleiteten sie zu den Ställen ihres Herrn. Pferde konnte man brauchen, sie waren die Kraftquelle der Heereszüge, und Petrus Angesicht leuchtete um einen Grad mehr, als die Herren von Kronen ein Zeichen des Einverständnisses gaben.

„Ihr müßt mehr liefern ... mehr hergeben ... Ihr habt ja eure deutschen Kirchen ... eure Klöster ... dort liegen Schätze verborgen, von denen ein armer moldauischer Fürst sich nur im

Traume eine Vorstellung machen kann ... Öffnet diese Pforten ... reformiert sie in eure Tasche und daraus dann in meine ... he he!"

Da war mit einem Male Honter lebendig; wie verhaltenes Grollen erklang es aus seinem Munde ... „Herr, wir sind hier, um zu verhandeln ... lästert nicht Gottes Evangelium!"

„Ei, siehe da, Herr Honter tut den Mund auf ...?! Nun denn ... das ist schließlich eure Sache ... was ihr mit den Klöstern macht, bei mir zu Lande regiert die heilige, rechtgläubige Kirche, sie ist gut und brauchbar für alle Moldauer, wir haben nicht not zu reformieren ... Unsere Priester sind schlicht, aber wenigstens ehrlich ... und nicht katholisch ... nicht vom Papst regiert. Warum jagt ihr den Papst nicht zur Türe hinaus?"

Da antwortete Honter: „Herr, das ist so bei uns Teutschen ... der Gottesglaube muß auf Wahrheit und Überzeugung beruhen, nicht auf Kauf und Tausch, nicht auf Handel und Schacher, sonst gibt es Rebellion und Aufruhr im Lande ... Wir Teutschen können nicht leben in der Lüge ... Wenn wir sehen, daß die Wahrheit des Glaubens wankend wird, dann suchen wir Gott auf einem andern Wege, ohne Priester."

„So seid ihr, ihr Sachsen!" sagte der Fürst, „ich weiß es von meinem Vater her ... Ihr seid Rasende der Ehrlichkeit, Sklaven eures gegebenen Wortes. Darum ist gut mit euch zu gehn, gefährlich wider euch, obwohl eure Zahl gering ist im Lande."

Petru hatte diesen Satz kaum vollendet, als er einen mahnenden Blick seines Leibbojaren empfing, der auf Besonnenheit hindeutete. Richtig, er hatte schon zuviel Würzwein getrunken, hatte sich durch die Pferde und den herrlichen Teppich einfangen lassen wie ein törichter Gimpel und hatte auf die gewohnten Mittel orientalischer Politik gänzlich vergessen. Unwillig klopfte er in die Hände und empfing den eintretenden Heiducken mit einer schallenden Ohrfeige.

„Bastard einer Hündin! ... Ich bin von Gott geschlagen, weil ich dein Herr sein muß", fauchte er ... „wo bleibt der Gewürzwein für die Kroner Herren, wo der echte Malvasier? ... He? ..."

Der Mißhandelte mochte solche unvermutete Ausbrüche fürstlicher Laune wohl gewohnt sein, denn er tat, als ob nichts geschehen sei, und holte sogleich ein Tablett mit allerlei wohlriechenden Süßigkeiten und dampfenden Weinen herbei.

„Nun, ihr Herren, lasset euch nieder ... es kommt vom Herzen, was ich biete ..."

Draudt tat einen kräftigen Schluck. Ihm konnte das schwere Zeug nichts anhaben ... Honter nippte bloß. Mit Unwillen betrachtete der Fürst die Vorsicht des Meister Johannes. „Nun ... Herr ... wie heißet Ihr doch? Richtig, Honter ..., es ist kein Gift in meinem Weine ... kann wohl genossen werden ..."

Da wendete Draudt ein: „Verzeiht, Herr, Meister Johannes hat ein Gelübde zu tragen, das ihm Wein zu trinken verbietet ..."

„Ein Gelübde? Das ist etwas anderes!" ..."

Gleich darauf setzte er fort: „Und nun, macht euch heran, ihr Herren, hier liegt ... Papier und ein Federkiel, unterschreibt, daß ihr meine Herrschaft anerkennt ... macht keine Umstände ..."

In Draudts Augen trat für einen Moment ... überlegenes Verstehen ... Er erkannte auf der Stirn des Fürsten die ersten Zeichen der Nachgiebigkeit, er war der Zähigkeit der Sachsen nicht gewachsen ... Unterschreiben? ... Was galt es hier, ein Zeichen mit dem Gänsekiel unter ein Schriftstück zu setzen, oder die Stadt zu retten? Mehr werde der Petru Rareš nicht verlangen als die andern Fürsten Siebenbürgens ... und vor den Bastionen Kronens mußte er haltmachen, wie alle andern, ... diesen steinernen Privilegien konnte der Moldauer nicht entgegentreten ... Warum sollte man nicht unterschreiben? Für ihn, den Kroner Ratsherrn und Altrichter, gab's nur einen Nutzen, den seiner

Vaterstadt und seines Volkes. Noch einmal versicherte sich Draudt durch einen Blick der Zustimmung Honters, der wieder ruhig und wortkarg geworden war, und ergriff dann den Gänsekiel, um zu unterschreiben ...

Honter aber überlegte in diesem Augenblick eine neue Möglichkeit, an die er bisher nicht gedacht hatte. Wenn sich Kronstadt für einen kurzen Zeitraum gewollt oder ungewollt unter die Lehnshoheit des Moldauer Fürsten stellte, hatte es legal die Möglichkeit, die Reformation durchzuführen, denn Petru Raresch hatte dies selbst gefordert. Auch sah er in dieser Unterschrift die beste Gewähr für Frieden."

Wenige Augenblicke später war der Vertrag unterfertigt und der Fürst drückte eigenhändig sein grünes Siegel darauf ...

Ihm lachte das Herz ... nun war er Herr von Siebenbürgen ... nun mochte der schlaue Frater Jörg zusehen, wie er sich die Kroner und Hermannstädter wieder zuführe ...

„Morgen ziehe ich bei euch ein ...", erklärte er bestimmt.

Da schlug Draudt bescheiden die Augen nieder und redete fest und klar: „Wir haben ein Gesetz, hoher Herrscher, darnach darf selbst der Fürst nur ohne Begleitung die Stadt betreten ..."

„Was gehen mich eure Gesetze an? ... Tölpel ... mein Wille ist euer Gesetz ..."

„Höret das Wort eines alten Mannes, Herr ... Was wollt Ihr in der Stadt? Ein Fest? ... Gelage? ... Beute machen? Wir bieten alles freiwillig an ... Herr, noch ist unsere Botschaft nicht zu Ende ... Wünschet Ihr Lebensmittel für Euer Heer? ... Gut, wir werden sie schaffen. Gelüstet Euch nach Waffen? Wir werden sie liefern ... Entbrennet Euer Herz nach Dirnen? ..." setzte er gemessen fort ... „Euer Gemüt soll keinen Mangel haben ... oder tut es Gold? ..." Pause rings im Kreise. Das Wort war gesprochen.

Des Fürsten Miene wurde langsam heller ... Gold! Ja, er

wußte es, daß an diesem verfluchten gelben Metall seine eigne Existenz hing. Schickte er an den Sultan goldne Beute, konnte er handeln wie er wollte. Versagte sich ihm diese Möglichkeit, hing sein Haupt nur lose auf dem Rumpf. Gold ... ja, das war schwerer beigestellt als tausend Rosse ... und Gold gewann man nur in den Bergadern dieses geheimnisvollen Siebenbürger Landes. —

„Wieviel bietet Ihr?" fragte er lauernd.

„Ein Gelage soll's geben, daß unsere Berge erzittern werden vom Gesange befriedigter Kriegerseelen . . ", antwortete Draudt.

„Torheit! ..." unterbrach Petru ... „das bedeutet nichts für mich, für diese Schweine da neben mir mag solches eine Lust sein ... ich brauche gewissere Zeugenschaft ..."

„Fünfhundert Dukaten." Draudt redete hart.

Petrus Finger krallten sich zusammen, als hätte er diese Beute schon in seinen Händen. Mit dieser Summe konnte man die polnischen Lanzenreiter eine erkleckliche Zeit länger im Solde halten, sie waren die Macht seines Heeres.

Hier mischte sich der alte Vornic Grozav (Majordomus) ein: „Herr und Fürst, bedenke, sie haben mehr Gold, als sie verraten ... bedenke, es sind deine Untertanen!"

Blitzschnell wendete Raresch sein Haupt: „Du redest, wenn du gefragt bist, Alter, um deines Sieges willen bei Marienburg im Jahre 1529 sei dir verziehen und außerdem hast du recht ... Ihr müßt mehr hergeben ... Ihr filzigen Deutschen ... mehr Gold ..." Er schüttete neuerdings einige Becher Gewürzweins hinunter. Hinter seinem Rücken bekreuzte sich der Vornic. Wenn der Fürst trunken war, stand das Ärgste zu befürchten.

Draudt blieb unwandelbar ruhig. Nun hatte er gewonnenes Spiel ...

„Tausend Ellen gutes Kronstädter Tuch dazu ... blau ... reine Wolle ... man weiß seinen Wert in Istanbul zu schätzen ... willst du, Herr, so liegen sie hier zu deinen Füßen."

„Ihr werdet mich betrügen", äußerte Rareſch in weinerlichem Ton und rülpſte ſo gewaltig, daß er die Hände erſchrocken über den Bauch legte.

„Schreibt, Herr Honter", wandte ſich Draudt an ſeinen Begleiter, „tauſend Ellen Tuch und fünfhundert Ellen Leinwand dazu ... Herr, wir ſind nicht knickeriſch ... Eure Kriegsknechte ſollen auch Leibwäſche haben ..."

Jetzt nahm Petru Rareſch das Wort: „Schreibt weiter, Herr Honter. Ich, der Fürſt eurer Städte, verlange außerdem 50 Fuder Wein ... 50 Wagen Heu, 50 ..."

„Geſtrenger Herr, bedenket, daß wir ein ausgeplündertes Land ſind, auf kahlgefreſſenen Steinen wächſt keine Rebe ... Woher nehmen und nicht ſtehlen? ..."

„Wer ſagt, daß ihr nicht ſtehlen ſollt ...? Freilich, ihr ſollt ſtehlen ... ſo wie ich ..." Er war offenbar außer ſich. Da tat Draudt gelaſſen ein Letztes. Er winkte dem ſächſiſchen Diener vor der Türe und ließ ein Säckchen heranſchleppen, deſſen Inhalt verräteriſch aufklang, dann öffnete er das Gebinde und begann in eintönigem Zählen die goldenen Münzen in einen bereitgehaltenen Teller zu legen. Das klinkerte und funkelte hell und vernehmlich.

Petru Rareſch war entzückt von dieſer Melodie ... mochten die Goldſtücke vorerſt in ſeinen Teller gleiten ... wenn es nur recht lange dauerte; ſchließlich konnte er es ſich überlegen, ob er nicht doch in die deutſchen Gaue brennend und mordend einfiel. Leiſe, leiſe ... das Liedlein nicht ſtören. — Er rollte die Augen und blickte wild um ſich, als müſſe er die Zuſtimmung der Bojaren einholen ... Es rieſelte Gold ...! In den ſächſiſchen Städten war alles möglich ...

Endlich war das Zählen zu Ende.

Petru Rareſch keuchte: „Weiter ... weiter, ihr ... Hunde ... weiter, der goldene Bach darf nicht zu fließen aufhören ... noch fünfhundert!"

Draudt schien unschlüssig, da nickte Honter kaum sichtbar mit dem Haupte, und schon führte er den zweiten Diener heran, der ein zweites Säckchen langsam vor dem Fürsten zu öffnen anhob, um es dann mit der gleichen Gelassenheit in die Schüssel zu zählen ...

Petru Rareſch war nüchtern geworden.

Ihm schwindelte nicht mehr, er wurde sich des Besitzes bewußt, der ihm hier zuströmte. Aber schon ballten sich seine Gedanken zu einem neuen Plan des Unheils für die Kroner Herren zusammen. Er ließ sich nichts anmerken und wurde plötzlich ernst. Tausend Goldstücke lagen vor ihm aufgehäuft.

Mit zitternden Händen packte er selbst zu und ließ das Wunder nochmals durch die Finger gleiten. Diese Fülle mochte für ihn jahrelange Unabhängigkeit vom Sultan bedeuten.

Draudt wiederholte: „Wir sind nun einig, mein Fürst, unser armes Burzenland wird von Euren Soldaten geschont. Bedenkt, wie könnten wir Euch weiter zehnten, wenn Ihr, unser eigner Fürst, uns ausplündern wolltet?"

„Ziehet hin ... wackere Gesellen ... Euch geschehe, wie Ihr verdient habt." Sprach's und schien sie zu entlassen. Er kicherte vor sich hin.

„Holt Speise und Trank ..., sie sollen nicht unbewirtet von dannen ziehn ..." Im Augenblick verwandelte sich die weißgetünchte Stube des alten Szekler Pfarrhauses in eine Stätte fröhlichen Gelages. Draudt und Honter mußten mithalten.

*

Dem Herbsttage war eine feuchte Nebelnacht gefolgt.

Widerwärtig bauschten sich Schwaden über dem dampfenden Schwarzbach. Einförmig klappern die Hufe der Kroner Reiter durch das Dunkel. Wenige Fackeln nur erhellen den Weg der heimkehrenden Gesandten.

Am Ende des fürstlichen Lagers hatte man sich mit den zwanzig eignen Trabanten wieder vereinigt, um unter sicherem Geleite der sächsischen Söldner den Toren der Stadt entgegenzustreben.

Petru Rareš hatte zwar Burgfrieden geschworen ... doch wer glaubt einem wankelmütigen und geldgierigen Feinde?

An der Schwarzbachbrücke erwies es sich, daß die Balken verkohlt und daher unbrauchbar waren. Ein schlechtes Zeichen!

Nun sollte eine Furt gewonnen werden. Man zündete einige Fackeln an und suchte eine Meile abwärts den Übergang, der nur wenigen bekannt war.

Draudt ward unruhig. Die verkohlte Brücke mochte ein Teufelsstücklein der Kriegshorden sein, die jetzt das sächsische Burzenland durchstreiften. Honter hüllte sich dichter in seinen Mantel und ließ den Gaul frei mit den andern traben, die alle dem Leitpferd nachtrotteten.

In wirren Eindrücken verfolgten ihn die Erlebnisse, die er seit dem heutigen Morgen in sich aufgenommen hatte, der Abschied von daheim, von der Frau und den Kindern, die sich weinend an ihn gehängt hatten, als gelte es eine Reise auf Leben und Tod, darauf der lange, endlose Ritt durch die Burzenländer Ebene, hinter grau gezeichneten Nebelschwaden her, ins Ungewisse, der Anblick der verödeten Hütten, der gequälten Dörfer ... waren dies alles Anzeichen eines gerechten, göttlichen Regiments? — — Und der Fürst vollends, mit dem sie heute unterhandelt hatten in mehrstündigem Gespräch! ... Waren die Meister dieser Welt aus solchem Holze geschnitzt? Trunksüchtig, herrisch, geizig, nur auf das eigene Wohl bedacht. Er gedachte der Königin Isabella, die er

einst unterwiesen hatte, nicht nur in der lateinischen Sprache, sondern in allerlei feiner Bildung, in guten Sitten und edler Haltung ... War sie auch um diese Fürstentugenden gekommen?

Warum hatten ihn seine Bürger veranlaßt, diese gewagte Abordnung zu begleiten? Sie hatten Vertrauen zu ihm ... Er war ihr Führer. Ein Führer muß auch Verantwortung tragen. — —

Eben war es in ihm zur Gewißheit geworden, daß die Reformation an Haupt und Gliedern nicht mehr aufgehalten werden durfte. Es mußte eine Erneuerung werden, mußte arm und reich, groß und klein, gewaltig und ohnmächtig erfassen und zu neuen Menschen gestalten. Dafür war keine Aufgabe zu gering, kein Opfer zu groß. Er hätte ihr Vertrauen nicht täuschen dürfen. Jetzt werden sie ihm auch in der Reformation folgen. Und nun wurde ihm im Dunkel dieser gefahrvollen Nacht klar, daß solche Kraft der Heiligung nur von Luther ausgehen könne, nur ihm war dieser Segen Gottes gegeben, nur er hatte bisher bei sich selbst unveränderlich standgehalten, hatte Herren und Kaisern das Wort entgegengehalten, das sie verdienten. Dazu kam die Nachricht, daß in Regensburg auch im Reiche zwischen Katholischen und Evangelischen Frieden geschlossen worden war ... Dorther strömte alle Kraft in die Kolonistengegenden ... Dorther war alles Heil zu erwarten ... vom Heiligen Römisch-Deutschen Reich ..., dessen äußerstes Glied auch die Sachsen waren ...

Mitten in den Gang seiner Gedanken erdröhnte mit einem Male der Klang des Hifthorns.

Was geschah, daß die Anführer der Truppe anhielten? Schon erwachte er zur vollen Klarheit des Bewußtseins ... an der Spitze des Zuges wurde Waffengeklirr hörbar ... Gedehnte Rufe: Mordio! ... Darauf wüstes Schimpfen!

Im Augenblick leuchteten Fackeln auf und nun erst gewahrten die Kroner, daß sie von allen Seiten umstellt, in eine Falle geraten waren. Hatten es Räuber auf ihr Leben abgesehen? An den ver-

räterischen weißen, herabhängenden Hemden erkannten sie eine Gruppe von moldauischen Freibeutern.

„Halt!" schrie Draudt mit mächtiger Stimme. „Euer Herr hat uns freies Geleite zugesagt ... Er wird sich fürchterlich an euch rächen ..."

Als Antwort scholl Gelächter zu ihnen herüber ... „Der hohe Herr, der Fürst, hat es selbst angeordnet, daß wir euch in Ketten schlagen sollen." — Schon klirrten die Eisen.

Da erklang das Kommando. Die Kroner wehrten sich.

Honter war mit seinem Roß im Schatten eines tief herabhängenden Weidenbaumes stehengeblieben. Er mochte im Dunkel seines Gewandes weniger deutlich wahrgenommen werden. Aus Angst vor dem Lärm bäumte sich sein Pferd und schoß mitten in den Schwarzbach, während das Getümmel um ihn zu einem richtigen Wutgeschrei der Überfallenen anschwoll.

Seltsame Vorsehung ... der kränkliche, gelehrte Mann findet in Unkenntnis der Lage die gesuchte Furt und sein Roß führt ihn, von niemandem gesehen, an das jenseitige Ufer des Schwarzbaches.

Dort steht es einen Augenblick, noch immer von tief herabhängenden Weiden umschlossen, still. Meister Johannes zügelt es und horcht ins Dunkel.

Drüben tobt reisiger Waffenlärm. Holla und He! ... krachend fahren die Schwerter ineinander.

Die Moldauer dringen mit Äxten vor, sind aber der wohlgewappneten Schar der Söldner nicht gewachsen. Man ringt Leib an Leib, brüllt und ruft sich Schmähworte zu ... vereinzelte Schüsse fallen ... Wohin schießen? Trifft man nicht am Ende den Freund? ... Ingrimmig wehren sich die Kronstädter. Sie ahnen, welches Schicksal ihnen droht, wenn sie in die Hände der Freischärler fallen, deshalb toben ihre germanischen Fäuste und wo das Schwert nicht zulangt, da heilt ein schneller Griff um die Kehle den beutelüsternen Gegner von aller Lebensgier auf immer.

Fackel auf Fackel verlöscht und in der tiefen Dunkelheit der Nacht spielen sich furchtbare Nahkämpfe ab.

Honter kann nicht vom Fleck, wie versteinert klammern sich seine Hände an den Hals des Pferdes, das leise atmend und lautlos verharrt.

Da stößt jemand von den Kronstädtern ins Stierhorn, das die Urahnen noch aus der Moselgegend mit in das Land gebracht haben.

Weithin ertönt der aufwühlende Ruf, mächtiges Aufflammen der Leidenschaft ist die Antwort darauf. Die wenigen Verteidiger erinnern sich an ihre Blutgemeinschaft.

Noch einmal heult das Horn auf ... laut ... anhaltend ... lang.

Ist es der Todesruf, wie ihn einst die Nibelungen ausstießen, als ihre letzte Stunde gekommen war?

Da hält es Meister Johannes nicht mehr im sichern Schutz der Nacht aus, er tastet nach seinem Schwert, das sie ihm umgehängt

hatten, als er das Roß bestieg, entblößt es und lenkt die Zügel des Rosses wieder in die Furt. Mit lautem Ruf stürzt er sich auf den nächsten Gegner ...

Doch was war das? Irgendwo in der Ferne antwortet dem hilfeheischenden Hornruf ein gleiches Trompeten ... haben sich die Feinde vermehrt? ... Alle horchen auf ... richtig, näher und näher kommt der Ruf des zweiten Stierhornes. Die Tartlauer sind es, die den Notruf vernommen haben und nun aus dem Verhau herbeieilen, die Kroner zu retten ...

Da geht ein Aufatmen durch die wenigen Verteidiger.

Honter ist wie aus der Erde hervorgezaubert mit neuen Hilfstruppen angekommen, raunt man sich von Mund zu Mund ... da beißen sich die Kinnbacken fester aufeinander, zum zweiten Male drauf und dran! ...

Die Moldauer merken auch, daß sie verspielt haben. Bald verringert sich die Zahl ihrer weißen, flatternden Hemden und wie sie sich zur Flucht wenden wollen, stürzen sie den wütenden Tartlauern fast in die Arme. Zahlreiche Räuber entkommen, fünfzehn der bärtigsten und frechsten werden gefangen und gebunden.

Der Tartlauer Richter Salmen schreit: „Wo seid Ihr, Herr Draudt ... Herr Draudt ... wo seid Ihr ...?"

Keine Stimme antwortet. Da werden neue Fackeln licht; sie suchen ihren Hauptmann, allen voran Herr Honter. Endlich finden sie Draudt, fast verblutet, den Unterarm schwer verwundet, unter einer Weide liegen, heben ihn auf und betten ihn. Ein Bader ist zur Stelle und erweckt ihn zum Leben.

„Ihr seid zur rechten Zeit gekommen, Salmen ... Gott sei's gedankt." Honter hält sich dicht an den Freund und hilft ihm mit seinen Kenntnissen.

Der Feind ist bis auf die Gefangenen entwichen. Da faßt den langen Richter Salmen unbändige Wut: „Dat ech der verflacht Danner zerschlohn sall! Ist das eine Art, wie man Gesandte

behandelt? Hat der alte Räuber denn nicht genug an seiner Beute?"

Aber schon mahnt der verwundete Draudt: „Laßt uns nicht verweilen —, zurück in den Schutz der Kirchenburg nach Tartlau, sonst sind wir verloren. Es könnte sein, daß Petru selbst mit seinen Truppen kommt, uns zu holen . . ."

Schwer nur redete der greise Altrichter, aber sie zollten ihm Beifall und räumten alles zusammen, um sich durch die Furt in raschem Trabe heimwärts zu begeben.

Salmen blieb mit zehn Bauern zurück.

Während Honter mit Draudt und den verwundeten Trabanten der Kirchenburg von Tartlau zueilten, hielt der Bauer kurzes Strafgericht über die Gefangenen. Gefangene vermochte man nicht zu verpflegen, dazu gab's Mäuler genug im ausgeplünderten Lande, die nach Brot schrien. Und ein Strafgericht mußte gehalten werden. So kam es, daß die Sachsen in stiller, verbissener Wut die Gefangenen einen nach dem andern aufknüpften. Straßenräuber bedurften in Kriegszeiten keines besonderen Gerichtshofes. Nach alter Gauordnung schloß man sich zu kurzer Beratung zusammen, das Thing tat seinen Spruch und dann vollzog man das Urtel.

Die Moldauer sahen den Strick und begehrten auf. Man gewährte ihnen einen Augenblick zum Gebet.

Als der Morgen graute, konnte man an den niedern Weiden die weißen, flatternden Hemden der Gerichteten im Winde hin und her schwanken sehen. Es war ein furchtbarer Geisterreigen ... niemand mochte in seine Nähe gehen.

Honter und seine Freunde gelangten in den Nachmittagsstunden des folgenden Tages vor das Purzeltor in Kronstadt und begehrten Einlaß für einen lebenden und einen toten Gesandten.

Der alte Herr Draudt war urplötzlich einer Wundschwäche erlegen.

Als man ihn beerdigte und im großen Dome aufgebahrt hatte, mit allen Ehren und in allem Prunke der Patrizier, räumte Petru Rareſch das Feld und zog nach Norden. Er mochte sich nach dem mißlungenen Überfall auf die sächsische Abordnung sagen, daß in diesen Burzenländer Bauern eine Berserkerwut aufkommen konnte, der moldauische Äxte nicht gewachsen waren.

*

Heim ins Reich

Wittenberg, die Stadt in Sachsen, dem Strome der Elbe beigesetzt, war der Lutherischen Schatzkästlein und Hochburg, dahin es jeden mit aller Macht zog, der mit dem hochgelehrten Dr. Martin Luther und seinen Freunden des Rates pflegen wollte. Von allen Seiten der Welt kämen sie daher, ruhten und rasteten nicht, bis sie Eingang gefunden hatten im gastfreien ehemaligen Augustinerkloster, da Frau Käthe ihres schweren Amtes waltete. Ja, gewiß, ihres schweren Amtes. Wo sollte der Herr Martinus all das Brot hernehmen, das er freigebig und mildtätig mit allen Studenten aus dem großen Europa zu teilen bereit war? Als Universitätsprofessor schuf er's nicht, als der Fürsten Beichtvater und

Tröster ebenfalls nicht. Vielleicht als Besitzer der wenigen Gartenerde, die er unten am Rinnsal neben der großen Eiche sein eigen nannte? Oder als Herr über die alten Fischteiche, so ihm aus früherer katholischer Zeit noch anhafteten wie ein nasser leerer Sack, der dem Wanderer mehr Unlust als Verdienst zuführt? Nein, Herr Dr. Martinus Luther wäre der ärmste Seelsorger im ganzen Kurfürstentum Sachsen gewesen, wenn er nicht seinen Feldobristen, Herrn Käthe von Bora, im Hause als seinen Stellvertreter in völlige Alleinherrschaft eingesetzt hätte. Die sollte sehen, wie sie's zurecht brachte.

Heute war wieder solch ein seltsamer Kunde zu Tische gebeten worden, ein Sybenbürge. Mochte Herr Martinus und sein Gesellschafter, Herr Melanchthon, wissen, wo in aller Welt dieses grimme Land liege, sie, Käthchen, hatte nie davon gehört; und doch hatte Herr Dr. Luther gewünscht, sie solle sich ebendeshalb nicht lumpen lassen, sondern mächtig drei Hühner, ein Viertel Hammel, zwei Saurüssel in Rahmtunke und etliche Wachteln bereithalten, damit der fremde, weitgereiste Mann nicht ohne Atzung von Luthers Tische gehe. Es werde außer dem fremden Studenten noch Herr Melanchthon selbst, Herr Bugenhagen, Herr Johannes, Herr ... weiß Gott noch wer alles mit zu Tische sitzen. Nun denn, in Gottes Namen, sie werde wohl auch dieses noch schaffen, wie sie anderes geschafft hatte, wenn nur ihr geliebter und überarbeiteter Eheherr daran seine Freude fand. Denn sie mußte sich selbst eingestehn, daß in der letzten Zeit über das sorgenvolle Haupt des Reformators wenig Freude gekommen war. Immer wieder waren alle Versuche gescheitert und vernichtet worden, mit den Papisten zum Frieden zu kommen, auch jüngsthin in Regensburg, da man meinte, es werde schließlich dem geistvollen Magister Philippus gelingen, einen Ausgleich zu finden, war alles vom Teufel widerraten und vernichtet worden.

Von unten her schellte ein Glöcklein ...

„Sehet zu, liebe Lene, und öffnet dem Herrn Studenten, der Einlaß begehrt; 's ist gewiß jener weitgereiste, fremde Geselle aus Sybenburge, so uns heute wird zu Tische heimsuchen."

Unten stand wirklich Herr Valentin Wagner.

Mit fröhlichem Lächeln führte die Lene den etwas schüchternen Magister ins Studierzimmer des Doktors und bedeutete ihm, er möge ein Weilchen Geduld haben, bis der Herr Doktor aus der Vorlesung heimkomme, er habe sich wahrscheinlich verspätet, da seine jungen Studenten und Freunde des Fragens nie genug hätten; und so geschehe es manchesmal, daß das Essen darüber kalt werde. Magister Valentin Wagner stotterte seinen Dank dazu und ließ sich auf den Sessel nieder, den ihm Lene zugeschoben hatte.

Da saß er nun am Ziele seiner Reise, eingeschlossen in dem großen heiligen Kreis jener Männer, die das Werk der Reformation aus eigenem und ohne den Papst gewagt hatten. Saß sogar in der Arbeitsstube des Mannes, den er seit seiner Jugend als den frömmsten, gelehrtesten und kundigsten aller Deutschen in Ost und West verehrt hatte ... Er blickte sich um. Sonderliche Ordnung war im Raum nicht wahrzunehmen. Rechts und links hohe braungebeizte Bücherregale, mächtige Folianten, ungefüge alte Buchmonstren in uraltem hölzernem Deckel, auf dem Schreibpult ein Ries Papier samt Tinte und mehreren Gänsekielen, die sich der Herr Doktor immer selbst zuschnitt. Über dem Schreibpult hing ein großes Kruzifix, schwarz, schon angeräuchert vom Ablauf der Zeit und dennoch ... lebenswahr und schmerzentstellt, als sei es eben aus der Werkstatt seines Meisters hervorgeholt worden. Hier mochte der große Mann mit seinem Herrgott der Zwiesprache pflegen im Gebet, hier mochte für Deutschland gedacht und gerungen werden in verantwortungsvoller Entscheidung. Aus dieser Stube verzweigte sich der neue heilige Geist nach allen Weltrichtungen, in alle Länder. Valentin Wagner lüftete sein Barett; hier war

heiliger Boden und ihm dünkte, er müsse sich zur Erde werfen und die Bohlen küssen, wie die Papisten die Reliquien küssen, die ein Heiliger hinterlassen hat.

Doch schon öffnete sich die niedrige Türe und Valentin stand einem Manne gegenüber, dem ein wunderbarer himmlischer Ernst um die Stirne wehte. Ja, gewiß, er war Dr. Martinus Luther, der vor ihm stand. Etwas untersetzt, in schwarzem, krausgefältetem Rocke, barhäuptig, mit leuchtenden blaßbraunen Augen, die auf ihn, den Siebenbürger, fragend gerichtet waren, als wollten sie sagen: Meinst du es ehrlich mit mir?

Da hielt es Valentin Wagner nicht länger; ihm drangen die lichten Tränen unter den Wimpern hervor, er warf sich auf die Knie und versuchte des großen deutschen Mannes Rockzipfel zu erhaschen, um es mit den Lippen zu berühren.

„Nicht doch ... Nicht doch ...", wehrte Luther ab, „lasset solche heidnische Huldigungen, bin ein Mensch wie Ihr und alle andern ... lasset ab!"

Valentin Wagner besann sich, ihn beschlich die Scham, daß er sich sosehr hatte hinreißen lassen, und begann in lateinischer Rede: „Verzeiht einem Manne diese unwürdige Anwandlung, aber es riß mich zu Boden vor Euch. Bedenket! Drei Monate bin ich gereist, um Euch zu sehen und zu sprechen. Abenteuer habe ich überwunden und nun bin ich hier, da darf es Euch nicht wundern, wenn meine Seele etwan zusammenbricht unter der Last des Augenblickes. Vergebt! ... Ich bin Valentinus Wagner, den Euch der verehrte Herr Doktor Philippus angemeldet hat."

„Freilich, freilich, ich weiß, aus Siebenbürgen seid Ihr, so man auf Latein nennet Transsylvaniam, eines Landes Name, der verrät, daß viel Wälder zwischen hier und dort liegen", antwortete Luther.

„Mich sendet Herr Magister Johannes Honterus, der Humanist und Geograph aus Kronstadt, um Euch, verehrter Doktor, um Rat zu fragen, wie bei uns die Reformation zu geschehen habe."

„Auch das ist mir nicht unbekannt. Habe ich doch durch manche fromme Studenten nicht nur von eurem fernen Lande gute Botschaft vernommen, sondern auch über euren Magister nur das Beste gehört ... Nun denn, seid herzlich und in Gottes Namen willkommen ...!"

Sie setzten sich an den großen Tisch und plauderten über dies und das, während Frau Käthe, die von dem Kommen ihres Eheherrn benachrichtigt worden war, nun all ihre Schüsseln und Töpfe dorthin zusammenstreifte, wo das Herdfeuer am stärksten loderte, um die Mahlzeit schnell fertig zu bereiten. Denn daß Magister Philippus Melanchthon zu spät kommen werde, wußte sie aus Erfahrung, und daß wieder ihr Doktor nicht früher beginne, als bis sein unzertrennlicher Genosse anwesend war, hatte sie ebenfalls schon heraus. Doch diesmal kam es anders, als sie vermeinte, denn Melanchthon klopfte schon wenige Augenblicke später an die Haustür und ward mit Freuden eingelassen.

„Ist der fremde Siebenbürger schon hier?" fragte er.

„Scheint wohl so", antwortete Lene und nahm ihm die Schaube ab. Philippus war nie von besonderer Schönheit des Leibes gewesen, hatte ihm doch Gott gleich von Jugend her einen kränklichen Körper und ein furchtsames Gemüt geschenkt, nun aber, seit er vor wenigen Jahren durch eine Todeskrankheit hindurchgeschritten war, schien es, als habe sich die volle Gesundheit noch immer nicht eingestellt. Er schritt unter der schweren Pelzweste, die er auch im Sommer nicht ablegte, gebückt einher, verkümmert und gramvoll zeichneten sich Furchen in seinem gelblich schimmernden Angesichte ab. Ein leises Zittern konnte er mit dem besten Willen aus den Spitzen seiner Finger nicht wegbringen, kurz, er war elend und matt zu aller Zeit und meinte, dem Abscheiden näher zu sein als dem Leben.

„Nun ...", hob er an, als er bei Luther in der Studierstube stand, „da hast du ja schon die Bekanntschaft unseres lieben Herrn

Valentin Wagner gemacht! Ist ein grundgelehrter Mann und treuer Geselle, der das Griechische besser meistert als alle unsere Studenten, die gegenwärtig in Wittenberg das Barett tragen ..."

„Ei, das will mir gefallen ...", lächelte Luther ... „ist die beste Empfehlung, die man bei uns mitbringen kann, denn in unserem Lager ist die Wissenschaft, daraus das Wort Gottes auferbaut ist, die Sprache der Alten, sehr wohl gelitten ... Doch weiß ich, wie Herr Honterus selbst ein gar feiner Sprachgelehrter ist, wie sollten seine Schüler anders gebildet sein ..."

Valentin Wagner hatte dieser Ehrung gegenüber nichts anders zu erwidern, als daß er beschämt und errötend das Haupt neigte.

Von der Stube, wo das Essen hergerichtet war, rief Frau Käthe die Herren zur Mahlzeit, da sich unterdessen Bugenhagen und Herr Johannes, ferner der Student Mayer, der eben auf der Durchreise war und kurzerhand mitgebracht wurde, eingefunden hatten. Frau Käthe hob selbst die Suppe auf den Tisch, und nun traten die Familienmitglieder heran, indem sie sich grüßend an des Tisches Runde stellten: Magdalenchen, die kurze Zeit darauf starb, Martin, Paul und das Nesthäkchen Margarete Luther, dazu der unvermeidliche Famulus Sieberger. Der älteste Sohn Hans Luther war zu jener Zeit der Obhut des Rektors Crodel in Torgau übergeben. Der Hausherr sprach ein Tischgebet ... Herzlich und eindringlich erklangen seine Worte und es war Valentin Wagner, als sei er in diesem Kreise schon längst heimisch. Es war die Macht der Sprache, der Sitte und der frommen deutschen Art, die es ihm antat und ihm zeigte, wie sehr in Siebenbürgen und im Reiche gleiche Inbrunst die Herzen regierte.

Während die Speisen verzehrt wurden, redete man wenig. Der Famulus und Frau Käthe beschäftigten sich mit den Kindern, soweit sie der Pflege noch bedurften, und da es selbstverständlich an Messer und Gabel gebrach, hatte man mit den Löffeln und bloßen Händen gar viel zu leisten.

Endlich war die Mahlzeit zu Ende ... reichlich und viel wurde genossen, dann stellten sie einen Becher und eine Kanne guten leichten Weins auf den Tisch, und wie es nun im Hause Luthers üblich war, begann jene Stund der Rast und der Aussprache, die der Reformator so sehr liebte.

Luther blickte fröhlich im Kreise umher und sagte zu Valentin Wagner:

„So berichtet denn einiges von Eurer Reise, Eurem Lande und Eurem Meister, lieber Geselle, es soll uns freuen, wenn wir unsere Kenntnisse vermehren; tut solches auch um der Kindlein willen, die begierig zu hören und zu lernen sind ..."

Valentin antwortete bescheiden und doch glücklich:

„Ist eine weite, erschreckliche Reise, die uns aus dem Lande jenseits der Wälder, denn es heißet eigentlich Ultrasilvania, bis nach Sachsen führt, doch sind wir auch ‚Sachsen' ..., auch uns legt man den Ehrennamen bei, wie Euch, lieber Venerandissime ... nur leben wir in einer andern Sprache, einer anderen Mundart als Ihr ... Kronstadt, meine Vaterstadt und die unseres Meisters Johannes, liegt am weitesten südöstlich, am Kamme der Karpaten. Von dort her reisten wir in Begleitung einer Kaufmannschaft in wohlgedeckten und festgebauten Frachtwägen nördlich, zuerst über Hermannstadt, so unsere Hauptstadt genannt wird, dann über Klausenburg nach Oberungarn. Denn das Herz unsres ungrischen Vaterlandes wird noch immer von den Türken gehalten; Ofen ist doch vor kurzem dem Bassa in die Hände übergeben worden, ohne Schwertstreich, ohne Kampf ... daß Gott erbarm ... alles aus Praktik ..."

„Das ist Gottes Geißel über uns und unsere Kinder ...", unterbrach Luther, „Türken und Tataren, Schrecknis und Feuerfackel ... ja ... ja ... Gott will das Ende dieser Welt und es ist Gog und Magog vereint heraufgezogen, die Christenheit zu vernichten ... Wie oft habe ich gemahnt, wie oft geschrieben, daß

sie sollten Buße tun im Angesichte dieser Zuchtrute, aber sie haben's nicht gewollt ..."

„Ob eben dieser Not war uns verwehrt, die Hauptstraße einherzuziehn, so durch Temesvar bis an die Donau führt, und dann wäre uns leichter gefallen, auf dem gesegneten Fluß aufwärts zu schiffen bis nach Wien. Doch wimmelt in der Gegenwart die ungrische Tiefebene von Räubern aller Art. Eine Reise durch die Sümpfe und Niederungen der Theiß und der Donau bedeutet den sicheren Tod. Auch so war's oft leidvoll genug, was wir ausstehen mußten, denn bedenket, Herr Doktor, im Frühjahr sind alle Fahrwege in Ungarn oft in fließende Gewässer verwandelt. Aus den Bergen treten die Rinnsale über die Ufer. Wer sorgt für Brücken und Joche, wenn der Feind grimmigen Mutes mitten im Lande steht? Wer sichert die Straßen vor Neidern und bösen Gesellen? ... Wir vermeinten oft, unser Ende sei da, ... sanken bis an den Hals in Unrat und Schlamm, mußten Kälte und Hunger erleiden, ... unsere einzige Rettung waren die deutschen Städte mitten im Ungarlande. Da wir endlich die deutsche Zips erreichten, da uns endlich feste Mauern und steinerne Häuser zuwinkten, denn nur der deutsche Bürger baut sich sein Heim aus Steinen oder Ziegeln, jauchzte unser Herz in Gottes Dank ... Dort waren wir geborgen ... Ihr wisset wohl, Herr Doktor, wie Herr Leonhard Stöckel im Eifer um die Reformation das Seine tut. Mein guter Gesell und Reisegenosse, mit dem wir Leid und Freud teilten, Herr Bartholomäus Bogner, nahm dort Abschied von mir und verbleibt in Leutschau ..."

„Ja, wir haben gewissen Bericht auch von diesen Vorgängen", sagte Melanchthon, „und danken Gott täglich, daß ohne unser Zutun sich das reine Evangel unter den Deutschen ausbreitet ..."

„Und das ist uns so bedeutungsvoll, ihr lieben Herren", setzte Valentin fort, „daß das Wort Gottes teutsch ein neu Band der Einigkeit zwischen all den Deutschen im Ungarlande ist. Mögen

die Wege noch so versumpft und verfallen sein, Briefe finden immer hindurch, die von Hand zu Hand gereicht werden, und wie man früher die Baumeister ausgetauscht hat, so tauscht man heute die gelehrten Männer in gegenseitiger Freundschaft des Blutes aus, damit sie helfen und einigen, was bisher getrennt war ..."

„Einigkeit fehlet uns im Mutterland am meisten ..."

„Nehmet einem Wanderer aus fernen Landen nicht übel, wenn er gerade dies als Hauptstück der Reformation bezeichnet ... Wie ist es in Regensburg kürzlich gegangen? ... Herr Doktor!" ... setzte Valentin fast beschwörend fort. „Lieber Meister! Lasset mich die Wahrheit wissen über Regensburg ..., denn an diesem Reichstag hängt all unser Wohl und Weh ..., ist es wahr, daß sich die alte Kirche mit Euch über das Abendmahl dort geeinigt hat?" ... Valentins Augen flimmerten im Glanze der Erregung ... sein Oberkörper neigte sich vor, als wolle er von den Lippen des Reformators die Offenbarung vernehmen, die ihm bisher gefehlt hatte.

Da legte sich plötzlich Schweigen über die Mittagstafel. Keine Silbe wurde gesprochen, aller Augen wendeten sich auf Luther, der einen Augenblick zu Melanchthon gewendet aufhorchte, als erwarte er von Philippus die rechte Antwort, doch dieser hatte den Blick zu Boden gesenkt, als müsse er sich schämen ...

„Nein! ..., in des Teufels Namen nein! ...", grollte es dann von Luther ... „Mit dem Antichrist kann man sich nicht einigen ... fast ist es Meister Philippus gelungen, eine Formel der Einigung zu finden ... doch haben die Männer des Unrates und Kotes genug zu eigen, um immer wieder ihre Kübel über uns auszumisten ... nein ... Gott sei's geklagt ... es besteht die alte Feindschaft ... und wird ewig bestehen ..."

Da war es Valentin, als müßte ihm das Herz zerspringen vor herbem Leid. Er gedachte seines Meisters Johannes daheim und dessen Not, gedachte daran, daß von dieser Einigung in Sieben-

bürgen alles abhing, daß nun der Weg zum Zwist wieder offen stehe ... Deshalb schwieg er einen Augenblick lang, nur tastend fand er wieder zu sich selbst: „Dann ist für uns die Brücke abgebrochen, wir wollten auf Grund dieser Einigung unsere Stadt zur Reformation führen ... nun ist's aus ...".

„Apage, Satana!" schrie nun Luther, hochrot im Antlitz ... „Das ist kein Anlaß zum Wankelmut, junger Mann ... Gottes Reich geschieht nicht durch Ausgleich und Verhandlung, nicht durch leisen Tritt und Nachgiebigkeit ... es muß hart auf hart geschehn ..., aus dem reinen Glauben heraus und wenn die Welt es tausendmal nit könnt leiden! ... " Melanchthon war erschreckt aufgefahren, Valentin sogar aufgesprungen ... Luther bezwang sich ... „Lasset nur ... Valentin ... mir geht die Galle gar leicht über ..., wenn ich Weichherzigkeit finde, wo ich Festigkeit erwartete ..." Es schien ihm selbst leid zu tun, daß er so heftig geworden war, denn Frau Käthe legte die Hand begütigend auf seine Rechte ...

„Das kommt davon, daß man das Reich Gottes immer wieder mit der Welt verquickt und verschleißet ... Ich muß immer solch Unterscheid dieser zweier Reiche einbläuen und einkäuen, eintreiben und einkeilen, ob's wohl so oft, daß es verdrießlich ist. Denn der leidige Teufel höret auch nicht auf, diese zwei Reich ineinander zu kochen und zu bräuen. Die weltlichen Herren wollen in Teufels Namen immer Christum lehren und meistern, wie er seine Kirche und geistlich Regiment soll führen. So wollen die falschen Pfaffen und Rottengeister, nicht in Gottes Namen, immer lehren und meistern, wie man solle das weltliche Regiment ordnen: und ist also der Teufel zu beiden Seiten fast sehr unmäßig und hat viel zu tun. Gott wolle ihm wehren, Amen, so wird's wert sein."

„Kann aber nun einmal nit anders sein ...", ließ sich Bugenhagen vernehmen. „Wir stehen in dieser Welt, und Dinge dieser

Welt können nur mit Kräften dieser Welt überwunden werden ... Denket an die Franzosen, die bei uns überall die Hände im Spiele haben und doch auch evangelisch sein wolln."

Schroff lehnte sich Luther auf: „Wir haben nun oft gesehn, wie es ein Tun ist mit fremden Nationen, England und Frankreich, und stecken diese Leut voll Praktiken und meinen nicht ein Ding, das sie vorgeben, allein, sondern suchen andern Vorteil daneben. Wo nun die Herzen im Grund nicht gleich sind und nicht zu Gott gerichtet, da werden unbeständige Bündnisse allezeit."

Da freute sich Valentin wieder, daß der Herr Doktor gar so sehr deutsch gesinnt war. Denn er wußte, daß daheim in Siebenbürgen die andern Nationen dem Luthertume nicht grün waren, weil sie darin die Kraft des deutschen Geistes witterten. Deshalb meinte er: „Verzeihet mir ein Wort, Venerandissime. Bei uns daheim leben drei Nationen auf einem Fleck Erde. Deutsche, so man Sachsen nennet, Ungarn, die vornehmlich dem Adel zugesellt sind, und die Szekler, ebenfalls ungrischen Geblütes. In rebus politicis kommen wir schlecht und recht miteinander aus ..., aber in den Dingen der Kirche fühlen die Ungarn, daß sich Gottes Wort teutsch anders lieset als Gottes Wort ungrisch oder gar walachisch. Denn wisset, daß bei uns in der Heimat auch noch ein vierter Stamm hauset, genannt Romanen oder Walachen, wollen die Nachkommen sein der alten Römer und sind griechischen Glaubens ... Ich fürcht fast, daß das Evangel sie in deutscher Sprache nicht gewinnen wird. Was die Ungarn und Szekler betrifft, neigen diese gar sehr nach der Schweiz und die Griechen werden stumm und ergeben bei ihren Popen bleiben ..."

„Soll mir recht sein, wenn's dem Herrn da oben recht ist ... für meine Deutschen habe ich gelehrt, für sie habe ich geschrieben, wer's anders will und kann, tue für sein Volk das gleiche."

Man hielt einen Augenblick ein und ließ das Becherlein kreisen.

Die Kinder waren allmählich aus dem Zimmer geschlüpft, nur Magdalenchen hing unverwandten Auges an den Lippen des Vaters ...

„So berichtet uns etwas von Meister Johannes."

„Rechnet es mir nicht als Ungehörigkeit an, wenn ich's bis jetzt nicht tat. Er grüßet durch meinen Mund ehrerbietigst vornehmlich Euch, Herr Doktor, sowie sämtlich andern Herrn allhier in Wittenberg. Wenn ich über ihn selbst etwas sagen darf, so sei vermerkt, daß er von Beruf ein Buchdrucker und Ratsherr ist und in meiner Vaterstadt die ersten Studien trieb; später besuchte er zu Wien die Hochschule mit andern Sachsen und verbrachte nicht wenige Zeit in Basel ..."

„Bei Erasmus Rotterodamus?" fragte Luther.

„Nein ... jener war damals schon aus Basel gewichen ... Stand aber den Schweizern recht nahe ... warum soll ich's verschweigen? Ist doch die Umkehr nach Wittenberg und Rückkehr zu unserem hochverehrten Herrn Doktor Martinus Luther keine Untreue, sondern ein wahrhaft ehrliches Unterfangen, weil hier die Wahrheit ist ..." Treuherzig sah Valentin Wagner dem frommen Doktor in die Augen, doch dessen Blicke, die so furchtbar funkeln konnten, wenn Ärger sie heimsuchte, strömten über vor warmherziger Zustimmung und Freude.

„Wie dem immer sei, Valentin, jetzt sitzet Ihr mit Eurem Meister Johannes an unserem Tische, und das ist wohl ein Bekenntnis."

„Wir haben lange geschwankt in Kronen, warum soll ich's Euch verschweigen, denn wenn man so weitab von dem Mutterlande in fremder Einöd wohnt, ist man nicht immer wohlberaten. Eine Reise von Kronen bis Wittenberg dauert drei Monate, ein Brief, der fast schneller fliegt, als Menschen sich ausdenken können, ist in sechs Wochen in unsern Händen. Nun überleget, Vielgetreue, was sich alles zutragen kann in dieser Zeit. Bringt

man uns eine Nachricht zu, kann längst eine andere Wahrheit herrschen, bis sie zu uns gelangt. Deshalb sendet mich der ehrsame Meister Johannes Honterus und mit ihm unser verehrter Stadtrichter Herr Hans Fuchs zu Euch, um von Euch sichere Kunde zu erhalten. Wir sind gewillt, die Reformation so zu gestalten, wie Ihr, verehrte Herren, sie uns ratet."

„Preiset mit mir den Herrn, und lasset uns miteinander seinen Namen erhöh'n ..." Es war Melanchthon, der den Psalm griechisch anstimmte und die anderen sangen fröhlich mit ...

„Da hat wirklich der Herr dem Ungarlande in Herrn Honter einen rechten Apostel erweckt ..."

„Unsicher ist, was, der Krieg noch bringet ..., mag sein, daß für Jahrhunderte kein deutscher König den Thron des heiligen Stephan besteigen wird. Daher müssen wir uns selbst helfen. Was Ihr aber ratet, das tun wir."

„So ist mein Rat der: Schreitet ruhig weiter in Eurem Unterfangen, mögen sie in Regensburg beraten oder tun was sie wollen. Wenn unser Werk von Gott ist, wird es bestehn auch ohne die Hilfe von Regensburg. Auch Ihr werdet Eure Kämpfe durchfechten müssen in Eurem Lande für Euch; so trachtet auch Euren Segen zu haben für Euer Feld in Sonderheit."

„Gewißlich wahr! Verehrter Herr Doktor, wir haben unsere Last für uns ohnehin allein zu tragen. Bei uns heißet des Papstes Lehnsträger Martinuzzi, ist Kron- und Schatzmarschall der Königin Isabella, so des Polenkönigs Tochter ist. Dieser Mönch treibt es gar verschlagen und ränkesüchtig, voll heißer Begier, alles, was nach Reformation riechet, mit allerlei bösen Praktiken zu unterdrücken. Doch fürchten wir ihn nicht. Wenn wir nur von Euch, Herr Doktor, den Segen gewinnen."

„Ich habe seinen Namen schon nennen gehört zur Zeit des Königs Hans Cipolla oder so ähnlich ...", sagte Bugenhagen.

„Nein, Herr Bugenhagen, der König heißet nicht Cipolla (zu

deutsch Zwiebel), sondern Zapolyai; bei uns zu Kronen nannten wir ihn früher kurz Hans Zipser ..., war übrigens der Erneuerung nicht feind, und ließ es nicht zu, daß man uns zerrissen hat, da wir auf dem Religionsgespräch zu Schäßburg ehrbar bestehen konnten ... Jetzt aber ist er tot und sein Mönch Martinuzzi ist Herr neben der Königin ..."

„Man lasse die Weiber bei ihrem Regiment in Haus und Hof, Küche und Keller ... ist allemal ein böslich Werk, wenn Weiber wollen regieren über Land und Leut ... da ist die Eitelkeit dieser Welt nicht fern ..."

„Deshalb tut und handelt dieser Mönch, wie er will und wie ihm gelüstet ... Es fehlt nicht viel, so schwingt er sich selbst zum König auf an seiner Herrin Statt. Freilich, unser Bischof Statilio ist tot ... war ein böser Hurer und Weinsäufer, daß sich die Papisten selbst seiner geschämt haben."

„Nun, da er fort ist, müsset Ihr Euer Werk flugs beginnen ... Drauf und dran, Herr Wagner, jetzt ist das Morgenrot da. Denn Ihr könnt Eurem Meister Johannes berichten, daß es so wohl um die reine Lehre noch niemals gestanden hat wie eben jetzt. Der Erzbischof Hermann von Köln wird selbst sein Recht in die Hand nehmen und die römische Kirche an seinem Hofe reformieren. Das ist mehr als Waffen und Trutz, das ist Gottes Geist. Der Bischof von Münster, in dessen Gebiet doch vor wenigen Jahren die schreckliche Ketzerei des Knipperdolling Fuß gefaßt hat, will dennoch zu uns finden ... in Osnabrück wirket der Superintendant Hermann Bonnus ... und selbst in der italischen Venezia, unter den Augen des Antichrists, öffnet sich dem reinen Evangelium eine Bresche. Balthasar Altieri bittet um Hilfe und Zuspruch deutscher evangelischer Fürsten für seine bedrängten Glaubensbrüder ... überall, heißt es, sind wir im Anmarsch ... alles ohne Leid und Krieg ... ohne Sturm und Waffen ... Wir haben wohl Anlaß, Gott zu danken ... deshalb, Ihr lieben

Siebenbürger, wartet nicht länger, sondern greifet zu, ehe es zu spät wird ..."

Luther hatte sich in Hitze geredet. Seine braunen Augen leuchteten wie in der besten Jugendzeit ... die etwas aufgeblähten Züge hatten sich mit einem Male erhellt, als spüre er wieder die Herrlichkeit jener bewegten Jugendtage, da er von Sieg zu Sieg geeilt war. Alle, die bei Tische saßen, fühlten etwas von der hinreißenden Überzeugungskraft der Stunde. Frau Käthe sah ihrem Eheherrn unverwandt in die Augen. Auch sie mochte fühlen, wie selten jetzt solche frohe Stunden der Begeisterung ihn heimsuchten, und gönnte ihm, daß er sich erfrischte. Ja, sie segnete insgeheim den Besuch des Gastes aus der Ferne und bat ihm im stillen alle Seufzer ab, die sie seinetwegen ausgestoßen hatte, als sie nun wieder ein reichlicheres Mittagmahl zubereiten mußte. Wenn nur ihr Eheliebster für wenige Stunden die Sorgen der Zeit vergaß. Und Magdalenchen, das liebliche Magdalenchen, hatte sich unbemerkt zu dem Vater hindurchgeschlängelt und stand nun geradeaus vor seinen Knien. Sie konnte sich nicht satt sehen an dem Vater. Ahnte sie ihren frühen Heimgang? Niemand wußte es, aber Luther ergriff ihr Haupt und küßte sie auf die Stirne ...

Valentin Wagner hatte sich unwillkürlich bereitgestellt, als gelte diese Rede ihm persönlich. Mit warmer Begeisterung fiel er ein: „Ich will's dem Meister Johannes in der Heimat melden, was Ihr ihm sagen lässet, will ihm kundtun, welche Kraft von Euch ausgeht, so daß mir selbst, der ich wegen Regensburg zaghaft geworden war, nun eine neue Begierde in den Adern fließt, das Evangelium so zu verkünden, wie Ihr es fasset, deutsch und frei, ehrlich und sonder Klauseln ... wenn unserem Meister Johannes Honterus Gott allhie die Gesundheit schenket ..."

„Laß ich nicht gelten", wendete Luther lächelnd ein, „Krankheit kann vom Gebet bezwungen werden. Niemand stirbt, es sei denn, sein Werk ist getan. Sehet unsern lieben Magister Melan-

chthon an, der hat's zwar noch immer ein wenig in den Gliedern und schleichet gar schwächlich durch das Auditorium, aber wer weiß, ob er heute noch unter uns weilte, wenn ich sein Leben unserm heiligen Gott nicht abgerungen hätte in brünstigem Gebet ... Wunder tun, wie die heiligen Apostel, kann ich nicht ... habe mich auch zeitlebens davor gehütet ... aber beten vermag ich, wie je nur ein Deutscher zu beten vermag ... In Weimar war's ... Herr Philippus stand mit einem Fuß im Grabe, und als ich ihn sah, entfuhr's mir wohl etwas unüberlegt: ‚Behüte Gott, wie hat mir der Teufel dies Organum geschändet!' Ob es unser guter Geselle wohl vernommen haben mag, weiß ich nimmer. Da mußte mir unser Herrgott herhalten, denn ich warf ihm den Sack vor die Tür und rieb ihm die Ohren mit allen seinen Verheißungen, daß er das Gebet erhören wolle, die ich in der Heiligen Schrift aufzuzählen wußte, daß er mich müßte erhören, wo ich anders seinen Verheißungen trauen sollte. Dann ergriff ich die Hand des Sterbenden und hieß ihn guten Mutes sein ... Wahrlich, er öffnete die Augen, kehrte langsam ins Reich dieser Welt zurück und als er darauf gar nicht essen wollte, schrie ich ihn kurz und bündig an: ‚Höre, du, Philippe! Du mußt mir essen, oder ich tue dich in Bann.' Siehe, er aß, vielleicht aus Angst vor meinem Zorn, aber Gott sei's gedankt, er lebt itzund und sitzt in unserer Mitte ..." Da lachten sie alle bei Tisch über Luthers Erzählung.

Valentin Wagner hatte seinen Platz wieder eingenommen und meinte: „Will mir's wohl merken und auch versuchen, danach zu handeln, denn Meister Johannes ist kränklicher Natur und gleichet in vielem unserm geliebten **Praeceptor Germaniae**, Herrn Philippo Melanchthon ... Sollte er einst krank zu Tode werden, will ich's ihm erzählen, doch, meine ich, fehlt uns in Siebenbürgen ein solch tapferer Dr. Martinus Luther, der mit dem Teufel recht umzugehen versteht ..."

„Ei, seht doch! ... Darauf kommt's nit an ... wenn nur der Glaube da wirket ...", lachte Luther.

Unterdessen hatte sich Bugenhagen erhoben und gab damit das Zeichen für die andern Gäste zum Aufbruch.

Valentin Wagner aber trat unvermittelt vor Luther hin und sprach: „Ich darf wohl nit von Eurem Tische weggehn, ehrwürdiger Vater, als bis Ihr mich mit Eurem Segen versehen habt. Ist ein weiter und gefahrenreicher Heimweg, der mir bevorsteht und eine Hand, so Sterbende auferwecken kann, vermag gewiß viel bei Gott und den Heiligen ..."

Luther blickte erstaunt auf. Er hätte diese Bitte von dem jungen Magister nicht erwartet, da aber alle rings im Kreise darauf zu warten schienen, trat er zu dem knienden Jüngling und sprach: „So es dein Wunsch ist, daß ich dir die Hände auflege, so sei hiemit getan, was dein Herz begehrt. Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes! Doch wisse ... Du trägst nicht allein diesen Segen ... überbring ihn deinem Meister Johannes und der ganzen ehrenwerten Landschaft zu Kronen, im Siebenbürgerlande, sowie allen, die aus dem gleichen heiligen Bronnen des Evangeliums wollen zehren ..., bring ihn den Blutsgenossen dar und sage ihnen, daß sie auf dem rechten Wege sind ... Wäre doch unser liebes deutsches Volk einiger und getreuer zu seiner eigenen Sippe, es stünde besser um das Heilige Römische Reich Deutscher Nation ..."

„Wir aber wollen ohne Unterlaß immer wieder heimkehren ins Reich", schloß Valentin, „und bei Euch fragen, solange es möglich ist ... unsere Stärke immer wieder an Eurer Stärke entzünden ... unsere Liebe an dem gleichen Blut ohn Unterlaß reinhalten, bis an das Ende ... So lautet unser Schwur, den ich wohl im Namen aller Sachsen hier ablegen darf ..."

„Das walte Gott!" sagten im Chor die Anwesenden.

Valentin Wagner schritt noch einige Tage mit offenen Augen durch Wittenberg.

Seine freie und fromme Art gefiel jedermann, sonderlich aber dem Meister Philippus, so daß er ihn fast nicht von seiner Seite ließ. Ihm, dem Siebenbürger, gestand er, daß noch nicht alle Brücken mit den Schweizern abgebrochen seien, daß er immer wieder hoffe, doch einen Mittelweg zu finden, der beide, Lutheraner und Zwinglianer, irgendwie vereinen werde, freilich, Luther habe recht ... wie eben die Wahrheit immer das Recht in sich schließt; den Schweizern könne man aber doch nicht jeden Geist ableugnen, es sei ein anderer Geist, doch gäbe es unter ihnen recht fromme und gelehrte Männer.

Valentin Wagner hörte schweigend zu.

Ihm war nicht recht wohl bei dieser Rede Melanchthons und trübe Ahnungen sagten ihm, daß diese Einigung nie werde erzielt werden können. Für seine Heimat aber, für Meister Johannes, werde das Warten zu lange dauern, bis man sich im Reiche einige.

Auch ein anderes merkte Valentin im Reiche ... Die Papisten hatten noch lange nicht ihren Kampf aufgegeben. Vorläufig schien's, als glimme das verzehrende Feuer unter der Oberfläche fort, der Romanismus hatte wohl seine Praktik geändert, in der Sache aber nichts aufgegeben, wenn er auch bessere Miene zum bösen Spiel aufsetzte. Nein, noch war die Entscheidung nicht gefallen, noch rangen auch hier die Geister um ihr Recht. Eines aber konnte Valentin Wagner seinem Meister Johannes sicher melden, aufschieben ... verzögern ließ sich die Entscheidung nicht mehr..., nun mußte getan werden, was zu tun notwendig war, trotz des Scheiterns der Regensburger Verhandlungen ... Gott wird uns zur Seite stehn!

Wenige Wochen später verabschiedete sich Valentin von den Wittenberger Freunden.

Es war ein herzliches, freundschaftliches Händedrücken ... man wußte, daß sich hier ein sicheres, festes Band für die Zukunft geknüpft hatte ... Ja, Valentin mußte versprechen, wiederzukehren und zu berichten.

Luther meinte: „Laß dich die Reise nicht verdrießen ... geliebter Sohn ...", so sehr war seine Neigung zu ihm gewachsen, „solange wir leben, wirst du in Wittenberg gute Behausung finden ... Gott mir dir ... Mich erfüllen Gedanken des Todes und Abscheidens aus diesem Leben ... Wer weiß, ob wir uns noch einmal wiedersehn?" ... Valentinus war nicht ohne Hoffnung, er wollte nicht ablassen von dem Gedanken, daß dies sein letzter Aufenthalt in Wittenberg nicht sein werde.

Seine Heimreise verzögerte sich in den späten Herbst. Wieder wanderte er die alten Straßen über die Zipser Städte ... wieder sah er in Leutschau das Konterfei des Rathauses von Kronen leibhaftig im Ebenbilde vor sich ... Käsmark ... Kaschau ... Bartfeld, ... mit dem unvergeßlichen Leonhard Stöckel, dem Schüler Wittenbergs ... alles eine Reihe buntbewegter Bilder, die auf ein Ziel hinwiesen, auf die ungebrochene Stoßkraft des neuen Evangeliums. Ja, der Osten mußte für Luther gewonnen werden ... solches wurde Valentin Wagner um so klarer, je mehr er sich den Grenzen Siebenbürgens näherte.

*

Von den Karpaten weht ein kühler Windhauch in die Täler. Es ist der herbe Geruch der Berge, der den jungen Reisenden mehr und mehr fühlen ließ, daß er sich der Heimat nähere.

So stürmisch ihn sein Inneres nach Wittenberg zu eilen zwang und ihn Kälte und bodenlose Sumpftriften mit zähester Ausdauer überwinden hieß — jetzt trieb ihn ein ungestümer Drang eilends nach Siebenbürgen. Was konnte sich während der unruhigen Zeiten dort alles abgespielt haben? Hatte Honter dem

Ansturm seiner Gegner nachgeben müssen...? War Martinuzzi noch immer Hans Dampf in allen Gassen ...? Am Ende fand der Moldauer einen neuen Grund, das Vaterland heimzusuchen...? All diese Gedanken durchzogen sein Haupt, und wenn die andern in tiefem, wegmüdem Schlaf unter den Zeltdächern ihrer Wagen ruhten, lag er traumlos und wach mitten unter ihnen und brannte vor Begierde, Honter berichten zu können.

Seine Sehnsucht wurde auf harte Probe gestellt. Drüben im türkischen Lager wogte es wieder einmal vor Unruhe und Beutegier ... Die Trutzburgen der Ungarn, die die Wege umsäumten und dem friedlichen Reisenden Schutz bieten sollten, lauerten auf Kampf mit den Eindringlingen, und herrenlose Gesellen, die in die Zeiten des alten Raubrittertums zurückfielen, machten Weg und Ried unsicher. Es sollte wohl immer der politische Gegner sein, den man schwächen wollte; wenn aber „aus Versehen" ein Bruder der eigenen Partei mit ausgeplündert wurde, so nahm man das nicht eben gar zu genau, sondern vertröstete sich auf eine andere Gelegenheit, wo man Gleiches mit Gleichem zu vergelten gedachte.

In solchen Zeiten schickt man sich nicht gern zu Reisen an, und die Kaschauer warnten den kleinen Reisetrupp von Bürgerkaufleuten:

„Bleibet allhier ... Freunde, unten an der Theiß halten die Heiducken jetzt Schwarmtruppen, die allerlei Ungutes im Schilde führen gegen Freund und Feind, schwingen das Schwert und lösen die Büchs' auch nit ungern gegen deutsches Volk, so sie sein habhaft werden können."

„Wir reisen in Gottes Schutz ... er wird uns nicht verlassen, noch versäumen ... es geht um sein Werk", antwortete Valentin.

Und so ritten sie südwärts.

Schwer ächzend rollen die Wagenräder über den graugrünen Boden.

Valentin Wagner sitzt im Hintergrunde eines Wagens und sinnt vor sich hin. Das Zeltdach ist zurückgeschlagen, so daß seine Augen emporschweifen können bis an den Rand des herbstlich behangenen Himmels.

Von Zeit zu Zeit geht ein Regen nieder.

Jedermann ist schon ermüdet von der langen Fahrt.

Man ist eben an der Theiß angekommen und schickt sich an, die Schiffsbrücke zu überschreiten. Da liegt auf verankerten Kähnen ein morsches Brettergewirre. Ist es geraten, den angeschwollenen Strom auf solch einer schwankenden Scheinbrücke zu überqueren?

Einen Augenblick zögert der Führer, ein stämmiger Deutscher aus den Waldkarpaten ..., geht ein paar Schritte voraus und prüft mit harten Kniestößen die Tragfähigkeit der Bohlen. Sie scheinen standzuhalten.

Dann ruft er in lautem Kommando den andern Begleitern zu, langsam und vorsichtig mit dem Übergang zu beginnen.

Tastend, als ahnten sie das gefährliche Unterfangen, gewinnen die dampfenden Rosse Raum ...

Unendlich lang währt die bedrückende Stille ... unten zischt und gurgelt das erdbraune Naß ... aus den siebenbürgischen Waldkarpaten schäumt es quirlend herab ... als wollte es den Heimfahrern den Zutritt verwehren ...

Endlich sind sie drüben.

Der letzte Wagen verläßt die Brücke unter freudigem Aufatmen ... Der Brückenwächter erhält sein gutes Trinkgeld, alle fühlen sich befreit ..., so sehr, daß sie gar nicht merken, wie sich rings um sie plötzlich eine Kette von Plänklern gesellt hat, die aus dem Buschwerk am niederen Ufer wenige hundert Meter vom Flusse auftauchten.

„Megállj!“ (Halt!) schreit einer unter ihnen und im gleichen Augenblick ist der lange Führer, der unwillkürlich zum Schwerte gegriffen hatte, zu Boden geworfen ... Die andern Trabanten gewahren es erst, als sie selbst von den fremden Gesellen umringt sind und erkennen müssen, daß jede Gegenwehr nutzlos ist ...

Der Herr des Kaufmannszuges Johannes Filstich kommt aus dem Wagen hervor und will erfahren, was dieser Überfall zu bedeuten habe.

„Wir sind ehrliche Kaufleute ... mit Brief und Passierschein versehen nach unsern alten Privilegien aus der Zeit des Königs Matthias.“

„Was gehen uns eure Privilegien an“,... ruft man zurück ... „Vorwärts, marsch, in die Burg! ... Ihr seid gefangen! ...“

Jetzt merken sie, daß sie in die Hände der gefürchteten Heiducken geraten sind, deren Raubgier keine Grenzen kennt und die in der Zeit, da eben Frieden waltet, nichts Besseres tun können als, Schnapphähnen gleich, die Wege unsicher zu machen und Wanderern unfreiwilligen Zoll abzuverlangen ...

„Dazu habt ihr kein Recht!“ ruft noch einmal Filstich, ehe sie ihn binden ...

„Ezek németek“ (es sind Deutsche) ... ruft ein Bethyár seinem Anführer zu.

„Annál jobb“ (um so besser), antwortete dieser. Der deutsche Kolonist ist wenig beliebt, und wer ihm ein Leides antun kann, verübt mit Gleichmut Straßenraub, als seien die Deutschen vogelfrei ...

Die Trabanten des Kaufmannszuges schimpfen in allen Sprachen Europas, aber sie wehren sich nicht, sie wissen wohl, daß es nur eine Verzögerung bedeutet, wenn sie in die Erdenburg der Heiducken abgeführt werden, ans Leben will man ihnen nicht ...

„Megállj!“

aber an den Beutel ... Filstich lockert den Gurt mit den Dukaten, er weiß Bescheid.

Auch Valentin stolpert mit; um ihn kümmert sich keiner ... er ist nur Mitläufer, solch arme Studenten und Magistri werden gewöhnlich mit ein paar Fußtritten zum Teufel gejagt und freigelassen. Einige Püffe empfängt er als Vorschuß dafür ... Priester und Gelehrte werden nur als halbe Menschen eingeschätzt.

Endlich sind sie alle an Ort und Stelle.

Eine Erdenburg wird sichtbar ... leicht gewölbt ist der Hügel, auf dem sie angelegt ist, wenig sichtbar mit ihren luftgetrockneten Lehmziegeln. Doch in die Anhöhe sind zahllose Stollen hineingetrieben, unterirdisch überaus geschickt verdeckt von Buschwerk und Weiden; so ist diese Burg angelegt, man sieht, jeder Spatenstich soll nur kurze Zeit seinen Dienst tun. Die unruhigen Heiducken treten bald hier, bald dort in Kriegsdienste und folgen dem Meister, der ihnen am meisten zahlt oder verspricht.

„Dort in die Hütte ...", befiehlt der Anführer.

„Erst laßt doch mit euch reden ...", mengt sich Valentin Wagner ein.

Sie horchen auf. Was, dieser Sachse versteht ungrisch? ... Eine große Seltenheit, denn meist lag es so, daß das untertänige Raubgesindel entweder lateinisch angeredet wurde, oder es verstand die siebenbürgisch-sächsische Mundart. In Siebenbürgen gibt es heute noch Zigeuner, die zwar kein Wort hochdeutsch, wohl aber recht ansehnlich sächsisch zu reden verstehn ... Also Ungrisch verstand dieser junge Magister? ... Da mußte man ihm wohl oder übel Antwort geben ...

„Sei froh, daß du dein Leben behältst, Federfuchser; misch dich nicht in Angelegenheiten, die nur Krieger und Kaufleute angeht ..."

„Doch, mein Freund ..., sie geht mich auch an, denn wenn wir hier zu lange zurückgehalten werden, kann ich meine Vater-

stadt Kronen nicht erreichen und die Reformation der Kirche muß zurückbleiben ..."

„So ... so ... Reformation ...? Wir haben viel davon gehört ..., es kam allerlei Kunde, aber noch niemals haben wir ein Teilchen davon gesehen ..."

Valentin ließ nicht locker ... „Ich muß dem Herrn Honter eine wichtige Botschaft von Luther bringen ..."

Dem alten Heiducken blieb der Mund offen, als er vernahm, daß Valentin geraden Weges von Wittenberg käme ...

„Von Wittenberg ...? Von Luther ...? Schnurstracks zu uns?" Er kam aus dem ungläubigen Staunen kaum heraus ... Dann rief er seine Gesellen herbei ... und redete mit ihnen in hastiger, gebärdenreicher Sprache, die aber Valentin trotz seiner ungrischen Sprachkenntnisse nicht verstand ...

Später verhandelte Herr Filstich mit dem Ältesten der streitbaren Rotte und erfuhr von ihm, daß diese Männer beauftragt seien, die wichtige Brücke instandzuhalten, daß ihr Stamm dafür gedungen sei, an dieser entlegenen Stelle alle Feinde des Reiches und alle Kundschafter aufzuhalten, denn es ereigne sich jetzt Untat auf Untat hüben und drüben. Der Herr Ferdinand könne nun ruhig schlafen, seit sie, die Heiducken, diesen Brückendienst übernommen hätten, aber sie seien ebenso dem Mönch Martinuzzi zu Diensten und der Königin Isabella. In dieser Zeit müsse man die Herren nehmen, wo man sie finde ... Es sei wahr, Martinuzzi sei unbeschreiblich geizig, aber schließlich der Sold von beiden Seiten, von Ferdinand und von Isabella, reiche knapp hin, um die Mäuler der zahlreichen Kinder zu stopfen ...

Auf diese Weise entpuppte sich der Überfall als harmloser, als er auf den ersten Augenblick erschienen war, und solche Erzählung stimmte mit den Erfahrungen überein, die Herr Filstich ebenso wie seine Trabanten gemacht hatten. Bald war der Handel geschlossen und die feurigen Kämpfer erhielten zehn Goldgulden, dafür ver-

wandelten sie sich allmählich aus einer Schar grollender Räuber in eine Runde dienstbeflissener Gastfreunde ...

Aber schon brannten einige Häupter vor Neugierde, etwas über Luther zu hören. Denn es hatte sich herumgeredet, daß unter den Sachsen ein Student war, der sich dieser hohen Bekanntschaft rühmen konnte.

„Erst einmal essen!" befahl der Häuptling.

Bald loderte das Feuer mitten in einer Lehmhütte empor und wärmte die Herbstnacht ... Sie hatten einen Frischling geschlachtet und rieben nun den Braten am Spieße mit allerlei wohl-, beziehungsweise übelriechenden Kräutern ein; daß das Eingeweide mitschmorte, bedeutete für sie eher eine Erhöhung als Verringerung des Genusses. Sie waren nun einmal so.

Es mochte ein seltsames Bild sein, das unserem Valentin hier vor Augen trat. Die flammend rote Kleidung der Krieger, die breiten, hochgetürmten Mützen von Lammfell umsäumt ..., die langen, schwarzen Haare in wollige Knoten zusammengefaßt ... dazu die funkelnden Augen ... Valentin holte einen Stift zur Hand ... denn er war gewohnt, für Meister Johannes, der ebenfalls ein Augenmensch war wie er, kurze Risse festzuhalten, um im gemeinsamen Gespräch Wahrnehmung und Eindruck auszutauschen ... er tat's aber dennoch nicht, um nicht das Mißtrauen der Heiducken zu erregen ....

Das Festmahl war bald beendet. Die Kronerleute zogen es vor, aus ihren eigenen Mantelsäcken Nahrung zu sich zu nehmen, während einige Trabanten, denen die Art, die Gerichte zuzubereiten, nicht unbekannt sein mochte, den Gastgebern wacker bei ihrem Nachtmahl halfen.

So verrann einige Zeit, bis endlich das Schmatzen und Kauen aufhörte und ruhigere Stimmen laut wurden.

„Nun denn, berichte von Luther", riefen einige, die ihre ursprüngliche Absicht nicht vergessen hatten ... „ist er gewaltig und

stark von Natur und ein großer Kämpfer? ... Wir alle haben von ihm gehört, daß er gewagt hat, den Mönchen nach dem Beutel zu greifen ..."

Valentin mußte sich erst ein wenig besinnen, was er diesen Männern berichten konnte, um auf richtiges Verständnis zu stoßen. Es war seltsam genug, daß diese einfachen Leute, denen die Ablehnung des Deutschen gleichsam im Blute lag, denen etwas von der Wildheit ihrer finnisch-ugrischen Urheimat, der endlosen Steppe und ihres Rechtes in den Adern lebte, dennoch vor dem Anbruch einer neuen Geistesrichtung aufhorchten ... Aller Haß gegen die Deutschen war auch hier seiner Wurzel nach Angst vor dem großen Unbekannten in der Seele der Germanen, das dem Mongolen nur sehr schwer zugänglich ist. Er denkt steppenhaft, gleichsam flächisch, das Relief der Verschiedenheit ist ihm ferneliegend, dagegen weiß er etwas von unbedingter Macht und Herrschaft über andere Volksstämme. Wenn er leben will, muß er über Knechte verfügen, und solche Siedlungsknechte deuchten ihm die Deutschen zu sein.

Doch Valentin erzählte in ihrer Sprache, berichtete, so gut er es vermochte, von Luthers Lehre, vom reinen Evangelium, das nun bald auch in ungrischer Sprache allen Magyaren zugänglich sein werde, erzählte, daß jede Kirchenknechtschaft nun ein Ende habe ..., daß jedermann seinen freien Zugang zu Gott habe, ohne Priester ..., und während er solches redete, stieg eine heiße Röte in der Männer Angesicht.

In der Tiefe ihres Blutes nistete, ihnen vielleicht selbst nicht bewußt, noch ein Stück vergessenen Heidentums. Einst hatten sie ihren eignen Gott .... a magyarok Istene (Gott der Ungarn), einen Herrn, der nur ihren Bedürfnissen diente. Das war natürlich finsteres Heidentum. Als aber Valentin Wagner sprach, ahnten sie dunkel, daß diese neue Lehre etwas wie eine nationale Religion auch für sie schaffen könne.

„Und nun soll denn in der Muttersprache gebetet werden?" fragte der Häuptling.

„Gewiß ...", antwortete Valentin.

„Und Gott versteht im Gottesdienst auch magyarisch?"

„Freilich ... er redet mit dir in der Sprache deiner Väter."

„Seltsam ... ich meinte, mit Gott könne man nur lateinisch reden ..."

„Jeder redet, wie ihm der Mund gewachsen ist."

„Eiha! Eiha! ...", setzte der Häuptling fort, „was diese Deutschen schon wieder erfunden haben ... sie sind schlau ... sehr klug ... Jetzt geben sie vor ... Der ‚Isten' teilt sich in hundert Sprachen."

Er schüttelte halb ungläubig, halb bewundernd das Haupt ... Die Lichtstümpfe brannten langsam ab.

Draußen unter dem freien Himmel wurde ein großes Feuer angezündet und mächtig geschürt. Hochauf loderten die Flammen, und nun begann in alter barbarischer Weise der Männertanz, bei dem die Weiber und Kinder nur von ferne zusahen. Im Stampf-

schritt hüpften die Heiducken um die glühenden Scheite. Dazu ein herzbetörendes Gezirpe von Zupfgeigen und Blockflöten. Trompeten, aus Weidenrinden geflochten, geleiteten die Musik mit seltsamen Untertönen ... alles ein grausames Quodlibet von Geräuschen und Melodien, die Valentins geschultes Ohr erschreckten und doch wieder betörten. Er gedachte des Meisters Hieronymus Ostermayer in Kronen und dessen Portativs, er erinnerte sich an die schöne Regelhaftigkeit in der deutschen Tonkunst und empfand deutlich, daß hier zwei Blutwellen aneinanderstießen, die nur langsam und jede auf ihrem besonderen Wege, in der Verwirklichung ihres Volkstums, den Weg zueinander finden konnten.

Am nächsten Tage fuhren die Sachsen weiter, freundlich und unter Segenswünschen von den Heiducken entlassen.

Während der Reisetage, die noch vor Valentin lagen, faßte er einen folgenschweren Entschluß. Unter innerlichem Ringen und Kämpfen wurde er sich klar, daß er die Nachricht von dem Scheitern der Regensburger Verhandlungen weder an Meister Johannes noch an Hans Fuchs weitergeben dürfe. Beide Freunde würden sie ja wohl später doch erfahren. Entscheidend war für Valentin, daß Luther selbst zu unbesorgter Tat geraten hatte. Nein, sie sollten in Kronen durch die Schliche des Antichrists unbeeinflußt, frei nach ihren eignen Entschlüssen handeln. Valentin kannte seinen Meister Johannes, wußte, daß er auf diesen Augenblick der Regensburger Einigung gehofft hatte. Die Enttäuschung werde gewiß kommen, aber dann sei die Handlung schon im Flusse, ein Zurück gebe es dann nicht mehr; nun denn, in Gottes Namen drauf und dran, diese kleine Unterlassungssünde werde ihm einst wohl vergeben werden.

Und so kam es, daß Honter und Fuchs vorläufig im guten Glauben handelten.

*

Ringen der Geister

Es gibt glückhaft goldklare Herbsttage in diesem Winkel der Karpaten. Möglich, daß der nahe Süden mitten im nebelreichen Gilbhart irgendwo an der Küste Griechenlands bei Kap Matapan über die grauen Winterstürme die Oberhand gewinnt und nun die gesamte Dunstfront aufrollt mit seinem vordringenden Warmhauch. Dann flieht das Volk der Krähen und Raben ins höhere Gebirge, und die Ebene wird von unerwartetem Glanze überrieselt. Tagelang herrscht Frühlingswetter und mit diesem wonnige Lenzesluft.

Solch ein schwärmerisch schöner Tag erwachte über dem alten Kronen, als endlich am 31. Oktober des Jahres 1542 die letzten Scharen des moldauischen Tyrannen die Flurgrenzen verlassen hatten.

Hochauf leuchteten die Zinnen der Burg auf dem Schloßberg und im Kessel des Tales orgelte in allen Registern der Chor der Glocken. Man läutete sie in allen Kirchen und jubelte in allen Häusern. Der Alpdruck war gewichen, frei wogte der Pulsschlag der deutschen Stadt wieder in seinem gewohnten Leben. Und aller Dank floß dem verstorbenen Herrn Patrizius, Herrn Altrichter Draudt, zu; da aber dieser seinen Wunden und wohl auch seinem Alter erlegen war, häufte man alle Ehre auf den Meister Johannes, der still und heiter seinen Anteil an dem Gelingen der Tat bestritt und dennoch nicht hindern konnte, daß die aufatmenden Ratsherren, Fuchs an der Spitze, ihm eine noch herzlichere Verehrung entgegenbrachten als bisher, als sei all sein Tun von dem Segen einer höheren Macht sichtbarlich begleitet. Man fühlte, daß das Gelingen einer entscheidenden Tat nicht am Willen eines einzelnen Menschen hing. Mochte man alles noch so genau über-

legen, mochte man Stein auf Stein in größter Besonnenheit aufrichten, der Bau stürzte zusammen, ehe er vollendet werden konnte, wenn nicht die Vorsehung das Gelingen geleitete. Nun war man in Kronen auf das bitterste Leid gefaßt gewesen, denn daß Petru Rareſch sich so billig abspeisen ließ, erwartete niemand. Mit den siebzehntausend Gulden, die dem Stadtsäckel neuerlich als Schulden zugewachsen waren, hatte es wohl sein Bewenden nicht, da war noch allerlei hinzugekommen, aber daß nun Friede und freie Hand da war, daß endlich die heißeste Sehnsucht nach der Reformation an Haupt und Gliedern gestillt werden konnte, erwartete jedermann ... Aller Augen richteten sich auf Meister Johannes, die Herzen waren dem Führer zugewendet. Hatte er durch seine Anwesenheit schon die Gesandtschaft an Petru Rareſch glücklich zu Ende geführt und schließlich bei dem Überfall sogar die andern gerettet, nun, dann war es offenbarlich in Gottes Wunsch und Willen gelegen, daß dieser deutsche Mann die Reformation auch durchführen sollte.

Als der laue, frühlingsschwangere Morgen des Oktobertages anbrach, stand der Ratsherr Meister Johannes in seiner schlichten schwarzen Tracht zum Ausgange bereit und blickte noch einmal hinauf zum Steilhang des Zinnenberges, in dessen oberer Hälfte die Buchen leise hin und her rauschten. Er stand vor einem schweren Gang ... sollte den Stadtpfarrer Jeckel heimsuchen und ihn selbst von einem Ratschluß der Stadtväter benachrichtigen, der dem Jugendfreund vielleicht bitteres Leid auf die Schultern legte. Dennoch, es mußte sein ... Hier galt Gottes Ruf zuerst ... Menschlicher Einwand mußte schweigen.

Da scholl leises Schäkern aus der Unterstube empor zu dem sinnenden Hausherrn. Honter hob unwillig die Hand ... Heintzius war wieder da, der erklärte Brautwerber seiner Nichte ... Durfte er zulassen, daß sich dieser Schwärmer das Herz eines Kindes aneignete, dessen Obsorge ihm anvertraut war?

„Mach dir keine Sorge ...", scholl es von unten hervor, „dein Ohm wird nachgeben ... wir lieben uns ... wir können miteinander leben, wenn nicht hier, so anderswo in Siebenbürgen ..., die reformierte Lehre ist die Lehre der Zukunft, niemand kann ihr widerstehn, niemand ... auch Herr Honter nicht ..." Nistete sich der Widerstand gegen die lutherische Reformation sogar in seinem eignen Hause ein? ... L i e b e, immer wieder L i e b e ..., es war das alte Lied unter den Jungen ...: Nicht von Agape, der guten, tröstlichen Freundin ohne Eigensucht, sondern von Eros mit dem Brandmale der Fackel, der die Herzen einander verkuppelte, plapperten sie ... War es nicht eine Art Irrsinn, der die Herzen aneinanderband, auch wenn sie nicht zueinander gehörten ...?

Unten wurde das Geflüster leiser. Der Meister fühlte, wie sich langsam die heitere Frühlingsluft um ihn in einen düsteren Föhn verwandelte, der die Herzen zu unseliger Lust entflammte. Schon wollte er auffahren und sich den jungen Leuten zu erkennen geben, als sich mit einem Male das Bild der vergessenen Agnes, seiner eigenen Jugendliebe, vor ihm auftat. Lange Jahre waren seither vergangen ... unserm Meister Johannes war, als habe damals seine Seele auch ein gleicher Föhn ergriffen ... Da mußte er Mitleid haben mit den beiden Seelen, die nicht durch eigne Schuld aneinander hingen, sondern von einem dunklen Trieb erfaßt, ihre Neigung entfalten mußten ... War das nicht auch am Ende doch besser so ...? War es nicht auch Gottes Wille, daß alle Dinge sich wie in der Natur ihrem Belieben gemäß entfalten sollten? ... Wenn man Eros freie Bahn gestattete, hatte nicht auch die Religion, die Inbrunst des **Amor Dei** (Liebe zu Gott) ein Recht auf freie, schwärmerische Selbsterfüllung ...?

Im Untergeschoß war das Flüstern völlig verstummt. Honter schloß die Scheibenflügel, um nicht den Gedanken zu verfallen, die ihn umgeisterten. Ihm war Schwärmerei zuwider ... überall in der Welt war das Vernunftlose der Todfeind der Ordnung und

des ruhigen Denkens und Empfindens ... Schwärmerei hat noch niemals Welten aufgebaut ... hat niemals ein gesundes Ende genommen ... Schwärmerei war der Anfang des Unterganges, nicht des Aufbaues, und wenn gar Priester zur Schwärmerei neigten, dann mußte eben das geordnete Gemeinwesen nach dem Rechten sehn. Auch das Bitterste muß gesagt und getan werden, wenn die Not des Volkes es erfordert. Das Schwert muß entscheiden, wenn es um Tod und Leben geht, nicht Schwärmerei und Geschmäcklertum ...

Honter wich der Unterstube aus und trat festen Schrittes auf die Straße.

Mit unheimlicher Schnelligkeit waren die Dinge in Kronen zur Reife gekommen. Nun, da die Gefahr der Kriegsnot vorüber war, wallte mit einem Male alle zurückgedämmte religiöse Inbrunst empor. Der Spott des Petru Rareſch hatte sich herumgeredet, und die Priester hatten ihre Not deswegen. Liebkind rang auf den Knien als einer der Letzten für seine sterbende katholische Kirche. Die Leutpriester waren schon längst alle innerlich zur Lehre Luthers übergegangen. Wenn es nach ihrem Wunsch gegangen wäre, hätte morgen die Kirche, von allem Flitterglanz befreit, zur Neuerung schreiten können. Aber der Stadtrichter wollte noch nichts davon wissen und der Stadtrichter hielt Leben und Tod in seiner Hand. Wehe, wer es wagte, gegen den Befehl der Gemeinschaft zu handeln! ... So glomm das Feuer der Neuerer unter der Oberfläche weiter ... In Winkeln und auf freien Plätzen schürten die Rottengeister die Leidenschaften.

Meister Johannes stand vor dem Eingange zum Stadtpfarrhof einen Augenblick stille. Seit mehreren Jahren hatte er diese Stätte gemieden, die er einst so gerne aufgesucht hatte. Wer weiß, wie man den Boten empfing, der unwillkommene Nachricht erbrachte? Da blickte er hinauf zu dem Kreuz hoch oben auf der Spitze des Domes und fühlte sich gestärkt im Bewußtsein seiner Sendung.

Als er anpochte, öffnete ihm ein junges Menschenkind etwas zaghaft die Pforte. Jedermann im Hause kannte die Gegnerschaft Honters und des Stadtpfarrers Jeremias Jeckel. Schritte wurden im Vorzimmer laut, und Gertrud erschien, des „katholischen" Stadtpfarrers Weib, wie um sich zu vergewissern, daß die Dienstmagd nicht die Unwahrheit berichtet hatte. Auch sie zögerte einen Augenblick, ja, die ernste Miene des Besuchers entlockte ihr einen leisen Schreckensruf.

„Fürchtet nichts, Frau Gertrud!" sagte Honter, „einmal muß dieser Gang getan werden, und damit er uns beiden leichter falle, komme ich zu meinem alten Schulfreund, ehe denn er von andern, nicht immer gutwilligen Leuten gezwungen wird, zu mir zu kommen."

Sie geleitete den Gast geradeaus in die Arbeitsstube. Als Honter über die Schwelle trat, richtete sich Jeckel, der große starke Mann, jählings empor. Sein blondes Haupthaar war an den Schläfen leicht angegraut, und die tiefblauen Augen funkelten im ersten Moment zornig und abweisend Meister Johannes entgegen. Die Faust des Seelenhirten krampfte sich um den Gänsekiel, daß dieser mit leichtem Knicken barst.

Endlich sagte Jeremias Jeckel: „Ist es so weit, Honter?"

„Ja, es ist so weit, Jeremias, deshalb bin ich gekommen."

Da ließ sich der Stadtpfarrer langsam in seinen Sessel nieder und lud mit einer offenen Handbewegung den Ratsherrn ein, ihm gegenüber Platz zu nehmen.

„Es hat lang gebraucht ... Honter ..."

„Nicht länger als nötig", entgegnete dieser ..., „in wenigen Tagen soll die Reformation beginnen, und ich bin da, um dir den Beschluß des Rates mitzuteilen ... Ich komme nicht aus mutwilliger Neugier ... Du sollst recht haben, dein langgehegter Wunsch geht seiner Erfüllung entgegen ... wir werden uns von Rom lösen ..."

Mit dröhnender Stimme rief Jeremias: „Gertrud, mein Weib, komm herein, fürchte nichts vor dem gestrengen Ratsherrn ... nun bist du meine rechtmäßige Ehefrau auch vor der weltlichen Obrigkeit der Stadt Kronen, du bist kein Kebsweib mehr ... komm und danke es Herrn Honter ..."

„Nicht doch, Jeremias, was tust du? ... Sie war deine Gattin immer, nur findet sich erst jetzt ein Weg zu voller Freiheit."

„Jetzt erst ...? Konnte das zehn Jahre früher nicht schon geschehen ...? Warum wurden mir meine besten Lebensjahre vergällt, warum mußte erst Streit und Hader über unsere Vaterstadt ausgegossen werden, bis sich endlich auch in den Häuptern unserer Republik der Heilige Geist zeigte ...? Warum, Honter?"

„Weil die Zeit noch nicht gekommen war. Bedenke, Jeremias, wir waren abhängig vom Willen des Herrn Martinuzzi, der Herrin Isabella ... Es hätte Krieg geben können ..."

„Hundertmal schon habe ich diesen Sang vernommen, kennst du kein ander Liedlein mehr ...? Ist vielleicht augenblicklich mehr Recht auf unserer Seite als früher ...?" Sein durchdringender, forschender Blick glitt an dem festen Auge Honters ab.

„Ja ...! Jeremias Jeckel, ja ...! Heute haben wir andere Rechte als damals ... heute sind wir freier denn je und sind dem Petru Rareſch verpflichtet, dieser ist unser Herr, vielleicht nur für Monate, aber es ist Zeit genug, das Werk in dieser Spanne zu vollbringen."

Mit einem Male war aller Unwillen aus dem Gesicht Jeckels gewichen. Es war sein, seine ureigenstes Werk, seine Gesinnung, die er hatte jahrelang zügeln müssen, die nun im Begriffe stand, den Sieg davonzutragen. Er, Jeremias Jeckel, hatte Freuden und Freundschaft geopfert, hatte dem vertrautesten Genossen der Jugendzeit den Fehdehandschuh hingeworfen, nur um die Reformation endlich auch in Siebenbürgen zur Reife zu bringen ... endlich war es dahin gekommen, daß selbst der verstockteste seiner

Gegner, ja sein einziger scheinbarer Feind, zugeben mußte, daß er doch recht gehandelt habe.

„Ich will nicht hadern und rechten ... das Vergangene sei vergessen ... und ... vergeben ..."

„Recht hast du, Jeremias, vergessen und vergeben. Das ist das richtige Wort ... reich mir deine Hand in alter Jugendfreundschaft ... wir haben im Grunde das gleiche gewollt, nur über den Zeitpunkt, über die Art der Durchführung waren wir verschiedener Meinung ... Du warst von jeher ein heißblütiger Geselle ..."

„Es ist nicht jedem geschenkt ... das Werk Gottes aufs Eis zu legen ..."

„Jeremias, es ging nicht nur um das Werk Gottes ... wie ihr Schwärmer meintet. Es ging um das Leben unseres armen deutschen Volkes hier in Siebenbürgen ... das mußte berücksichtigt werden ... Was gewannen wir, wenn wir die neue Religion einführten und unser Volk daran zugrunde ging? Wessen Sieg konnte es werden, wenn durch die Universität unseres Volkes ein Riß ging, wie er heute durch den Leib des großen deutschen Muttervolkes geht? Ich mußte vor Gott und den Menschen so lange warten, bis ich die Gewißheit hatte, daß solches hier nicht geschehen werde ..."

„Hast du diese Überzeugung?" — —

„Jetzt, heute erst, ja, früher nicht ... damals wäre uns die Universität noch nicht ohne weiteres gefolgt ... erst mußte Rumeser gewonnen werden, langsam, zögernd ... folgte er, du kennst ihn ..."

„Ich kenne ihn, gewiß, es ist ein ängstlicher Mann."

„Noch hatte der alte Plecker seinen Anhang, vor kurzem noch lebte der alte Lux Hirscher, unser unversöhnlicher Feind ... Jetzt sind sie alle tot, umgestimmt oder ohne Einfluß ... Ja, sogar Martinuzzi ist ohne Macht, seit Petru sich zum Fürsten des Landes ausrufen ließ ... In diesen Tagen muß gehandelt werden, wenn

nicht alles verloren sein soll. Zu keiner Zeit war der Augenblick derartig günstig. Bedenke, es kommt nicht allein auf die Tat an, sondern die richtige Tat muß unter möglichst geringen Opfern geschehen!"

„Und wohin sollen wir uns anschließen?" forschte Jeckel.

„An Wittenberg ...", war die entschiedene Antwort.

„So bist du auch den falschen Weg gegangen, den ich schon vor Jahren versuchte? Wisse, Honter, in Wittenberg ist die Luft zu enge ... mich drängt es in freiere Welten, freiere, ich habe Zürich und Basel genau erforscht, es liegt viel Gutes in der Gesinnung der Schweizer ..."

„Mir ist die Schweiz nicht fremd, Jeremias, es gab eine Zeit, da ich mitten unter den Brüdern in Basel wirkte, und es ist mein schlechtestes Gut nicht, das ich dorther heimbrachte; für uns jedoch im Osten bleibt das Mutterland, das Herz des Reiches allein maßgebend ... Ich muß zu Luther und ... keines anderen Mannes Geist darf bei uns die Kirche beherrschen ..."

„Warum diese Sinnesänderung?"

„Reifliche Überlegung ist die Ursache meiner Einkehr in Gott. Mir deucht, als stünde uns dieser Stamm der Mitte im Reiche näher als die andern, Nürnberg, die goldene, und Frankfurt am Main, mir sagt eine innere Stimme, daß unser Stamm irgendwie aus jenem Blute entsprossen ist. Du magst es Torheit nennen, mir ist es Gewißheit. Gott schafft die Verschiedenheiten der Völker und Stämme zu seiner Ehre nach seinem Willen. Mag unser Verstand nach Basel in die Schule gehn, unser Herz sitzt gefangen in Wittenberg, und da die Religion dorthin neigt, wo das Gemüt regiert, muß ich nach Wittenberg wallen, zum Brunnquell aller deutschen Gesinnung ..."

Langsam verdüsterte sich Jeckels Stirne wieder: „Du hast Valentin Wagner nach Wittenberg gesendet? ..."

„Ja, ich tat es! Doch höre weiter: Wenn Ferdinand, wie vor-

auszusehen ist, die Herrschaft Siebenbürgens dauernd an andere Fürsten aus fremdem Geblüt abgeben muß, gibt es nur ein Band, das uns an die Heimat fesselt, das Bekenntnis zum Luthertum. Mögen sie Grenzen aufrichten und Burgen bauen, die wider unsere deutsche Einigkeit streiten, mögen sie Feinde und Hetzer aufbieten, die uns einreden wollen, wir hätten nichts mit dem Mutterlande des alten heiligen Reiches zu schaffen, mögen die fremden Söldner des Römischen Kaisers uns mit eisernen Ruten gegeneinander aufreizen ...., Luthers Bande werden in Jahrhunderten trotzdem weiterbestehen. Diese wird man, auch wenn Ferdinand einst vielleicht doch Siebenbürgen unter den österreichischen Aar zwingt, fester verknüpfen müssen. Unsere jungen Studenten müssen ins Herz des Reiches ziehen, wenn sie lernen wollen, wie man deutsch bleibt auch unter fremden Herren ... Für mich gibt es nur eine einzige Sünde wider diesen heiligen Geist unseres Volkes: das Daheimbleiben und Versauern im eigenen Krautbottich. Ja, wenn einst eine Zeit kommen sollte, in der man unsere jungen Studenten hindern könnte, nach dem Reiche zu ziehen, um dort zu studieren, so würde ich ohne Zögern aus meinem Grabe heraus den Nachfahren meinen furchtbarsten Fluch nachsenden ... so wahr mir Gott helfe ...!"

Honters Angesicht hatte sich mit einer leichten Röte überzogen. Es war, als erhelle sich sein Auge vom innern Glanze. Das Genie leuchtete auf. Jeremias erkannte den sonst so weichherzig scheinenden Freund kaum mehr. Hart und ernst waren seine Lippen zusammengezogen ...

Scheu und ehrfurchtsvoll hatte Gertrud die Stube verlassen. Honter hielt sie nicht zurück.

Die Männer standen allein einander erregt gegenüber. Jeremias Jeckels Zorn hatte sich gelegt.

„Einem großen Volke mögen andere Lebensgesetze geschenkt sein", setzte Honter fort, „wir Sachsen, gering an Zahl und Macht,

„Meinst du, wir könnten bestehen ohne das Reich?"

müssen uns an die Mutter Deutschland klammern, gerade in diesen wilden Zeitläuften ... Meinst du, wir könnten bestehen ohne das Reich ...? Unsere ungrische Mitnation läuft schon zu den Reformierten über ... die Luft bei Luther ist ihnen zu deutsch ... das Gesangbuch zu germanisch ... Sie wittern mit feiner Nase den Wind einer deutschen Vorherrschaft, sie fühlen die Kette, die wir um uns und unserer Mutter Leib schlingen, wenn wir uns an Luther anschließen ... Erinnere dich, Jeckel, vor zehn Jahren, da ich verbannt wurde und mit den besten Jugendfreunden auswandern mußte, weintest du mit mir bittere Tränen ... du warst ein rechter Freund ... damals meinten wir, Herr Ferdinand und das Haus Habsburg sei die beste Gewähr für den Bestand unseres Volkes ... Siehe, das Blatt hat sich gewendet ... wir wurden bitter enttäuscht ... Habsburg hat die Macht in Siebenbürgen verloren ... hat uns fallen gelassen und verraten ... Luthers Lehre aber wird uns nie verraten ... Meine erste Ahnung, die ich in Wien 1524 erlebte, hat doch recht behalten."

„Man soll mit Gottes Wort keine Staatsgeschäfte verbinden!" grollte Jeckel.

„O du Tor! ... Es handelt sich nicht um Fuchsschwänzereien und liederliches Scharwenzeln um geringer Vorteile willen, sondern es steht Gut und Blut, Bestand vor Gott oder Tod vor den Menschen auf dem Spiel. Da gilt das Wort: Seid klug wie die Schlangen ..."

„Gut, ich füge mich ... wir wollen's mit Gottes Hilfe versuchen, uns zu vertragen ..."

Sie standen beide Hand in Hand einander gegenüber. Jeremias schien dem Meister Johannes zu gehorchen ... Langsam öffneten sich des Meisters Augen, als blickten sie in ferne Zukunft. Dann sagte er:

„Noch ist mein Geschäft bei dir nicht beendet ... Hier habe ich Brief und Siegel vom Rate unserer guten Stadt Kronen ...

nein ... nicht an dich, sondern an mich ... vielleicht geht dir der Inhalt des Schreibens zu Herzen, mir ist es nicht leicht geworden, mich zu fügen. So wisse, alle Gewalt der Erneuerung liegt in meinen Händen ... der Rat wird die Erneuerung der Kirche durchführen ... mit oder ohne die Geistlichen ..."

Ernst und gewichtig hatte sich Honter jedes Wort abgerungen. Er wollte seinen Jugendfreund nicht treffen. Dieser aber begriff sofort, worum es sich handelte.

„Das heißt ... man will mich nicht dabei haben."

Wieder schien es, als steige drohender Zorn und Unmut in das reich geäderte Angesicht des großen Mannes. Honter legte die Rechte auf den Arm des Stadtpfarrers und meinte begütigend: „Nicht ohne dich, dein Rat soll gern gehört sein, aber von uns, den Ratsherren der freien Stadt allein soll alle Gewalt ausgehen, wie Luther es wünscht ..."

„Da habe ich nichts dabei zu suchen!" brauste es noch einmal aus den Tiefen Jeckels empor. „Ich finde andere Wege ... hier ist mir alles feind, um des Weibes willen ... ich sehe es deutlich ... wäre ich nur längst auf und davon, über alle Berge, wie Bogner nach Leutschau oder in die andern Städte Oberungarns ... sie hätten mich gerne genommen ..."

„Jeckel, Jeckel, du kannst es ja nicht ... kannst nicht hinweg von dieser Scholle, diesem tauwarmen Tal, diesem auferbauten Dom darin und diesem herrischen Sachsenvolk ... Du bist zu sehr einer der ihren ..."

Sie schwiegen ... Draußen war der warme Herbsttag wunderbar über die Kämme der Berge herangeflossen. Nun goß die Sonne ihre goldenen Strahlen über den blanken Mariendom ... Beide sahen über die Spitze des Turmkreuzes hinweg in die ewige Bläue darüber. Meister Johannes faltete die Hände. Ihm war besonders feierlich zu Mute, denn was er tat, war der erste Schritt zur Erneuerung seines Volkes, das erste wesentliche Hindernis

der Eingang mußte beiseite geschoben werden. Hier sollte sich am Beispiel des Stadtpfarrers zeigen, ob ihm, dem Meister Johannes, die Gabe verliehen war, sich ungehorsame Geister untertänig zu machen oder zu bannen. Hier sollte sich die Kraft des Heiligen Geistes erweisen. Hatte er sie, so konnte er der Berufung sicher sein, fehlte sie ihm, dann mußte er den Vortritt andern Führern überlassen . . .

Auch Jeremias Jeckel betete. Doch war sein Haupt tief herabgesunken und lastete auf dem langen Bart, wie von ungeheurem Gewicht niedergedrückt. Im Blau des Himmels hatte er nichts zu suchen. Für ihn galt es nun, zu gehorchen, sein stolzer Geist aber konnte sich nur schwer daran gewöhnen. Er gedachte des Apostels Petrus, der sich auch hatte beugen müssen, und so kam es, daß langsam die Eiseskälte, die sein Inneres anfangs umschlossen hatte, wich und er sich der Berufung des Meisters, der vor ihm stand, anschloß. Der Kampf zwischen beiden Männern war zu Ende, Johannes hatte gesiegt.

Doch redeten die beiden weiter kein Wort mehr, denn Honter erhob sich, drückte dem Freunde die Hand und verließ den Raum.

*

Heintzius hatte das Haus des Buchdruckers wenige Augenblicke später verlassen als Honter. Ihm war nicht wohl zu Mute. Schweigsam und undurchdringlich war die Miene seines zukünftigen Schwiegervaters gewesen. Heintzius wußte, wie ungerufen er sich in diesem Hause auf die Freite begeben hatte. Konnte es je einen Frieden mit Meister Johannes geben, der so streng und unbeirrbar seine Wege ging? Und es waren wahrhaftig a n d e r e Wege denn die des jungen Heintzius. Noch einmal erinnerte er sich der scheuen und immer leidenschaftlicher emporwachsenden Liebe seiner Braut. Anfangs war sie ihm aus dem Wege gegangen, hatte nur den Winken des Oheims gefolgt. Dann war

so etwas wie kindlicher Trotz über sie gekommen, als der Herr des Hauses ihr den Umgang mit Heintzius verbot, und nun war lichterloher Brand in ihre Seele gefallen, Leidenschaft voll Eifer und Schmerzensbereitschaft. Fast hätte man das sanfte Käthchen nicht mehr erkannt, sosehr war sie ausgewechselt. Sie drängte zum Abenteuer, zur Flucht, zu einer tollen Entfesselung ihrer Sinne, und nun wollte sie Heintzius abschütteln.

Als nun Meister Johannes heimkam, entschloß sich dieser, mit seinem Käthchen ein Wort zu sprechen.

Bald stand sie vor ihm und die durchdringenden Blicke des ernsten Mannes schickten sich an, dem erregten Mädchen bis tief in das Innere der Ängste und Befürchtungen zu sehen ... Ein leichtes Zittern flog über Käthchens Lippen ... sie wußte, daß vor des Oheims Blick ihre Seele völlig bloß lag ...

„Käthchen ... Käthchen! ...", begann der Meister ... „wohin verlierst du dich ...? Gehört dein Herzlein noch dir selbst ...?" Honter sprach ganz leise, fast flüsternd, und da war dem armen Kinde zu Mute, als müßte es dem Oheim das ganze Leid um Heintzius in die Hände legen, denn er vermochte allein zu heilen.

„Fürchtest du dich vor mir ...? So erzähle, was dir fehlt!"

Käthchen schwieg. Wie konnte sie vor den ernsten Augen ihres Ohm berichten, wie weh ihr ums Herz war. Dann drang es dennoch bebend über ihre Lippen:

„Martin wird mich verlassen ..."

„Nun helfe dir Gott, unser himmlischer Vater, so du ihm vertraust ... das ist bittres Leid ... wenn einem eine Seele entschwinden will, die man sein eigen nennt ..."

„Ihr versteht mich, Ohm?" klang es zagend und schüchtern. Ihre Wangen waren mit einem Male von fliegender Röte gezeichnet. In Honters Miene lag herzliches Begreifen: „Wie sollte ich nicht, Käthchen! ... Woher weißt du, daß er dir fremd wird ...?"

„Kann's nicht sagen, Ohm ... mir sagt es mein Herz ... er ist nicht der frühere, liebe Gesell ..."

„Ich weiß, mein Kind, woher der Wind weht ... unser Freund Martinus ist ein feuriger Schwärmer, der hoch und weit hinaus will ... meines lieben Freundes Jeckel getreues Ebenbild ... ihm graut vor einem Schwiegerohm, der Johannes Honter heißet ..."

„Mir will fast scheinen, als hättet Ihr recht ... es ist die alte Herzlichkeit nicht, mit der er einst unser Haus betrat ..."

„Da wird es wohl sein müssen, daß du verzichtest, liebes, armes Kind ..." Begütigend legte er nun seine Rechte auf ihr Haupt und schaute zu, wie sich der früher verkrampfte Zustand ihres Gemütes langsam in Tränen löste.

Dann erhob sich der Meister von dem Sessel, darauf er sich im Gespräch niedergelassen hatte, und rief: „Mutter ... komm doch ... ein großes Kind ist deiner bedürftig ..."

Frau Anna trat, freundlich lächelnd, an Käthchen heran und faßte sie bei der Hand. Wie kam's doch, daß das arme, geängstete Kind ebenfalls einen fast fröhlichen Zug um den Mund bekam und willig der älteren mütterlichen Freundin folgte? ... In dem Hause dieses Meisters vermochte das Leid offenbar nicht Aufenthalt zu nehmen. Wenn es eintrat, verließ es die Schwelle gar bald, um seltener wiederzukehren.

Honter blieb allein zurück.

Der volle, warme Herbsttag leuchtete wie nur je ein Tag des Sommers, daß beide Fensterflügel, geöffnet, dem Meister den Ausblick auf das Bächlein in der Schwarzgasse gewährten. Voll Unruhe lag die Stadt. Noch hatte man sich von der Kriegsnot kaum erholt, da wurde wieder das dringende Verlangen der Bürger nach der Erneuerung wach. Hatte doch Draudt vor dem Auszug in den Kampf ihnen verheißen, daß ihr Wunsch in Erfüllung gehen werde.

Kurz vor des Moldauers Einbruch war die Gauversammlung des Burzenlandes zusammengetreten. In ernster Beratung kam man zu dem Beschluß, daß nun der Erneuerung nichts mehr im Wege stehe.

Honters Leben gehörte nicht mehr ihm selbst an. Von nun an trug er die Lasten und Schicksale eines Führers. In ihm pochte der Blutkreislauf seines kleinen Volkes, und seine Gedanken, die bisher nur beobachtend dem Schritte der Weltgeschichte gefolgt waren, trugen die volle Verantwortlichkeit vor Gott.

Wenige Tage später, als die Versammlung der Geistlichen in Kronstadt zusammentrat, es war am 2. November 1542, legte Herr Jeremias Jeckel sein Amt als Dechant nieder und überließ die Würde dem Rosenauer Pfarrer, Magister Nikolaus Stephani; er wollte mit seiner Person der Sache des gesamten Volkes nicht hinderlich sein. Wieder hatte Meister Johannes, nicht im Kampfe, sondern durch weise Überlegung gesiegt, wieder war es ihm geglückt, die Geister zusammenzuschmieden, wie es bei einer richtigen Volksgemeinschaft sein soll. Man muß wissen, daß dem Burzenländer Dechanten von alters her bischöfliche Rechte zugestanden wurden. Sein Sprengel gehörte eigentlich nicht der Diözese des Weißenburger Bischofs an, sondern war dem Graner Erzbistum unterstellt. Wo war Gran und wo war Kronstadt? Eine Welt lag dazwischen voll Räuber und tückischer Unbilden aller Art, so erhielt der Kroner Dechant das Recht der Priesterweihe. Wollte es nun der Dechant, daß Kronen lutherisch werde, dann gab es zur Zeit keine Reichsstelle, die ihn daran hätte rechtlich hindern können, außer dem Papste. Die Sachsen waren ihrem eignen deutschen Gewissen überlassen und sie handelten, wie es ihnen der Geist vorschrieb, langsam, bedächtig und vorsichtig nach allen Seiten ausschauend, aber so, daß durch die große Erneuerung allmählich ein geschlossenes Volk in die Geschichte des Landes eingriff, ein Volk von beispielhafter Einheit, des Blutes, des Willens und des Glaubens.

Die große Stunde

Frühmorgens am zweiten Adventsonntage des gleichen Jahres war richtiger Reif gefallen, und die kahlen Bäume glitzerten in zauberischer Pracht von den Höhen der Stadt. Hieronymus Ostermayer war so sehr mit dem Dunstkreis des Kronstädter Tales verwachsen, daß ihm der Lauf der Jahreszeiten nirgend so herrlich und von Gottes Gnaden mit so wunderlieblicher Schönheit begabt erschien als eben unter der Höhe des Zinnenberges. Allerdings hätte der eben gefallene Rauhreif trotz seiner Augenlust den ehrbaren Orgelmeister sosehr nicht in Entzücken versetzt, wenn nicht ein anderer Umstand ihn zu einer fast kindischen Freudenraserei ermuntert hätte. Heute sollte nämlich im Kroner Mariendome zum ersten Male deutsche Messe gelesen werden nach des Hohen Rates und des Herrn Richters Hans Fuchsens höchsteigner Anordnung.

So war denn Meister Hieronymus in seiner Eigenschaft als Orgelschläger mehrmals mit Herrn Johannes Honterus zusammen gesessen und sie hatten des Rates gepflogen, wie nun solch eine heilige Harmonie der Musika und des lutherischen Glaubens endlich am besten zusammengestellt werden könnte. Herr Honter hatte in seiner ruhigen, überlegten Art bei der Erneuerung immer wieder zur Mäßigung geraten, hatte alles äußere Brauchtum beibehalten, was nicht eben zum Ärgernis der Neugläubigen hätte dienen können, ja, er schützte mehr das alte Wesen vor dem Untergange, als es Hieronymus recht war; so geschah es, daß, wenn Meister Johannes mit ruhigen, überlegenen Worten den vorwärtsstürmenden Kantor mahnte, der Schwachen zu gedenken, aus christlicher Barmherzigkeit, alle Streitursachen dahinschmolzen.

An solchem freudevollen Tage stand es übel um die Ruhe des

guten Katers Poseydon. Erst hatte sein Herr am frühen Morgen wieder mit dem geheimnisreichen großen Buche zu schaffen, dahin er alle Erlebnisse kleinweis eintrug, und dann überfiel ihn plötzlich ein solch dringendes Bedürfnis, seine neugesetzte Motette nochmals zum Tönen zu bringen, daß er auf nüchternen Magen das Positiv traktierte und mit ausgiebiger Baßstimme dazu den Cantus firmus sang, bis alle Scheiben und Schliemen erzitterten. Solchen Lärm vertrug Poseydon schwer. Er war ja immerhin die Tollheit seines Meisters gewohnt und verstand eine wohlgesetzte Fuge von einem Madrigal schlecht und recht zu unterscheiden (wie Hieronymus Ostermayer versicherte), aber dieser Freudenrausch überstieg denn doch die Stufenleiter katerlicher Ergötzungen, so daß er fauchend das Weite suchte. Ja, selbst der Zeisig sang nicht mit, sondern hockte verschüchtert in seinem Bauer.

Andreas Moldner, der Mädchenlehrer, unterbrach dieses stürmische Freudenspiel.

„Verzeiht, Meister Hieronymus, daß ich so in des Herrgotts Frühe zu Euch eintrete, aber mir ist das Herz ebenso zum Bersten voll wie Euch. Ja, in der ganzen Stadt gibt es ein einziges Jauchzen über das, was heute in der großen Kirche geschehen soll."

Moldner war ein feingliederiger, zartgebauter Mann, sorgfältig nach sächsisch-siebenbürgischem Brauch in das Gewand der Scholaren gekleidet, fast jünglinghaft, ohne Bart, mit hellroten Bäckchen, als habe sein Beruf etwas auf ihn abgefärbt. Er war ein eifriger Bekenner des neuen Glaubens und erlebte nun den ersten großen Feiertag seines Lebens.

Hieronymus grüßte, sein Spiel unterbrechend, den Eingetretenen und hätte ihn mit einer allzu stürmischen Umarmung fast erdrückt.

„Ja, Herr Moldner ..., ja ... nun ist es so weit, nun sind wir beim Worte Gottes ... teutsch ... angelangt." Es war, als müßten ihm die Tränen aus den Augen dringen.

Als sie auf die Straße hinunterblickten, merkten sie, daß ganz Kronen heute um eine Stunde früher aus den Federn gefahren war, um von dem kostbaren Tage nichts zu versäumen. Unten winkte lachend der lange Klaus und deutete mit beiden Fäusten hinüber auf die Weberbastei, als wollte er sich des törichten Krespel erinnern, der nun selbst unter die Lutheraner gegangen war und mächtig mittat, wenn es galt, einen Papisten zu foppen.

Die Tore öffneten sich, die Nachbarn traten trotz der Frische der Luft zueinander und plauderten freudigen Antlitzes. Wenige Zeit später holte Frau Marte die beste Schaube aus dem Schranke und reichte sie ihrem Eheherrn, daran war mit Pelzverbrämung nicht gespart, eigentlich hätte dem einfachen Musikmeister solcher Prunk nicht geziemt; da er aber auch Lektor an der Schule war, wo Herr Honter unterrichtete, da er ferner in der Gesellschaft der Herren Ratsmänner wohlgelitten und Freund der besten Bürger schien, duldete man solche Kleiderpracht an ihm, trotzdem Herr Lukas Griengras immer wieder dagegen wetterte und hetzte. Hieronymus hielt es keineswegs mit den eitlen Männern, weil er aber erfuhr, daß solche pelzverbrämte Schaube den pedantischen Stadtschreiber ärgerte, trug er sie um so lieber. Heute freilich mußte er oben auf dem Chore der Kirche seine Scholaren leiten und die Orgel bändigen, da sollte die lang herabwallende Kleidung den Akademikus in ihm aufzeigen.

Als Moldner, und an seiner Seite Ostermayer, durch das kleine Orgelpförtlein den Dom betraten, lag es über dem Pfeilerwald wie ein unendlich feiner, hauchdünner Nebel. Nur eine Spur von dieser bläulich haftenden Luft lag zwischen den Spitzbogen, und doch war alles voll himmelschwangerer Ahnung. Auch roch man die süße Last des Weihrauchs, der noch in den Mauern nistete. Seit heute freilich stiegen vor dem Hauptaltar keine Schwaden mehr empor ... die Zeit hat sich geändert ... die Luft war reiner.

Langsam sammelten sich die Bürger. Viel früher als sonst be-

traten sie das Gotteshaus, sie konnten es nicht erwarten, daß endlich die neue Ordnung ihren Einzug halte. Tausenderlei Gerüchte hatten ihren Weg durch die Stadt genommen, man erzählte sich, wie Luther einst feierlich die Bannbulle vor dem Elstertore zu Wittenberg verbrannt habe, wie die Bilderstürmer dann allerorts die Altäre zerschlagen hatten, und glaubte daran, daß sich zur Stunde ein ähnliches Schauspiel vollziehen könne, denn es waren Schreckmacher vorhanden, die da erzählten, Herr Heintzius werde mit den eifrigsten aller Studenten die alten Monstranzen zu Boden werfen und den Jüngsten Tag predigen.

Hieronymus blickte von der Orgelempore hinunter auf den Hauptaltar. Das Tabernakel stand leer, das Türlein davor war aus dem Rahmen ausgehoben, damit jedermann sehen könne, wie weit die Kirchenverbesserung von der Lehre der Wandlung abgewichen sei. Um den Altar und auf den Fliesen starrten die Steinbilder der beerdigten Ahnen, als schlösse der Chor der Väter sich zu einem Ring in den Kreis der Lebenden. Noch glühte Gold- und Silberzierat über dem Hauptaltare, noch floß der Brokat der Kirchenfahnen von der Höhe zur Tiefe. Auch die brennenden Kerzen standen bereit, das Amt mit ihrem flackernden Lichte zu begleiten. Rings das geschnitzte Gestühl wartete auf die Ratsherren und Zunftmeister, die heute die Kirchenerneuerung öffentlich kundtun sollten. Ein weitgeöffneter Flügelaltar ließ drei herrliche Bilder vor dem Beschauer erstehen: Maria bildete das eine ab, die dem Jesuknaben verborgen die Brust reicht, und Johannes und Petrus traten aus dem anderen Rahmen in Lebensgröße hervor, um den andächtigen Besucher mit deutlichen Gesten auf die Himmelskönigin hinzuweisen. Vor kurzem noch hatte der Stadtrat die Bilder erneuern, beziehungsweise auffrischen lassen, nun hatten sie ausgedient, und das Antlitz der Lieben Frau schien sich mit einem wehmütigen Schleier der Entsagung zu verhüllen.

Rupert wischte die letzten Staubreste von den Altarnischen und

schneuzte umständlich die Lichter. Ihm war auch sehr traurig zu Mute, wenn er daran dachte, daß heute zum ersten Male die neuen Sitten auch in dieser altehrwürdigen Stätte ihren Einzug halten sollten. Ob man wohl den Weihrauch benötigte? ... Niemand hatte ihm darüber etwas mitgeteilt, und so hielt er einige glühende Kohlen bereit, um, falls es nötig sei, den Dienst zu vollziehen, den er von Kindheit an verrichtete.

Rings an den bildgezierten Mauern hingen zwischen den Seitenaltären Fahnen, Siegeszeichen, Widmungsstücke früherer Wallfahrer und nicht zuletzt seltsame Votivsprüche, denn die Kirche unserer Lieben Frau zu Kronstadt galt besonders heilkräftig für jene Frauen, die als Erstgebärende um eine gute und gnädige Niederkunft besorgt waren.

Bald waren alle Plätze ausgefüllt, vornbei die ewigen Gaffer, deren Zahl so unbeschränkt ist wie der Sand am Meer und die es zu aller Zeit gibt, gestern, heute und in aller Zukunft. Amen! Dahinter drängten sich die älteren Bürger und deren Frauen, die ihren ständigen Platz im Dome innehalten wollten. Sie verbargen sich im Schatten der vielen Seitenaltäre und füllten den Raum in der Mitte. Ein deutliches Raunen ging durch die Menge, während Hieronymus Ostermayer auf dem Chore jedem der Schüler mit freundlichem Grüßen zunickte. Es war so Sitte unter den Schülern des Chores. Mitten unter die Weltlichen traten lächelnd auch einige Mönche mit ihren Instrumenten. Noch hatten sie die geistliche Kleidung nicht abgelegt, aber der Eifer, mit dem sie bei der Erneuerung der Kirche dabei waren, verriet ihren Eifer für die Reformation.

Jedermann hatte seinen Platz inne, die Hörner, Tuben und Zinken waren bereit, die Notenblätter ausgeteilt; der Stadtkantor überflog mit heimlichem Wohlgefallen noch einmal die Partitur, die heute mit besonders zahlreichen Randstiftbemerkungen ausgestattet war. Das erstemal im Dome eine deutsche Messe ...!

Da erklangen Fanfaren vom Kirchhofe her. Die Zünfte rückten ein. Fliegende Fahnen, seltsam geformte Innungszeichen, von hohen Mützen umrandete, ehrwürdige, teutsche Gesichter ... In behaglichem Stapfen kamen sie, nicht zu rasch, aber auch nicht zu langsam, eben so, wie es sich für Männer ziemt, die sich ihrer Haltung bewußt sind, wenn sie zu einer wichtigen Tat vor Gott versammelt werden.

Wahrlich, diese Gemeinde wußte wohl, was sie eben tat; lange und bittere Zeiten lagen hinter den Gerufenen, nun sollte ihr Herzenswunsch erfüllt werden. Sie fühlten, welche Verantwortung für die Zukunft in ihrem Handeln lag, sie fühlten's und trugen auch in ihrem Angesichte den Ernst zur Schau, den die Stunde verlangte.

Reihum stellten sie sich im Chore auf; von jeder Zunft nur einige Vertreter, und doch das ganze Volk der freien Stadt ... Die übrigen, nicht genannten der Innungen saßen rings in den Gebetstühlen an der Wand.

Hohe, spitzgefältelte Hauben der Weiber ... krause, gereihte Mäntel in allen Farben ... Das war die Tracht der ehrbaren Frauen Kronstadts. Noch immer blieb Raum frei im Halbdunkel des Hauptaltars. Die zahllosen Wachskerzen mischten ihren Schimmer mit den opalglänzenden Farbenranken, die aus dem Glase der hohen gotischen Fenster schossen ... Fremd und veraltet ... ohne jede innere Berechtigung erschien den meisten Zuschauern dieser reiche Flimmer ... heute war ihr Sinn auf anderes gerichtet.

Da erhob sich der feierliche Glockenklang, und während die Orgel mit herrlichem Brausen einsetzte, schritt der Rat und die Hundertmannschaft durch das Seitenpförtlein in das unfaßbar hochschiffige Chor.

„Dort ... dort!" flüsterte die Menge und deutete auf den Stadtrichter Hans Fuchs, der unter dem dunkelbraunen Mantel

gar ehrwürdig den Reigen führte, weithin funkelte die goldene Kette auf seiner Brust ... Unmittelbar hinter ihm Meister Johannes, schwarz gekleidet wie immer, heute vielleicht noch bleicher als sonst, aber aufrechten und geraden Schrittes ... Darauf die andern, den Kronern wohlbekannt und wohlgelitten ... unmittelbar hinter Honter Matthias Glatz und die andern geistlichen Herren ... Jeckel fehlte ...

Und dann begann das Amt.

Denkwürdiger Tag in der Geschichte des teutschen Volkes in Siebenbürgen!

Vieles erklang wie einst ... ja, die Ältesten im Lande erinnerten sich nicht, jemals das Volk andächtiger den Gottesdienst feiern gesehen zu haben als heute.

Deutsche Lieder schwangen sich von der Höhe des Emporiums zur Erde, und das Volk sang zum Teil mit, sie waren ihnen nicht fremd, offen und geheim hatte man sich in der Zeit der Unterdrückung darauf vorbereitet, nun sprangen die Melodien ungehemmt aus dem Herzen hervor und schlugen lichte Funken überall ...

War das ein herrlicher Moment, da man die Epistel und darauf das Evangelium in deutscher Sprache hörte, wie ein Rauschen der Zustimmung ging's durch die Menge, und langsam senkten sich die Fahnen.

Rupert hatte seine Kohlen vergeblich bereitgehalten, man bedurfte ihrer nicht; er staunte gewaltig, aber schwieg ... Immer wieder brach sich deutscher Gesang Bahn, immer wieder rang sich die heimelige Muttersprache vom Lateinischen los ... und immer herrlicher musizierten die Knaben oben, als stände der lutherische Himmel offen. Ja, gewiß, er war auch weit geöffnet, und was man drinnen erblickte, war ehrlich und deutsch. Petrus stand da als der alte, ärmliche Fischerknecht im Kleide der kleinen Leute, Matthäus saß am Zoll, Maria flickte wie eine deutsche Mutter Wäsche

. . . wie ein Rauschen der Zustimmung ging's durch die Menge . . .

für ihren Säugling, und Josef sann eben darüber nach, wie er die Sorgen vom Hause verscheuchen solle ... Der Himmel, der sich hier vor den begeisterten Kronstädtern auftat, war nicht mehr in den Märchenglanz und das Zauberlicht getaucht wie einst, da für die Menschen der Papst als der Stellvertreter Gottes auf Erden galt und in einem Wunderschlosse wohnte, sondern stellte das Widerspiel irdischer deutscher Gesinnung vor voll Einfalt und Schlichte, wie es von unsern deutschen Malern oft und mit frommer Inbrunst nach dem Leben gemalt worden ist. Auch die schimmernde Schar der Heiligen, die nach Honters Gebot auf einmal den Himmel hatten verlassen müssen, fand sich wieder ein, wenn auch nicht mit Goldmänteln und Bischofmützen angetan, sondern mit Werkzeug und Schurzfell gerüstet wie zur Arbeit, als seien sie selber ebensolch kleine Bürger der ehrwürdigen Stadt Kronen wie der lange Klaus und Krespel. Solches gefiel der Menge wohl und der Rat hatte das Richtige getroffen, wenn er jetzt einmal alle Unterschiede des Standes unbeachtet ließ und dem Volke reichte, wessen das Volk nötig hatte. Nach dem Evangel aber trat Herr Glatz auf die oberste Stufe des Altars und sprach:

„Ihr lieben deutschen Männer und Frauen aus Kronen! Die Zeit ist kommen, da der Herr zu uns durch sein heiliges Wort gesprochen hat: Mache dich auf, werde Licht! Denn dein Licht kommt und die Herrlichkeit des Herrn geht auf über dir! Darauf haben unsere Väter gehoffet und w i r dürfen's tun ... Eine neue Kirche ist da, den Himmel aufzureißen und das Alte, Vergangene abzutun.

Wes sollen wir uns getrösten in dieser Zeit der Not und Trauer? Vor uns und hinter uns das Verderben; denn wir sind weitab gelegen von dem lieben teutschen Reich, da man spricht unsere fromme Muttersprach, sind umfangen von frembden Völkern, die's nit immer gar wohl meinen mit uns, und wären wir nit in Gottes sonderlicher Hut, ich mein, wir wären schon längst verdorben vor

Angst und Not. Da sich aber der Sachs getraut, sich auf sein eigen Schwert zu verlassen und nit zu zagen, selbst hier am Ende der Christenheit, so wollen wir mit Gottes Hilfe unsere Sach selbst in die Hand nehmen, so uns unser Herz also dränget in Stücken des Glaubens. Haben's auch seit altersher so gehalten, daß wir uns nit besprachen mit frembdem Fleisch und Blut, außer mit unsern lieben Stammesgenossen in der Universität unseres Volkes in der Haupt- und Hermannstadt. Weil aber so viele berühmte Städte in des Römischen Kaisers Landen gar hochherzig die neue lutherische Ordnung aufgenommen und nit gezaget haben vor dem Fürsten dieser Welt, welcher in Rom sitzet, so wollen wir's in Gottes Namen einst auch verantworten nit allein vor unserer Seelen Seligkeit, sondern auch vor unserer Königin Isabellas Majestät und dem Herrn Kanzler. Vom Fürsten der Moldau Petru Rareſch haben wir's schon mündlich erlanget. Auch ist uns zugeflossen sichere Kunde, daß im Heiligen Deutschen Reich ist endlich Frieden geworden zwischen Papisten und Lutheranern auf dem Reichstag zu Regensburg. Also, daß selbst die Papisten bei uns nit Ursach haben, uns zu verdammen, sondern sollen in Ehrbarkeit unsere lieben Gesellen bleiben. Ist jedoch zu halten, daß unter unsern Bürgergenossen kaum einer sein wird, der den Entschluß unseres Rates nit sollte billigen.

So wollen wir's denn tun und uns nit fürchten, sondern von heut ab fromm, schlicht und teutsch-evangelisch sein ..."

Da die Orgel schwieg, erscholl brausender Zuruf und jubelnde Zustimmung von allem Volk. „Ja! Ja! So soll's sein!" hörte man die Männer rufen ... „Ja! ... Ja!" bis in die weitesten Ecken des Doms, und selbst die steinernen Grabbilder der längst verstorbenen Ahnen nickten leise mit.

Matthias Glatz barg in seinem Innern eine heißblütige Seele. Es war ihm schwer, ruhig zu bleiben, wenn große Dinge behandelt wurden, deshalb war er nahe daran, seinen Freudentränen freien

Lauf zu lassen und aufzuschreien mit den andern, wenn er nicht an Herrn Johannes Honterus gedacht hätte und ihn drüben in seinem Gestühle sitzen gesehen hätte, ruhig — geheimnisvoll — würdig ... Es schien, als sänne der Meister vor sich hin und lausche in allem Lärme dem Raunen einer andern Welt.

Und als sich die Fahnen senkten und die Zünfte mit ihren Heilrufen nicht zurückblieben, setzten die Schüler auf der Empore mit dem „Te deum laudamus" ein. Brausend, von allen Tromben und Zinken geleitet, schwoll der Gesang zu siegesgewisser Höhe ... mächtig floß das Tonmeer heim in die offenen Herzen.

Jauchzend antworteten die Bürger.

Als die Wogen der Erregung langsam abebbten, trat der Stadtrichter Hans Fuchs vor die Stufen des Altars. Auch er war sichtlich bewegt, hielt aber tapfer an sich und sagte:

„Da mit heutigem Tage die christliche Freiheit unserer lieben Vaterstadt ihren Anfang genommen hat, ist es der Wille einer verehrlichen Obrigkeit, daß wir von nun an ledig sein sollen aller Fessel von Stuel und Bischof zu Rom, zu Gran und zu Weißenburg, auch ledig der Herrschaft der römischen Kirche. Wir tun von nun an in unserer Kirchen, was uns gefällt, und werden niemand um Rat fragen, außer unsere Stammesgenossen im Reiche. Deshalb seien abgetan die Winkelmeß, die unfrommen Kanones, sei abgetan alles Gaukelwerk der Sinne, damit man abergläubische Seelen fängt, abgetan sei alle Möncherei und alle böse Priesterherrschaft über die Seelen, dagegen sei eingeführt die Reichung des wahren Leibes unter der Gestalt des Brotes u n d des Weines, wie es der Herr verordnet hat, alles ehrbarlich und fein teutsch, wie es sich für eine gute Stadt Kronen geziemt, nach dem Muster vieler berühmter Städte."

Wieder sangen sie ein Lied mit herzhaften Stimmen, wieder brauste die Orgel darein und alle Herzen jauchzeten.

Endlich hob Johannes Fuchs eine Handschrift in die Höhe,

damit alles Volk sie sehe, und winkte mit der Hand; da schwiegen sie stille und horchten:

„Damit aber dies alles fein züchtig und in Ordnung geschehe, habe ich unsern ehrsamen Herrn Ratsmann Meister Johannes Honterus gebeten, uns eine Ordnung zu schreiben, darnach die Erneuerung vollzogen werden muß, nicht wie es jeder einzelnen Person einfällt oder gar gelüstet, sondern wohlgeordnet und für das ganze Burzenland, unserer lieben Heimat, in gleicher Weis. Hier seht ihr das Büchlein."

Neuerlich erscholl Zustimmung durch die weite Halle der Kirche, und jedermann blickte in das Gestühl, wo Honter noch immer etwas gebückt und still dem Vorgange lauschte. Leicht nickte er mit dem Haupte. Es war bei der Feier nicht vorgesehen, daß Meister Johannes irgendwie in Erscheinung treten solle, er hatte es abgelehnt, als ihn die Schüler und Lektoren dazu drängen wollten. Er, Meister Johannes, blieb bescheiden im Hintergrunde, obwohl ganz Kronen wußte, daß *seines* Geistes Arbeit hier in Erscheinung trat.

Da hielt es Herrn Glatz nicht länger. Mit eifervoller Gebärde trat er nochmals auf den Meister zu, um ihn mit lebhaften Winken vor die Stufen des Altars zu locken, damit er dort die Huldigung des Volkes empfänge, die eher ihm gebühre als dem Stadtrichter. Honter aber winkte mit der Rechten ablehnend, ja, selbst ein feuriger Kniefall des Herrn Glatz bewog ihn nicht zur Änderung seiner Haltung. Wenige sahen dies stumme Spiel, aber wer es sah, erkannte des Meisters demütige Zurückhaltung.

Endlich erhielt Herr Lukas Griengras den Auftrag, das Reformationsbüchlein Honters vorzulesen. Griengras war nur wider seinen Willen zu dieser Aufgabe bestellt worden. Es fiel ihm sauer, sich unter Honter zu demütigen, doch fühlte er im Augenblick die Größe der Stunde und wuchs förmlich über sich hinaus. Stolz, ein klein wenig lächelnd, hob er mit lauter Stimme an. Und sie

hörten ... hörten in schlichtem, ebenmäßigem Deutsch, was ihre eignen Herzen bewegte, wiedergegeben in Worten und Wendungen, die ihnen geläufig waren, worauf sie längst immer wieder gehofft hatten, ja, nun war's in Erfüllung gegangen, und statt der ununterbrochenen Weihrauchwolke, die den buntbebilderten Altar sonst umschwebt hatte, erhob sich das deutsche Wort Gottes zur Höhe. Sie wußten, daß Meister Johannes das Gemüt der Stadt in seinem eignen Herzen verborgen trug, und es stieg ihnen allen eine heiße Verehrung zu ihm empor. Patrizier und Bürger, Handwerker und Geselle, sie alle lauschten ... lauschten ... nun war es da ... nun war es geschehn ... Ei, wie fein stand da geschrieben über alle Sorgen und Nöte! Richtig! So hatten sie auch gemeint ... „Deshalb glauben wir nicht, es zulassen zu sollen, daß nach dem Mißglauben der Väter solche Partikel nach unnützer Konsekration zum Unglauben und Ärgernis irgendwo eingeschlossen und damit irgendeine heilige Handlung vorgenommen werden solle. Denn Christus hat gesagt: ‚Nehmet! Esset!', nicht aber, legt es beiseite, verschließt es und tragt es herum spazieren!"

Und als Herr Lukas Griengras gar über die Schulen folgendes las: „Wie bei der Pflege von Gärten ununterbrochen neue Pflänzlein zugerichtet werden müssen, damit, wenn der Schnitter Tod die älteren abberuft, alsogleich neue an ihre Stelle treten können, haben auch unsere Väter zur Erhaltung der Religion vor allem eine Unterweisung der Jugend für nötig gehalten, die zum allgemeinen Nutzen der Gemeinwesen erzogen, Dienste in der Kirche ordentlich verrichten können ...", da schoß den meisten Frauen und Männern das Wasser in die Augen. Es waren *ihre* Kinder, über die da gehandelt wurde, *ihre* Lieblinge, denen die Zukunft gehörte ... Werden sie wohl das Erbe der Tage würdig weiterleiten bis an die fernen Enkel ...? Werden sie gedenken jener Großtat der Väter, die in heißem Ringen um ihr Volk die gegenwärtige Stunde herbeigesehnt haben?

Er, Meister Johannes, blieb bescheiden im Hintergrunde

Weiter und weiter erscholl es aus dem Munde des Stadtschreibers, wie ein wohltuender Quell, dessen heiliges Naß Balsam war für die erregten Menschen. Nach soviel Elend, soviel Kampf und Streit, Not und Tod — endlich eine Stunde des Trostes.

Sie war schwer genug errungen.

Alle hatten sich erhoben; als die letzten Worte verklungen waren, trat Herr Hans Fuchs neben den Stadtschreiber und winkte mit der Hand, daß sie mögen noch eine Weile Ruhe bewahren, denn er habe noch einiges vorzubringen. Nun, da seine Augen von unbändiger Freude und innerem Glanze leuchteten, spürten wohl die Volksgenossen, daß der Tag gekommen sei, für den er Zeit seines Lebens gekämpft hatte. Den Ferdinandus hatten sie trotz aller Mühe nicht zum Fürsten Siebenbürgens machen können; waren darüber fast zerschellt, aber den Geisteshelden Luther hatten sie nun zum Herrn gemacht über ihre Seelen, — auch er war ein deutscher Fürst ...

Und er, Hans Fuchs, war er von Aussehen und von Gestalt weniger würdevoll denn ein Fürst in seinem Stadtreiche ...? Wahrlich, niemand hätte den dunklen, fuchsfellverbrämten Mantel mit mehr Haltung zu tragen verstanden als dieser Richter einer sächsischen Stadt im blutfremden Gebiet ... Niemand vermochte hoheitsvoller und edler in seinem Glauben aufzutreten als dieser Goldschmied, seines Handwerks ehrsamer Meister, und doch Haupt einer gewaltigen Macht ...

Eine goldene Kette zierte seine Brust, der Kalpak lag lässig in seiner Hand, auf dem eine schwer smaragdene Agraffe den blendend weißen Reiherbuschen scheitelte. Sein Schwert, mit gediegenen Gold- und Silberbeschlägen geschmückt, hätte einem König keine Schande bereitet ... sein geistvolles, herb geschnittenes Angesicht ebenfalls nicht ... So stand er da und gebot:

„Auf dieses Buch wollen wir schwören, bei Luthers Lehre wollen wir halten in alle Ewigkeit. So wahr uns Gott helfe ...!"

Er hob die Eidfinger der rechten Hand und legte die Linke auf das von Griengras ihm vorgehaltene Buch Honters.

Einen Augenblick lang verharrte er in dieser Stellung, wie um den Bruchteil der Zeit recht auszukosten, und gerade in diesem Moment trat die Sonne hinter der Zinne hervor, drang durch ein Rotglas der bunten Scheibe und überflutete die erhobene Hand des Stadtrichters wie mit flammendem Blutschein. Es war ein Zeichen, als habe Gott selbst seine Einwilligung zu dem Unternehmen gegeben. Fuchs merkte nichts davon, aber die andern Ratsherren, die rings im Kreise um den Altar standen, schüttelten staunend das Haupt ... dann traten sie einzeln zur Eidesleistung heran und alle, alle ... legten willig und freudig den Schwur auf Honters Reformationsbüchlein ab, niemand zögerte, fest und klar erklang ihr Ja!

Oft senkten sich die Fahnen und immer wieder trat einer der Zunftmeister an den Altar und schwor ... auch die Hundertmannschaft durch ihren Orator ... und hinter allen denen stand Kronen, wie eine Mauer ... aus Menschenleibern gefügt ...

Als der letzte Zunftmeister die Hand gesenkt hatte, hoben von neuem die Schüler an und leiteten zum Abendmahle über.

Jetzt fiel die Entscheidung zur Tat; denn das Abendmahl in beiderlei Gestalt war in diesem Gotteshause öffentlich noch niemals gereicht worden, so flog es wie ein frommer Schauder durch die Menge, als der eine der Kapellane, vom Mesner unterstützt, den gewaltigen Humpen aus reinem Golde auf den Altar stellte, aus dem der Wein genossen werden sollte. Um dieses Kelches willen hatten einst, das wußten sie, die Hussiten zum Schwert gegriffen, um dieses Sakramentes willen wurde jeder, der den Wein genoß, von selbst ein Feind der großen alten Mutterkirche. Es gehörte Mut zu dem Schritt. Und nun sollten sie alle durch die Tat bezeugen, ob sie bei dem Wort hielten. Auch wußte man von Hermannstadt, daß noch vor kurzer Zeit eine Anfrage, ob man dort

das Abendmahl unter beiderlei Gestalt reiche, entrüstet Ablehnung erfahren hatte ... dennoch, die Kroner, sie wagten's. Aus dem heiligen Schranke der Sakristei holte man die golddurchwirkten

Kaseln. Bald war das Chorhemd angetan und in alter Pracht, wie nur einst die Väter, schritt man zur Feier.

Herr Matthias Glatz sagte ein kurzes Beichtgebet und darauf

in deutscher Sprache die Einsetzungsworte, dann erhob er nach altem Brauch die Hostie weit über das Haupt, der Menge zugewendet, schließlich goß er rotglühenden Wein in den kostbaren Kelch und tat ein zweites Mal so wie beim Brot ..., ringsum lauschte das Volk ergriffen. Rechts und links stellte man die Elemente bereit und dann erklang es: „Tretet heran ...!"

Herr Matthias Glatz bot das Brot, die beiden Magister Stephani aus Rosenau und Valentin Wagner, trotz seiner Jugend, den Wein ...

Honter schritt mit Hans Fuchs als erster zum Brote.

Er schien gebückt und unter der Last der Jahre etwas ermüdet, feierlicher Ernst glomm in seinen Augen, während Fuchs mit betonter Freudigkeit als erster den Bruch mit der römischen Kirche zu vollziehen sich geradezu ersehnte. Nichts fürchtete er, da gab's kein Bedenken noch Zögern, so nur und nicht anders konnte das deutsche Wesen dieser Gemeinde errettet werden ... Da er solches überlegte, mußte sein ganzes Wesen aufjubeln ... Honter hatte sich schwer zur Reformation entschlossen ... gewiß, er war ja der Führer im Streit der Meinungen, aber gerade deshalb haftete sein Gemüt an der Überlieferung stärker als das Fuchsens.

Unabsehbar der Zug der Abendmahlgäste ... tiefbewegt und geduldig wartend, auch all die Schar der Frauen ... manches edle Gesicht, als sei das norddeutsche Blut eben aus Flandern her in fremde Grenzlande eingewandert und nicht vor 300 Jahren ... leuchtende blaue Augen unter sanft gewellter Schleierung ... niedergeschlagene Wimpern ... Stirnen wohlgewölbt und fein gemeißelt ... reinrassig und deutsch geblieben in all den Jahren des Widerstandes ... Jungfrauen von seltenem Adel ... sie waren die Mütter der künftigen Erben und wußten nichts anders, als daß sie bleiben wollten in dem, was ihre Väter waren ... Was wunder, wenn bei aller Heiligkeit manch ein verschwiegener Liebesblick aus der antretenden Schar der Scholaren und Jünglinge

hinüberlugte unter die Locken der Mädchenstirnen; und wenn sich die Blicke trafen, schien es, als schwirre durch die Kirche ein leiser Klang, wie wenn zwei gefüllte Becher, zart aneinandergestoßen, einander zurufen.

Als alles zu Ende war, schien es den meisten, als sei alles dies nur ein Traum gewesen ... Eines wußten sie aber alle, jetzt gab es kein Zurück mehr, jetzt mußte man auf den äußersten Kampf gefaßt sein, denn Martinuzzi ließ mit sich nicht spaßen. Dieser dämonische Mann, der alle Fäden der Staatskunst in seinen Händen vereinte, war der gefährlichste Gegner, denn gegen ihn konnte man keine Heere ausrüsten, keine Geschütze gießen ... sein Geschick auf dem Gebiete des Geistes holte bei allen Gegnern immer wieder auf und war eine Macht für sich ... Doch die Kroner wollten es nicht anders. Die Größe der Verantwortung machte ihren Widerstand erstarken ... Mußte man kämpfen, wohl ... dann sollte gekämpft werden, bis zum letzten Blutstropfen ... bis zum letzten Mann ... bis um das letzte Geschütz ... sie waren bereit ...

Langsam verließ die Menge den Dom.

Vom Turme her erklang das große Geläute in vollem Fünfklang der Glocken ... festlich und feierlich drang es über den Wald in die Höhe und in die Breite ...

Die Männer verweilten noch einen kurzen Augenblick und umringten Meister Johannes, den großen, den klugen ... dazu Stadtrichter Fuchs, um ihm die Hand zu schütteln, die Frauen aber bewegten sich einzeln und in Gruppen von Grab zu Grab ... die im Freithof um den Dom aufgeschichtet lagen. Wer aus dem Deutschen Reiche unversehens unter diese verschiedenen Frauengruppen getreten wäre, hätte wohl kaum einen Unterschied machen können zwischen der Tracht in Nürnberg und der zu Kronen ... Die Frauen hielten es mit der deutschen Anmut, während sich bei der Männerkleidung schon hie und da eine unbewußte Anlehnung an die Kleidertracht der Slawen und Magyaren zeigte ... Die

Frauen bekränzten mit zarten Händen manchen Leichenstein und gedachten im Gebet der Ahnen, die diesen Tag nicht mitfeiern durften.

*

Als Herr Fuchs einige Zeit später sein Haus in der Nähe des Goldschmiedzwingers betrat, öffnete ihm sein Weib lächelnd die Türe:

„Der Segen dieses Tages ist nicht ohne Frucht geblieben für unser Haus ...", sagte sie, „ich will dir ein Paar vorstellen, das deinen väterlichen Segen erflehen möchte ..."

Herr Fuchs trat in den festlich geschmückten Speiseraum ein und fand Treschi und Ladislaus darin. Beide hielten sich an der Hand und versuchten zu reden ... wagten es aber aus Scheu vor dem Hausherrn nicht ...

„Ei, was soll das heißen ... Ladislaus?" fragte scherzhaft der Meister ... „Für einen Mönch ziemt sich solche Haltung nicht ... Wie soll ich das auslegen?"

„Dergestalt, Herr", antwortete jener, „daß ich die Möncherei habe fahren lassen und begehre diese da, meine **falumbeli** (aus gleichem Dorf) zu rechter evangelischer Ehe ... bitt Euch, verwehrt uns die Einwilligung nicht!"

„Recht habt ihr beide ... so will's Gott und nicht anders! Werdet ein Paar und wenn's euch recht ist, will ich auch eine Herberge einrichten lassen, hier im Hause oder, wenn's euch lieber gefällt, im Biengarten, allwo ihr meine rechten Pächtersleute bleiben könnt, solange es euch gefällt ..."

Da sanken beide in die Knie und er machte über ihren Häuptern das Kreuzeszeichen. So war der erste Tag nach der Reformation mit Jubel beschlossen.

*

Frater Jörgs Eifer

Der Kanzler Georg Utjessenowitsch-Martinuzzi schritt in seinem Zimmer unruhig auf und ab. Ihn fröstelte trotz des warmen Sommertages. Immer wenn die Fragen der Reformation sein Haupt bewegten, lief ein kalter Schauer über seinen Rücken. Seit seiner Jugend her, da ihn der brennende Ehrgeiz oft wie ein Fieber schüttelte, war es stets so gewesen, und es war von ihm nicht gewichen.

Ihm war gemeldet worden, daß Kronen zu Luthers Lehre gewichen war. Er hatte längst geahnt, daß diese Deutschen nicht mehr aufzuhalten seien, hatte sich aber immer wieder selbst beschwichtigt und gemeint, sie würden sich vor dem letzten Schritte scheuen, ja, eine gewisse innere Stimme redete ihm ein, daß dieser geheimnisvolle Meister Johannes, der sich früher immer als einen guten Katholiken bezeichnet hatte, dem Abfall seines Volkes entgegentreten werde; aber das Gegenteil war geschehn, der kluge und berechnende Gelehrte hatte sich, so schien es, von dem Taumel der Massen mitreißen lassen und war zu ihrem Führer geworden ... Honter ein Reformator ...? Unmöglich ...! Undenkbar für Martinuzzi ... wenn er es nicht von sichern Boten erfahren hätte; so aber mußte es wirklich geschehen sein ...

Wie seltsam doch dieses Land!

Er, Martinuzzi, saß nun schon seit Jahrzehnten hier und regierte mit aller Kunst die Völker dieses Hochlandes ... all seine Klugheit aber reichte nicht aus, um das Wesen der Menschen hier ganz zu erfassen, die ihn umgaben.

Auch Honter war für ihn solch ein Rätsel, unberechenbar und deshalb zu fürchten ...

Da, mit einem Ruck ermannte sich der Mönch ... Wer hatte

es je erlebt, daß Frater Jörg nachgebe, oder gar strauchle ...? Ferdinand, des Römischen Reiches König, hatte seine Macht fühlen müssen ... der gute König Hans war eine Schachbrettfigur in seinen Berechnungen, und dieser dürre Sachse, der weltfremde Buchdrucker, wagte es, sich ihm entgegenzustellen? Nein ... solches durfte nicht geschehen ... noch hatte er die Macht, noch konnte er aus dem Wege räumen, was ihm nicht paßte.

Siebenbürgen birgt in dem Innern seiner Berge Gold.

Schon in der Frühzeit der Perser hatten die Agathyrsen mit dem gelben Edelmetall alle Nachbarländer versehen ... Neben diesen Schätzen an Gold mochten aber in der siebenbürgischen Erde andere, unbekannte Kräfte verborgen sein, die zum Teil als nie versiegende Heilquellen an die Oberfläche drangen, zum Teil als bittere Dünste in Erdhöhlen und Klüften alles Getier zum Tode verurteilten, das in ihren Bannkreis geriet. Erdpech gewannen sie am Südabhange der Karpaten. Hatte bei alledem der Teufel die Hand im Spiel, daß man auch die Menschen dieses Landes so schwer lenken konnte? Wohlan, dem Teufel konnte man nur mit teuflischen Waffen beikommen! Wir wollen sehn, ob Frater Jörg sich schon aller Mittel entblößt hat, um die hoffärtigen Kroner klein zu machen ...

Becse trat ein und kündigte den Domherrn Tomori an.

„Er sei willkommen ..."

Tomori war seit des Bischofs Tode in höhere Würden gerückt. Noch konnte der Bischofsstuhl nicht besetzt werden, denn Isabella saß im Palaste des verstorbenen Kirchenfürsten und ließ alle Pfründen und Zehnten in die ewig hungrige Börse der Staatskasse fließen. Woher sollte ein neuer Bischof die Kosten der Hofhaltung nehmen? Wo sollte er wohnen, wenn eben zur Stunde die Königin in seinen Zimmern und Kammern Hof hielt und Martinuzzi mit geschlossenen Händen über das Gold des Landes wachte?

„Nun denn, Herr Tomori, Ihr wisset schon Bescheid ... blicket so jämmerlich nicht drein, als habe ein Rabe Euren goldnen Fingerring gestohlen."

„Die Sachsen sind lutherisch geworden ... das ist zuviel für dies Land, wir werden's nicht verdauen ... es geht um unser ganzes Sein!!"

„Ich weiß es. Dennoch, jetzt heißt es kühl überlegen. Wozu haben wir Schwerter? Wozu gehört uns die Macht, wenn wir sie nicht einsetzen?"

„Um des Gekreuzigten willen, Herr Kanzler ... keinen Krieg im Innern ... wir haben genug gelitten ..." Der Domherr erhob beschwörend die Rechte.

Ein verstehendes, grausames Lächeln gleitet über Martinuzzis Antlitz, nur einen Augenblick lang, dann senkt sich seine Stirn und er schaut wie weltverloren zum Fenster hinaus.

„Wer redet von Krieg und Kriegsgeschrei, Tomori ...? Habt Ihr je erlebt, daß Frater Georgius durch Kanonenschüsse verhandelt ...? Törichter Mann, dessen letzte Antwort das Stück brennenden Zunders vor dem Bleirohr ist ...! Es gibt andere Mittel ... Wir werden die Kroner Aufrührer vor den Landtag rufen, werden ihnen den Prozeß machen und sie verurteilen lassen ..."

„Und die Macht, die den Vollzug der Strafe sichert ...?"

„Ist die allbekannte Zwietracht im Lande Siebenbürgen ... Ich kenne diese Leute ... wie oft habe ich's erlebt! Hat Kronen ja gesagt, wird Hermannstadt nein sagen ... Fallen die einen an Ferdinand, halten's die andern mit Hans ... Ich sitze zu lange schon hier am Steuer, um nicht zu wissen, wie sehr sie sich untereinander nichts gönnen ..."

„Ich aber glaube, daß hier Eure Einsicht über die Wirkung der Reformation zu kurz geraten ist ... Hier geht es nicht um Macht, Geld oder Gut ..."

„Hört mir mit Euren Unkenrufen auf, Herr Domkapitular ...

alles Ringen geht immer nur um Geld und Gut ... um Besitz aus Habgier ... um das leidige Geschäft. Ginge es um bessere Dinge im Leben, bei Gott, ich hätte etwas davon während meiner Regierung erfahren müssen ... Auch jetzt wird es nicht anders sein, daß die Kroner auf das Gold in ihren eignen Kirchen neidisch sind, daß sie lüstern sind auf die Edelsteine im Kleide der Muttergottes von Brassó (Kronstadt) ... Doch wozu gebiert unsere Erde in Siebenbürgen noch immer die Fülle des köstlichen Goldes? Ich bin überzeugt, sie lassen sich um Goldesbeute fangen ... diese deutschen Krämer und Handelsfilze."

„Sie werden es nicht tun!" Tomori redet bestimmt und wohlüberlegt.

„Dann wird sich das siebenbürgische Gold gegen sie wenden, dann kaufen wir andre Fäuste, die derb zugreifen, wenn man ihnen Dukaten zu riechen gibt ...!" Die schmalen Hände des Kirchenfürsten legen sich unwillkürlich um den Dolch, der als Zierstück auf dem großen Tische ruht ... dann wirft er ihn gleichgültig lächelnd von sich ... Tomori hat verstanden ... ihm graut vor dem Meister im Gewande des Pauliner Mönches.

Martinuzzi ist ruhiger geworden: „Ich gestehe, daß wir selbst viel verschuldet haben und einst vor Gottes Richterstuhl dafür gewiß büßen werden ... Statilio ist tot, sein Leben war im Dunst des Weines ertrunken ... wir müssen büßen ... was er gesündigt hat ... Das gebe ich zu ... aber ebenso richtig ist es, daß die politische Einheit unseres Landes gefährdet ist, wenn die Sachsen unter die Lutheraner gehn ... also Kampf bis aufs Messer ..."

„Ich werde Eures Winkes gern gewärtig sein." Dann verabschiedet sich Tomori und läßt den Kardinal allein ...

Martinuzzi sieht, daß die Auseinandersetzung mit den Deutschen die entscheidende Frage seines Lebens wird.

Und die Königin ...? Die schöne Königin ...?

Ein Diener bittet den Mönch zu seiner Herrin. Er weiß, daß es heute gilt, die Absicht durchzusetzen, die eigentlich der Herrin zuwider ist, aber das Wohl der Kirche geht voran.

Während der Kanzler und Mönch durch die Flucht der Gänge schreitet, geduckt, lautlos dahinschwebend, stößt er auf Adrian Wolfhardt, der eben von der Herrin kommt. Beide Männer strecken sich empor, als sie einander erblicken, der Sachse aber, der Vikar des Bischof Statilio, faßt sich zuerst und bietet Martinuzzi die Hand. Sie wird umfangen und eine Zeitlang festgehalten ...

„Adrian", redet Martinuzzi lateinisch, „mußte es so weit kommen? — Deine Landsleute fielen ab ..."

Adrians Blick wird unsicher. Er sucht seine innere Stimme zu überwinden, die ihm eingibt, daß seine sächsischen Landsleute das Rechte taten. „Sie halten doch nur die Messe deutsch, das ist noch kein Abfall!"

„Doch, es ist Abfall — — Apostasie", stürmt es aus Martinuzzi.

„Ich sah es längst kommen ..."

„Ich auch, aber nun heißt es handeln ...!"

„Du wirst sie nicht zwingen ..."

„Ich werde tun, was geschehn muß ..."

Weiter schreiten die beiden Männer aneinander vorüber, ihren Zielen entgegen. Als Adrian Wolfhardt außer Sichtweite ist, erhebt Martinuzzi in einer abwehrenden Gebärde seine Linke und fährt im Zeichen des Anagramms, wie bei einer Teufelsbeschwörung, durch die Luft. Dieser ungelenke Sachse als Verwalter des verwaisten Bischofssitzes ...! Fort mit ihm! Er hielt es wohl auch mit den Lutherischen ... Auch für dich wird ein Kräutlein wachsen ... Auch für deine Sinne gibt es ein ewiges Schlaftränklein ...

Die Königin empfängt den Kanzler mit leichtem Lächeln, denn

zu ihren Füßen sitzt wieder der häßliche Lautenschläger, halb Hofnarr, halb Vertrauter ...

Martinuzzi wartet, bis der häßliche Geselle die Kammer verlassen hatte, doch winkt ihm die Herrin, zu bleiben. Da sprühen Martinuzzis Augen Blitze, er spricht kein Wort und wartet trotz der Aufforderung der Königin mit dem Vortrag. Da versteht Bakfark und enteilt. Noch vor der Türe prallen die haßerfüllten Blicke des Künstlers mit denen des Mönches zusammen. Dann ist Isabella mit gerunzelter Stirne allein vor Frater Jörg.

„Was wollt Ihr?" herrscht sie ihn an.

„Eure Majestät haben befohlen, einen Bericht zu empfangen über die abgefallenen Kroner. Hier ..." Er bot einen umfangreichen Akt, der seine Vorschläge enthielt.

„Ich habe keine Lust, mir die Augen zu verderben; sagt geschwinde, was Ihr vorschlagt ..."

„Den Tod des Honters ...", erwiderte Martinuzzi kalt.

Erst schien es, als habe die Herrin nicht recht verstanden, dann fuhr sie vor Ärger fast außer Atem hoch und trat dicht an den Kanzler heran. „Hüte dich, Mönch ...! Einmal reißt meine Geduld ...", zischte sie, kaum hörbar, nur für den Kanzler deutlich, ihm ins Angesicht ... „Es ist nicht das erste Mal, daß du immer wieder nach meinem Herzen zielst und es verletzt ... Honter gehört mir. Daß du's weißt ...!"

Martinuzzi war keinen Schritt gewichen. Er kannte die leidenschaftlichen Ausbrüche seiner Herrin und wußte, daß sie nur mit völliger Ruhe und Festigkeit zu bannen waren.

Langsam neigte er das Haupt, man konnte es auslegen, als habe er seine Zustimmung gegeben, aber es war auch, als schüttle er sich wie nach einem erwarteten Platzregen.

„Wir müssen einen andern Ausweg suchen, Majestät, sie werden uns aber doch Ferdinand verraten ... und Hochverräter gehören an den Galgen." Langsam hatte er jedes Wort betont, denn

er wußte, daß die Erwähnung Ferdinands die Königin stets gefügig stimmte. Martinuzzi allein konnte die Pläne des Habsburgers durchkreuzen, das wußte Isabella ... so war ihr dieser Kroate unentbehrlich geworden. Die Königin schweigt.

Dann sagt sie leise:

„Honter darf nicht sterben; so versteht doch, Martinuzzi, er war mein vertrauter Lehrer und Freund ... Ihr seid doch sonst so geschickt, Herr Kanzler, sucht einen leichteren Weg, um zum Ziele zu kommen ..."

„Wir werden den Weg des geraden Rechtes gehen, Majestät, damit niemand sage, wir hätten die Verfassung gebrochen, — wir werden einen Landtag einberufen, werden tun, was Kaiser Karl der Fünfte mit Luther in Worms tat, nicht mehr und nicht weniger ... Das ist ein Plan, der Euren Honter ins Unrecht setzt und seiner Geschicklichkeit, zu entkommen, freie Bahn bietet ..."

Isabella verstand ... Honter sollte erst vor dem Landtag ins Unrecht gesetzt werden, um dann dem Meuchelmorde zum Opfer zu fallen. Doch auch die Königin war gewohnt, den Ränken des Staatskanzlers ihre eignen Weiberlisten entgegenzusetzen. Mochte er seine Fäden fein spinnen, sie wollte noch feinere ersinnen ...

„Gut, Herr Kanzler, ich sehe ein, daß es Honter vorerst nicht ans Leben geht ... wir werden einen Landtag einberufen und das Urteil unserer getreuen Stände abwarten ... Schließlich", fügte sie ironisch lächelnd hinzu, „könnte der Landtag einen anderen Verlauf nehmen, als Ihr ihn Euch vorstellt ..."

Martinuzzi wußte genug. Der Landtag mußte zur Kraftprobe zwischen dem Kanzler und seiner Königin werden. An Meister Johannes hielt Isabella eine rätselhafte Macht gefesselt, an der die Politik des Mönches zu scheitern drohte. Hier spürte er deutlich die Grenzen, die ihm gesetzt waren; indem er die Herrin mit ehrfürchtigem Gruße verließ, war ihm wieder, als träte zum ersten Male in sein Leben ein Gefühl grenzenloser Ohnmacht. Vor den

Schwertern der deutschen Landsknechte war er nicht gewichen, Heldentugenden besaßen auch andere Völker; der Überzeugungskraft des deutschen Geistes aber schienen seine Bemühungen nicht gewachsen. Und doch!

Es galt feinere Listen zu ersinnen, nach drei Fronten zu kämpfen und obzusiegen ... Eigentlich war es eine Lust, dergestalt seine Kräfte zu regen, als gelte es, ein Turnier oder eine Geistesschlacht an einer Akademie ... Nein, er wollte nicht weichen ... Innerlich frohlockte er trotz aller seltsamen Ahnungen, die seine Seele von neuem umdüsterten.

Wenige Stunden später fertigte er einen Brief ab an seinen Freund Kendefi ... jetzt müsse alles aufgewendet werden, um der Zwietracht im Lande entgegenzutreten ... nur keine Protestanten ... lieber das Joch des Kaisers ... lieber den Sultan samt seinem Harem über das Land, als Protestanten zu Untertanen. Drohender als sonst wüchse die Gefahr empor, denn Kronen hatte ein gewaltiges Wort gesprochen — schreckhaft und unheilvoll ...

*

Hieronymus Ostermayer schrieb in sein Chronikon:

„Eodem anno (1542) hat man angefangen, evangelische Meß zu halten in der Croner Kirch, und die papistische weggeschafft. Gott und seinem heiligen Namen zu Ehren. Amen!

Item hat Herr Johannes Fuchs durch den hocherleuchteten und recht gelehrten Mann Magistrum Joannem Honterum die Reformation der Kirchen aufgericht in Burzenland und im Druck lassen ausgehen. Dieses ist dem Herrn Schatzmeister Martinuzzi hart zuwider. Gott der Allmächtige aber wolle wider all Toben und Wüten dies angezündete wahre Licht uns und unsern Nachkömmlingen gnädiglich erhalten und bis in Ewigkeit uns scheinen lassen. Amen!"

Gewiß, das Wüten und Toben war losgegangen, als in den Tagen nach der ersten Messe teutsch in Kronen sich die Herren Ratsleute aufmachten und im ganzen Burzenlande überall in den Dörfern eine Visitation hielten, bei welcher alle römischen Sitten und Bräuche sowie Zeremonien abgeschafft wurden und die deutsche Sprache im Gebiet eingesetzt wurde ...

Solches Geschehen schoß wie ein Lauffeuer durch alle deutschen Gaue und forderte alle Geister vor die Schranken. Rumeser, der Stadtpfarrer von Hermannstadt, erschrak, und der Bürgermeister Petrus Haller lachte laut und zustimmend zu dem kühnen Schritt der Kronstädter. Ja, ja, das war wieder solche eine „Kroner" Sache ... nichts reden, und dann auf einmal dreinfahren ... keine Obrigkeit fragen und doch zupacken ... das sah den Herren im Zinnental ähnlich, da mußten die Hermannstädter wieder zugeben, daß sich Hans Fuchs tüchtig gerüstet hatte samt seinem gelehrten Herrn Honter und dem zornmütigen Herrn Stadtpfarrer Jeckel ... Da saßen sie nun, die Hermannstädter, mit ihrem fürsichtigen Herrn Rumeser, der der klügste von allen Pfaffen zu sein wähnte und doch in zweiter Reihe auf dem Ziegenbock ritt, während die Kroner vorwärts stürmten ...

Eigentlich sollte man den kecken Burzenländern einmal eins auf die Finger pfeffern ..., aber schließlich, sie meinten es gut, und es wird sich nun zum Segen für die ganze Nation auswachsen ... Wenn nur Rumeser ... nicht wieder angstvoll daneben herläuft ... in bester Absicht natürlich.

Rumeser aber sann und grübelte ... er war den Kroner Freunden nicht neidisch gesinnt, jedoch man konnte nicht wissen, ob sie alles recht angefaßt hätten.

Es gab doch eine größere Autorität als Honter, und diese war Luther selbst, also schien es klar, daß man den großen deutschen Gelehrten des Mutterlandes höchstpersönlich fragen müsse, was er zu den Vorgängen in Kronstadt meine, denn, so versicherte ein

arglistiges Gerücht, Meister Johannes hänge den Schweizer Lehren gar zu sehr an ... die Schweizer seien in Wittenberg nicht eben wohl angesehen ... folglich: wer konnte wissen, was sich daraus ergab? Ja, so wollte es Rumeser machen und dann mit dem Briefe Luthers mitten in die geistliche Universität hereintreten und sprechen: Da ... seht ...! Luthers eigne Reformatio ... die gilt mehr denn Honters Schrift. Wir Hermannstädter wollen alle Erneuerung geradeaus von Martin Luther selbst beziehen.

Es war sonst alles klüglich und unantastbar ersonnen, nur roch das Ding leicht nach Neid.

Lange warteten die Hermannstädter Pfaffen auf Luthers Antwort, endlich kam sie und lautete in deutscher Übersetzung folgendermaßen:

„Dem Hochwürdigen Herrn, Herrn Matthias Rumeser, dem Pastor von Hermannstadt und Dechanten des gleichnamigen Kapitels, meinem hochberühmten Bruder.

Gnade und Friede im Herrn!

Es hat mir Dein Bote, lieber Matthias, mitsamt Deinen Briefen hierher gebracht das Reformationsbüchlein der Kirche zu Kronstadt und des ganzen Burzenlandes, welches zu Kronen in Druck gelegt worden ist. Dasselbe habe ich Dir wollen schicken, aber der Bote sagte, es wären bei Euch genug Exemplare davon erhalten, und wollte, ich solle es bei mir behalten. Denn alles, was Du von mir begehrst, wirst Du in diesem Buche viel besser finden, als ich es schreiben kann, denn es hat mir über die Maßen sehr wohl gefallen, wie es so weislich, rein und treulich geschrieben ist. Deshalb lies Du dies Büchlein und beratschlage Dich mit den Dienern der Kirche zu Kronstadt, diese werden Dir sehr nützliche Mitgehilfen sein bei der Reformation Deiner Kirche. Denn sie haben die Form unserer Kirche fleißig behalten in dem Büch-

lein, zu dem und zu denen ich Dich hiemit will gewiesen haben ... Der Herr schenke Dir die beste Gesundheit und gehab Dich wohl. Amen. Dein Martinus Doktor Luther." —

Ja, so lautete der Brief, und Matthias zuckte nicht wenig zusammen, als er den Wortlaut nach wiederholtem Lesen endlich begriff. Es war also nicht zu umgehn, daß der Dekan und Stadtpfarrer von Hermannstadt, der Hauptstadt des Landes und der edelsten Blüte der Städte, bei diesem humanistischen Buchdrucker in die Lehre ging und sich von ihm sagen lassen mußte, was zu tun sei. Unserem Rumeser war unwohl bei dem Gedanken, und fast wäre er zu Herrn Petrus Haller gelaufen, um ihm die unerwartete Demütigung mitzuteilen, als ihm noch rechtzeitig einfiel, wie wenig er mit diesem Gange ausrichtete, denn Petrus Haller trug ein stolzes, höhnisches Haupt gegen ihn, den Stadtpfarrer, und Georg Huet, des Bürgermeisters rechte Hand, nicht minder ... Man mußte also schlucken und in sich hineinfressen, was einem den Ärger schier zu den Augen heraustreten ließ ...

Was steckte in diesem humanistischen Buchdrucker für ein Geist, daß selbst der größte aller Deutschen, Herr Doktor Martinus Luther, der Gottesgelehrsamkeit klügster Meister, vor Honters Buch Ehrfurcht hatte und ihm willig folgte. Entweder hatte Honter die schweizerische Gelehrsamkeit so sehr in sich verborgen, daß es die Herren in Wittenberg nicht merkten, oder, was viel wahrscheinlicher war, Honter war allmählich ins Lager Luthers übergegangen ... Nun denn, alle Sachsen wollten ihm gerne folgen. Alles, alles mußte in Einigkeit geschehen, wenn die deutsche Nation in Siebenbürgen nicht verderben wollte ... Und Rumeser tat, was seinem deutschen Herzen allein entsprochen, er bezwang sich und schrieb an Honter, verbarg ihm auch nicht, was Martin Luther selbst geschrieben hatte, und demütigte sich vor Meister Johannes.

Wie ein Donnergrollen traf in die Verhandlungen über den rüstigen Fortschritt der Reformation in Kronen die Ausschreibung des Landtages.

Der Stadtrichter Johannes Fuchs wußte gar bald, wem die Zurüstung in Weißenburg galt. Martinuzzi hatte jede Scheu abgelegt und hielt mit Verwünschungen und Drohungen nicht zurück ...

Die Schlange der Zwietracht im Glauben, so hieß es, müsse endlich zertreten werden, treffe es, wen da wolle ... Burgen und Mauern aus Stein und Mörtel werden das schreckliche Strafgericht nicht aufhalten, so über die Anstifter der bösen Ketzerei ausgegossen werde ... Keine Milde ..., keine Barmherzigkeit für Gottesfeinde ..., so hieß es. Schon halte man wohldurchtrocknetes Scheitholz aus dem Csiker Gebirge bereit, darauf die Schuldigen braten sollten, und für Pech und Schwefel sei auch gesorgt, womit man dem Teufel solchen Zunder unter den Schweif setzen wolle, daß es ein Höllengezeter gebe von Broos bis Draas, von Bistritz bis Kronen. Ja, so drohten die Herren zu Weißenburg ...

Fuchs rief seine Frau herbei und zeigte ihr die Gerichtsladung.

Frau Anna hob sie sachte empor. Gerne hörte der Stadtrichter seiner klugen Ehefrau Rat ... Sie las das Schriftstück, das die kurze Einladung zum Landtage enthielt, mit der ausdrücklichen Mahnung, daß sich die Kroner alldort verantworten sollten wegen ihres Abfalles von der wahren Kirche. Im besonderen war Honter vorgeladen als der Hauptanstifter der Ketzerei.

„Nun denn, Hans", meinte sie lächelnd, „'s wird ein bittrer Gang ..., aber mir will scheinen, ein Gang des Sieges unserer Teutschen Messe ...", sie lächelte.

„Recht hast du, Weib ..., wir wollen uns nicht einschüchtern lassen von dem rachsüchtigen Mönch, sondern uns hart entgegenstemmen ..., unsern Stadtmauern können sie nichts tun ... unserm Willen noch viel weniger ... Nur um Honter habe ich

Sorge ... sie werden nicht immer mit redlichen Mitteln gegen unsern Meister Johannes vorgehn ... ich weiß nicht, ob seine lautere Seele ihren Ränken gewachsen ist ..."

„Gott läßt die Seinen nicht wanken, noch stirbt ein Mensch, ehe er seine Lebensarbeit verrichtet hat ... und Honter steht noch nicht am Ende seiner Taten ...", meinte Frau Anna.

„Wenn es aber dem Teufel gefällt, legt er uns gerade dort, wo der Wagen heimwärts fährt, eine Falle oder stellt uns ein Bein ..."

„Hast du solches schon wahrgenommen?"

„Gewiß, Anna ... Vernimm, daß ich ernste Sorge trage um unseres Meisters Leben. Vor zwei Wochen war es, als wir unsere Visitation auf die untertänigen Dörfer der Tschangonen ausdehnten und dort im lutherischen Glauben nach dem Rechten sahen, da geschah es, daß mitten in der raschen Wagenfahrt aus einem Hause ein Bolzen abgeschossen wurde. Wem er galt, haben wir nicht erfahren können, denn als wir das Haus umstellt hatten und eindrangen, war darinnen niemand zu finden, doch daß er hart an Honters Haupt vorbeifuhr und mit grimmigem Zittern im Kobertuch des offenen Wagens steckenblieb, zeigt mir an, daß unsere Feinde am Werk sind ..., heißet Tod, was sie meinen, und Zwietracht, was sie sinnen ... Es gibt zu Weißenburg nicht wenig Häuser, da sich ein Schurke könnte verborgen halten mit dem todbringenden Pfeil."

„Lasset ihn daheim in der sichern Obhut unserer Mauern ... hier ist ihm jeder wohlgesinnt, waget keiner, ihm zu schaden ... draußen ist die Luft zu gefährlich, denket an den Geisterwald ... an Räuber und Szekler, wie leicht könnte es geschehen, daß solch ein Überfall von den großen Herren, so unser armes Land regieren, mit Absicht herbeigeführet wird?"

„Ich will mich aufmachen und Meister Johannes selbst reden."

*

Der Tag des Gerichts

Auch der Zeidner Wald zwischen Fogarasch und Kronstadt hat seine Seele.

Im Monate Junius, wenn das Rotwild seine Setzzeit hat, geht ein geheimnisreiches Raunen durch den undurchdringlichen Busch. Die trächtige Natur streut in alle Winkel unverdrossene Zeugung, Geburt über Geburt.

Ungewöhnliche Hitze liegt in den Suhlen, da die groben Sauen ruhen, und in all dem wildreichen Leben taucht nicht selten der Wolf auf, der mit grünen Lichtern nachts die Wildpfade lauernd umfährt ...

Alle eilen sie gemeinsam zur Tränke an die zahlreichen klaren Quellen, die nach kurzem Wasserlauf bald in den Sümpfen wieder versiegen, oder drängen sich an seichten Stellen an die Ufer des Alts. Auch Menschen sind auf dem Wege, gute und böse.

Leises Hufgeklapper wird auf der lang sich hinstreckenden Straße laut ... neben dem Huftritt der Pferde das Klirren der Kettenpanzer und Waffengehänge, als sei man auf dem Wege zur Schlacht ... aber nur eine geringe Schar reitet über die Waldblößen, wo die lehmige Straße im Hin und Her von Schlangenwindungen den Wald verläßt, um bald darauf wieder im Dunkel zu verschwinden ...

Es ist die Kroner Abordnung, die ihrem Ziele, Weißenburg, zustrebt. Fünfzig reisige Knechte umschließen einen Wagen, der langsam unter holpriger Fahrt von einem wohlgenährten Viergespann gezogen wird. Die Vorhänge vor den Fenstern der Karosse sind herabgelassen, niemand weiß, wer darinnen sitzt. Des Morgens hatte man den Wagen aus der Kroner Stadt abgefertigt und drinnen konnte wohl der wohlachtbarwürdige Herr Jo-

Nur eine geringe Schar reitet über die Waldblößen

hannes Honterus mit seinen gelehrten Genossen, dem Herrn Matthias Glatz, genannt Calvinus, und Magister Stephani und wie sie alle hießen, sitzen, denen die Aufgabe oblag, den neuen Glauben wider Frater Jörg zu verteidigen. Gott mochte es wissen, daß solches keine leichte Aufgabe war und dem schlichten Landsknecht, der das Gefährt mit hochgestellter Lanze und auf wieherndem Rosse geleitete, war wahrscheinlich wohler zu Mute als jenen Hochgelehrten, die nun verantworten sollten, was sie gewagt hatten. Freilich, das deutsche Volk stand zu ihnen, die Kroner aber waren stark nur hinter ihren Mauern; außerhalb derer standen sie gegen die wütigen Ungarn und Szekler auf ungleichem Feld, weil diese in der Mehrheit waren. Ein Glück nur, daß Luthers neue Lehre auch bei der ungrischen Nation Eingang gefunden hatte und Heltai Gaspar, ein Mann sächsischer Abkunft, ihnen mit Eifer vorstand. Sonst wären die Aussichten auf den Sieg gering gewesen.

Gleich hinter dem ersten Vortrupp ritt der Stadtrichter Hans Fuchs. Sein Schwert lag in einem edelgezierten Wehrgehänge. Finster und entschlossen legte er die Hand auf dessen Knauf ... Hans Fuchs war bereit, es zu gebrauchen, wenn es die Vorsehung gefügt hätte. Sie sollten nicht sagen, daß die Kroner zu feig wären, ihre Überzeugung mit Waffen zu verteidigen ...

So ritten sie eine Zeitlang dahin.

Vorsichtigen Blickes suchte er das Dunkel ab. Es trug am Abend jeder zweite Mann eine Fackel. Fuchs hatte das also angeordnet und er wußte wohl, was er tat. Seit Mitternacht aber hatte er alle Lichter löschen heißen, damit sie nicht zu leicht ein Ziel würden für Schüsse aus dem Dunkel.

Beim geringsten Geräusch ließ er halten ... lauernd und forschend sandte er seine Blicke gerade in das dichteste Gezweig der Büsche ... Barg sich dort kein Meuchelmörder? ... Lag dort kein Feind zum Angriff bereit?

Den Wagen selbst umgaben die Reiter in dichter Reihe ... Hätte jemand auf die Reisenden geschossen, so wäre zuerst ein Reiter gefallen, ehe anderer Schaden gemacht worden wäre ...

Von Zeit zu Zeit legte Hans Fuchs seine beiden Hände sichernd um die Ledertasche, die zu seinen Füßen an dem Sattel angebracht war. Sie enthielt eine Verteidigungsschrift ... Der Stadtrichter wollte doch sehen, wessen Kraft stärker war, die des Mönches oder die der schlichten Wahrheit.

Fuchs sah Martinuzzi, den seltsamen Gottesstreiter der römischen Kirche, wie er in rotem Wagen, von sechs Pferden gezogen, durchs Land eilte, Befehle erteilend, überredend, kämpfend, ringend voll ungeheuren Eifers ...

Sah denselben Mann in brauner, elender Kutte, halb als Bettler daherschleichend, — dann wieder in prunkvollem Meßgewande als Bischof von Großwardein beim Lesen der Messe, die er in so herzbeweglichen Tönen zu singen verstand, daß arm und reich, groß und klein in Tränen ausbrach, wenn solches geschah. Frater Jörg ... mit allen Salben geschmiert ... und in allen Sätteln gerecht!

„Halt! ... Stehnbleiben!" scholl es plötzlich von der Spitze des Zuges. Männer liefen zusammen.

War es ein Feind? ... Im Nu hatten sich die Schwerter entblößt, in wenigen Augenblicken waren einige Fackeln rotleuchtend zur Stelle. Unglückliches deutsches Blut ... so hetzt man dich Tag und Nacht?

Doch, es war kein Anlaß zum Kampf ... ein Bär hatte den Weg der Mannen gekreuzt ... nun trennte er sich brummend und greinend von seinem Fraße, da er von einem verendeten Pferdeleib, der achtlos am Wege lag, aufgeschreckt worden war.

*

In Weißenburg war man bereit zum Empfang des Landtages. Im großen Saal des bischöflichen Palastes sollte getagt werden, die Vollversammlungen aber verlegte man in den Dom.

Man erinnerte sich nicht, jemals Bruder Georg so sehr im Eifer gesehen zu haben wie in diesen Tagen. Er hatte sein geistliches Gewand abgelegt und eilte von Ort zu Ort in einem ledergegürteten Waffenrock von roter Farbe. Als er die Kutte einige Tage nicht trug, verfolgte ihn die seltsame Erinnerung an seine Jugendzeit, da er urplötzlich der lärmenden Hofhaltung, mit der sich Zapolyais Mutter umgab, entlief und Mönch wurde. Mit Inbrunst verzehrte er sich im himmlischen Dienste an die Kirche. Daß es etwas Besseres und Innigeres geben könne im Dienste für Gott als diese Heilsanstalt, lag ihm ferne. Später mußte er dem Herrn Siebenbürgens in tausend Verwandlungen dienen, bald als Schatzmeister, bald als General, bald als Ordner der ganzen aus den Fugen gegangenen Staatsführung. Er war sich innerlichst im unklaren, ob er diesmal den Sieg erringen werde.

Isabella wartete in Erregung auf den Tag und die Stunde, da die Kroner Herren eintreffen sollten. Kam Honter? ... Würde er lächelnd vor sie treten, wie einst, da sie miteinander Latein getrieben hatten?

Der Saal war nach ihren besonderen Anweisungen prunkvoll auf italienische Weise zugerüstet worden ... Silberdurchwirkte Vorhänge überschatteten die Fenster.

Mit alten orientalischen Teppichen hatten sie die Wände behangen und zum Teil auch den Fußboden belegt, so daß der Schritt ebenso abgedämpft klang wie das Wort, das bittre, schneidende Wort, auf das sich alle Protestanten immer berufen. Hier m u ß t e es sanft erklingen, ob es wollte oder nicht.

Isabella hatte zu ihrem Kleide ein golddurchwirktes, himmelblaues Brokatgewand gewählt, das ihr, wie allen schönen Putz, einst ihre Mutter Bona Sforza zugesendet hatte, auch der Bal-

dachin über ihrem Haupte war auf ihren Wunsch mit blauem Tuche verhängt worden. Sie hatte sich vor dem Spiegel sorgfältig vorbereitet und wußte, daß die Zusammenstellung dieser leuchtenden Farben ihr wohl zu Gesichte stehe ...

Langsam versammelte sich der Adel, streng geordnet nach Ständen und Ämtern das Volk.

Martinuzzi mit Kendesi, Tomori mit Adrian Wolfhardt, ferner Franz Zeckel, der Sachse, der zur römischen Kirche hielt, und die andern alle, Urban Batthyany, Michael Csaki, Petrovich, der Gegenspieler des Mönches, und Pödördi mit dem blanken Schwert in der Hand, als Schutzwächter der Majestät ... Zu den ungrischen Gästen gesellten sich die Hermannstädter Herren, Petrus Haller voran und mit ihm Gotzmeister.

Eine stille Neugierde lag auf den Angesichtern der Volksgenossen. Sie erhofften ein ritterliches und mannhaftes Betragen der Kroner Herren; denn wenn diese einen Sieg erfochten, dann waren sie morgen in Hermannstadt auch lutherisch.

Unten vor der Eingangstreppe Trommelwirbel.

Wie ein Feuerbrand löst sich das Wort von Mund zu Mund: Sie kommen, die Kroner, die Angeklagten und Vorgeladenen.

Im Augenblick verwandelte sich im Saale das Schwirren der Sprachen in lautlose Stille. Alles blickte zur Türe. Isabella hatte die Schleppen hochgerafft und ließ das weißwollene Unterkleid erblicken. Sie stellte sich aufrecht auf die Spitzen ihrer Zehen, um Honter zuerst wahrzunehmen. Neben ihr, nur eine Stufe tiefer, des Reiches Siebenbürgen regierender Kanzler und Schatzmeister. Er blickte angelegentlich auf den grünen Stein seines Fingerringes, es war ein leuchtender Chrysopras aus türkischem Besitz ...

Und die Kroner Herrn kamen ... mächtig erdröhnten die starken Treppen von dem Marschtakt ihrer Absätze ... noch immer lärmte die Trommel.

Ein Häuflein von sechs Männern, von einer blauroten Fahne überweht ... auf der eine Krone goldleuchtend hervortrat ... herrisches Knarren ihrer hohen Stiefel ... So, jetzt standen sie, verneigten sich und wollten sprechen, doch Isabella hatte mit einem einzigen Blicke wahrgenommen, daß Honter nicht unter den Entsendeten war. Ein kaum vernehmlicher Ausruf des Zornes war ihr entfahren, sie tastete mit der Hand nach Martinuzzis Arm, um sich zu stützen. Honter ... war daheim geblieben ... ihr ward schwindlich vor Scham und Kränkung.

„Ihr seid erschienen, um euch zu verantworten vor unserer königlichen Majestät wegen eurer Ketzerei in Kronen ...", herrschte der Kanzler die Abordnung an.

Da trat Hans Fuchs würdevoll hervor: — — „Wir werden uns verantworten."

„Und wo ist Honter, den wir herbefohlen haben?"

„Er vermochte der Einladung nicht zu folgen ... Majestät ... er liegt krank" ... antwortete Fuchs. „An seiner statt sind andere gelehrte Herren erschienen, um Euch Antwort und Rede zu stehn."

„Er allein war vorgeladen ... er hätte kommen müssen ... Bosheit — Verrat ...", schrie Martinuzzi ... Vor ihm der breitgestellte, rothaarige Stadtrichter ... schien sich an der Wut des Kanzlers zu weiden, es strahlte ihm förmlich aus den Augen, wie sehr er diesem Widersacher deutscher Rede diesen Spott gönnte. Er rührte sich auch nicht, als der in jäher Wut aufflammende Mönch sich aller Würde bar dicht vor ihm hinstellte, um ihn scheinbar mit den Fäusten anzugehn. War es Zufall, war es Absicht? In diesem Augenblick ließ der Trabant, der die Fahne trug, das Kroner Banner frei aufwallen und es schien, als breite das seidne Tuch schützend seine Hände über die kleine Schar von deutschen Bekennern.

Deutlich hörte man das Lachen des Hermannstädter Bürgermeisters, denn Fuchs hatte unwillkürlich seine Hand zur Abwehr

auf die Brust gelegt, gerade an jene Stelle, wo das königliche Ehrenzeichen eines Locumtenens an goldener Kette hing ...

Da begehrten die Szekler auf. Es waren dies kriegsgewohnte, mächtige Gestalten, weit über das Höhenmaß gewöhnlicher Erdenpilger emporgewachsen; sie trugen ihr Haar in dicken Zöpfen geflochten rechts und links über die Schläfen herabfallend. Sie schrien magyarische Worte durch die Luft und machten mit grimmigem Scharren ihrer Sporen ihrem Unwillen Luft. Man wußte nicht recht, zürnten sie wegen der Kroner Herren oder tat ihnen die Art des Mönches weh ... genug, sie lärmten so stürmisch, daß Pödördi und Petrovich vor die Königin traten und Martinuzzi an dem Ärmel zupften, um ihn zur Mäßigung zu zwingen. Noch wurde der Tumult beschworen.

Hans Fuchs wies auf seine Begleiter. „Sie verstehen das Wort Gottes auch zu deuten, höret sie an ..."

„Nein! Keine Predigt hier vor dem Landtage", befahl jetzt Isabella ... „hier nicht — erst muß Gericht gesprochen werden ..."

„Ich stimme für den Tod auf dem Scheiterhaufen!" keuchte Martinuzzi. Da war es Isabella, als falle vor ihrer Seele ein Vorhang. Jetzt erkannte sie das Spiel des Kanzlers. Hatte er gewußt, daß Honter nicht erscheinen werde ...? War dies alles nur geschehn, um ihr das Todesurteil zu entlocken, das sie zu unterschreiben sich so oft geweigert hatte?

Nein, Mönch, so leicht sollst du den Sieg nicht erringen.

Als der Hauptmann der Leibgarde zweimal mit dem flachen Säbel auf ein Bronzebecken schlug, das an der Wand hing, beruhigte man sich ... Doch ei, siehe da, das Trüpplein der Kroner hatte sich vermehrt; Petrus Haller mit den Seinen war zu ihnen unter das blaurote Banner getreten, er fühlte, daß sein Platz unter den Volksgenossen war ... darauf rückten die Schäßburger zu den Kronern, die Bistritzer, alle andern Deutschen, die früher

„Ich stimme für den Tod auf dem Scheiterhaufen!" keuchte Martinuzzi.

Da war es Isabella, als falle vor ihrer Seele ein Vorhang.

gemeint hatten, erst einmal abwarten zu müssen, ringten sich wie ein festes Band um die angegriffenen Brüder. Siehe, die Union unter den Sachsen war vollendete Tatsache ... hier im Glaubenszusammenschluß zeigte sich, daß der Bund von Torenburg auch bei ihnen fortwirkte ...

Martinuzzi übersah flackernden Auges, was da vorgegangen war, schon umspielte seine Lippen ein gewinnendes Lächeln, als sei der Streit von vorhin nur ein Mißverständnis gewesen ...

„Gut, es sei ... wie ihr fordert, so geschehe es ... wir werden uns euch zur Disputation stellen ..., morgen .. im Dom."

Darauf verließ die Königin den Saal und hinter ihr Martinuzzi. Sie hatte funkelnde Tränen des Zornes in den Augen ... Honter war für sie tot ... verstorben ... Auch Martinuzzi mußte an sich halten, in seiner Kammer aber stellte sich nach kurzer Zeit ein Anfall ein, den seine Diener an ihm bisnoch nicht erlebt hatten: mit einem heisern Schrei verlor er für kurze Zeit die Besinnung, es war die Fallsucht ... Die Diener umstanden ratlos den Mönch im Rittergewande, der für Minuten seiner Sinne beraubt, auf dem Lotterbett ruhte und schier sterben wollte.

Die ungeheure Lebenskraft des Mannes aber raffte sich bald wieder empor, er bewegte die Lippen und rief nach Tomori, Zeckel und den andern Herren, mit denen er sich zu beraten pflegte. Während sie kamen, hatte sich unten im Saale der wüste Lärm noch immer nicht gelegt, merkwürdig, daß die Szekler, die sonst wenig Freude an dem Tun und Treiben der Sachsen hatten, diesmal für die Gewissensfreiheit eintraten. Es sei in diesem Lande unerhört, daß man die Stände mit Kirchenfragen aufeinanderhetzen wolle. Sei es denn nicht genug an der Türkennot und des Reiches Siebenbürgen trauriger Lage, habe man keine anderen Sorgen, als auf diesem Wege die Union der Völker, die man so mühsam auferbaut hatte, zu sprengen? Nein, da habe man auf ihr Schwert nicht zu rechnen, sie wüßten sehr wohl, welche Stütze sie in den

Burgen der Sachsen im Südosten hätten, wenn nun auch diese getreuen Gevattersleute verärgert würden, wer stände ihnen, den Szeklern, bei in ihrem ewigen Kampfe?

Schon wenige Stunden nach dem Anfall hatte Martinuzzi auf die furchtbare Mahnung vergessen und bewegte sich unter den Beratenden, als fehle ihm nichts. Vergeblich berief er sich immer wieder auf die peinliche Hals- und Gerichtsordnung, vergeblich holte er Verböczys Rechtsgelehrsamkeit zu Hilfe, der Landtag, das heißt, dessen führende Männer wollten von einer Verurteilung nichts wissen. „Lieber wollen wir selbst zu Protestanten werden", so hieß es, „als unserm Lande das Beispiel einer Ketzerverbrennung zu liefern." Urban Batthyany und Petrovich stellten sich auf die Seite der Unzufriedenen und so geschah es, daß Martinuzzis Vorschlag ohne Beifall blieb. Isabella lag verärgert auf ihren Kissen und ließ sich von dem Lautenschläger tragische Weisen vorzirpen. Sie antwortete keinem Anruf, blieb verborgen und erteilte keine Auskünfte ... So ließ man die Herren aus Kronstadt ungekränkt, ja es wollte scheinen, als schlösse sich die ganze Nation um so williger an Honters Unternehmen; je größer die Gefahren waren, ja um so entschiedner sprach die Stimme des Blutes. Sie hatten genug des Haders erlebt, als es im Thronstreit zwischen Ferdinand I. und Zapolyai geschah, daß die beiden größten Städte im Lande, Kronstadt und Hermannstadt, einander feindlich gegenüberlagen. Nun sollte es anders werden, hier mußte allem Zwist ein Ende bereitet werden, und Petrus Haller war der erste, der solches einsah und mit großem Eifer pflegte.

Am nächsten Tage fand die von allen Beteiligten erwünschte Aussprache statt. Eine Nische des Domes war dafür ausersehen, und Herr Matthias Glatz schärfte voll Eifer Zunge und Geist. Ihm zur Seite stand Jeremias Jeckel. Es blieb ihm eigentlich nicht viel zu tun übrig, denn die Kroner Herren hatten eine wichtige Schrift aus der Feder ihres Meisters Johannes mitgebracht.

Aus der lasen Matthias und Stephani abwechselnd vor. Es war die Verteidigungsschrift des abwesenden Meisters. Hier einige auserwählte Stellen daraus:

„So bekennen wir denn und beteuern zuerst fest, daß wir in keinem Teil dieses geringen Büchleins oder unserer Kirchenordnung gegen den der geheiligten königlichen Majestät Isabellas, unserer gnädigen Königin, schuldigen Gehorsam oder gegen die Fürsten und Bischöfe des ungarischen Reiches usw. etwas Sträfliches versucht und getan haben oder tun, wie dies uns auch auswärtige, vielleicht jetzt zum Teil hier anwesende, sehr glaubwürdige Zeugen bestätigen werden, die den Stand unserer Kirchen mit ihren eignen Augen gesehen und erkannt haben, daß alle göttlichen Dienstleistungen mit so großer Ehrfurcht bei uns geübt werden, wie sie vorher niemals bei uns zu Tage getreten ist..."

Sie legten Zeugnis ab vom Geist in Kronen.

Fuchs gedachte während der Verlesung einer andern Zeit, da er auf den verschiedenen Reichstagen im Mutterland ähnliche Erklärungen genug vernommen hatte, und doch glich keine dieser Geistesbotschaften der, die er eben vernommen, denn was er hier hörte, war aus der Erfahrung seines Herzblutes geschrieben.

„Es ist nämlich durch die reine Predigt des Evangeliums solch große Einmütigkeit, so bereitwilliger Gehorsam aller Untergebenen gegen die Obern sofort gefolgt, daß nachher nicht der leiseste Verdacht eines Zwiespaltes oder Widerspruches bei uns zurückgeblieben ist."

Nur zu wahr, dachte Kendesi grimmig, der wortlos ebenfalls Zeuge der Unterredung war.

Sie wechselten einander ab und Jeremias Jeckel brannte darauf, nun auch seinen aufgehäuften Groll in der Verlesung der Apologie zum Ausdruck zu bringen:

„Durch das Beispiel heiliger Märtyrer und durch verschiedene Zeugnisse von Schriftstellern steht es nun aber fest, daß man auch den Menschen, die dem Gebote Gottes in den Dingen, die die Religion betreffen, widersprechen und es hindern, bei ewiger Verdammnis nicht gehorchen dürfe gemäß dem wohlbekannten Wort des heiligen Petrus Acta 4, 19: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen ..."

Hörst du solches, Isabella? ... Hörst du es, Mönch? ... Vielleicht sollte dieses Wort bis an die Ohren des Meisters Johannes erklingen, denn Jeremias Jeckel donnerte es mit voller Stimme in den Dom hinaus, allwo viele Laien standen und es ergriffen hörten.

„So sind wir denn nicht nur einfach den Kirchen anderer Städte gefolgt, sondern nur soweit, als jene Christo und seinem Worte folgen ...

Denn es ist klarer als das Tageslicht, daß in früheren Jahren einige Menschen, denen die Wissenschaft und alle Frömmigkeit ganz fremd war, unter lächerlichen Vorwänden, ohne eine Prüfung abzulegen, sich mit Gold die Ordination erkauft haben, es hat auch in unserem Lande solche gegeben, die zum Ärgernis der Gläubigen ihr Amt verrichtet haben, so geschmacklos und derb, daß man einen klugen Papagei wohl eher einen lateinischen Introitus hätte lehren können, als jene das Lesen einer und derselben Messe ..."

Da erscholl ein weithallendes Gelächter durch den Raum ... Ja, ja, das konnte nur auf manchen Domherrn und Pfründenbesitzer zielen ...

Immer deutlicher wurden sie:

„Was also nicht aus dem Glauben ist, ist Sünde. Und der Glaube kommt aus dem Hören, das Hören aus dem Wort Gottes."

Über eine Stunde dauerte das Weißenburger Bekenntnis.

Tief ergriffen lauschten auch die Widersacher des neuen Glaubens, denn so war ihnen das Wesen der Erneuerung noch niemals klar und bündig vor Augen gehalten worden ... Freilich lagen die Dinge so, daß viele von den gebildeten Großen unter den Anhängern der Königin schon für die neue Lehre gewonnen waren, ja vielleicht über Luthers Lehrmeinung hinaus den Schweizern zu folgen geneigt schienen. Endlich schlossen die Kroner. Herr Magister Stephani hatte das Wort ergriffen:

„Hieraus ist klar ersichtlich, daß wir in allem, was uns vorgeworfen wird, unschuldig sind und nach keiner Seite hin Schuld haben, insofern wir nur das getan haben, was Gott allen zu tun geboten hat und schon vom größten Teil der Christenheit angenommen worden ist. Schließlich steht hinlänglich fest, daß das, worum es sich jetzt handelt, eine Sache Gottes ist und nicht eine Sache der Menschen und daher Erkenntnis und Urteil darüber dem höchsten Gott zusteht." —

„Ugy van!" (So ist es!), riefen einige ungarische Herren und hielten nur schwer an sich, hier im geweihten Raume nicht öffentlich lauten Beifall zu spenden.

So war ein großer Sieg gewonnen.

Nicht weil die Kroner Herren so fein klüglich gehandelt hatten und ihre Rede wohlgesetzt vorbrachten, sondern weil in diesem Lande in entscheidender Stunde der deutsche Geist das unfromme Wesen überwunden hat. Wieder waren es die Sachsen, die, zu Leid- und Schicksalsträgern erkoren, den dornenvollen Pfad des Beginnens gehn mußten, denn unter den Zuhörern und Begeisterten saßen jene Männer, die nun das Wort Gottes mitten unter die Szekler und Ungarn tragen wollten. Kaspar Helt, den sie später den Heltai Gáspár nannten und der Klausenburgs Stadtpfarrer wurde, gehörte dazu, ebenso Matthias Biro von Deva, der wie eine lebende Fackel von Ort zu Ort rannte und Feuer in die Seelen legte.

Der Kampf war gewonnen und mit dem Sieg des Volkes einiger Sinn. So wurden die Sachsen zu einem ganzen Volke.

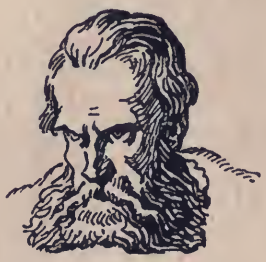
Als aber unser getreuer Ostermayer in Kronen von dem Sieg erfuhr, schrieb er in sein Tagebuch:

„Weil aber bemeldte Herrn durch Gottes Hülf wohlbestanden wider die papistischen Gesellen, seind sie glücklich heimkommen und also wurde das Evangelium je mehr im Lande ausgebreitet. Gott sei Ehr, Lob und Dank. Amen."

Kunde über die Geschehnisse erhielt er vom langen Weber Klaus, der es sich nicht hatte nehmen lassen, mit dem Trüpplein wohlgewappneter Kroner mitzutraben nach Weißenburg und so aus eigner Anschauung dem in heller Freude lohenden Hieronymus, ebenso wie dem in stiller Wut bebenden Ratsdiener Krespel seine Erlebnisse zum besten gab. Daß er dicke Farben auftrug und sich selbst zum Bannerträger beförderte, daß er manchen Lumpen und Straßenräuber unschädlich gemacht haben wollte und schließlich sogar im Dome zu Weißenburg die Apologie des hochachtbarwürdigen Herrn Johannes Honterus mit eignen Fäusten gehalten haben wollte, wurde ihm gnädig aus Ursach seiner freudigen Stimme zugute gehalten. Aber Herr Hieronymus lauschte und trug das Gehörte so lange im Herzen mit sich herum, bis er eines Tages in Anwesenheit des Katers Poseydon und des kleinen Positivs wieder einen **cantus firmus** dem Grunde seiner Seele entlockte, den er, frisch und sauber geschrieben, seinem verehrten Magister schon am gleichen Tage zutrug.

Honters Gemüt war bedrückt und trotz des geistigen Sieges von trüben Ahnungen erfüllt. Es fehlt nicht viel, so hätte er Scham empfunden, daß er daheim geblieben war. Stand nicht Lutherus anders ein für sein Wort? Jener war in Augsburg und Worms seinen Feinden tapfer entgegengetreten, Honter aber war daheim geblieben. Allerdings wußte unser Meister, daß Luther in letzter Zeit auch die Reichstage mied. Zu leicht hätte eine ab-

geglittene Kugel, ein Überfall, seinem Leben ein Ende bereiten können. War seinem Volke mit seinem Tode gedient oder mit seinem Leben? So grübelte der teure Mann in seinem Herzen und hielt Rat mit sich selbst. Wer vermag aber den Schleier einer Seele zu lüften, wenn sie gramvoll der eignen menschlichen Schwäche gedenkt? Honter seufzte und betete viel in jenen Tagen.



Schatten und Wolken

Am Burzenflusse, der die Ebene, die nach ihm benannt ist, mittendurch in zwei Hälften schneidet, liegt ein großes, stattliches Einkehrhaus. Hat man es eilig, in die Hauptstadt des Gaues zu kommen, so verweilt man hier zum letzten Pferdewechsel oder zur Fütterung nur kurze Zeit; treibt einen aber die Heimkehr nicht zu raschem Handeln, pflegt der Burzenwirt seinen Gästen gute Speise und einen klaren Trunk vorzusetzen. Insbesondere, am Abend, heißt es, sollen gefährliche Dünste über der Ebene lagern. Auch weiß man, daß die Torwache vor dem Klostertore zu Kronen die Reisenden weit eingehender untersucht und prüft, wenn es Nacht ist, als am hellen Tage, da morgens und mittags sich die Trabanten eines besseren Gemütszustandes erfreuen, als wenn sie in der Nacht aus dem Lager gepoltert werden.

So gönnt sich mancher Reisende noch eine Nacht im Burzenwirtshaus, wo man gut und billig aufgehoben ist, ehe man in Kronen einrückt.

Es war um jene Zeit, da die Tage von geringer Dauer sind und feuchte Nebel die Auen und Felder überfluten.

Im großen Gastzimmer des Burzenwirtshauses herrschte reges Leben. Immer wieder traten die Männer an die Theke heran und holten sich den weitgerühmten Birnenschnaps, den der Wirt selbst braute.

Der Alte kauert hinter einem Verschlag von Latten wie in einem Käfig und schaut durch die Stäbe heraus auf die Gäste, daß alles fein ordentlich zugehe. In einer Ecke gleich hinter dem Fäßchen, daraus er den Wein schenkt, steht ein wuchtiger Speer. Man könnte seiner bedürfen, denkt der Wirt, und fühlt sich unter seinem Schutze sicherer.

An einem der Tische sitzen drei Männer in dunkler Kleidung. Sie sind in ein tiefernstes Gespräch versunken, so daß sie das Lärmen der übrigen kaum vernehmen.

„Mir ist so frei und leicht zu Mute", sagte der eine, ein jugendlicher Krauskopf mit schwarzem Bart über den Lippen und an den Backen, „daß morgen mein Herzenswunsch in Erfüllung gehen soll ... endlich das hochberühmte Kronen zu sehen ..."

„Recht so, Herr Devay! Ist eine gar feine und wohlgericht'te Stadt, unser Heimatort ... ein richtig Wonnegärtlein unseres Herrgottes ... mit tausend Brünnlein und Quellen, schier gar ein Stück aus dem Paradies", bemerkte der andere Tischnachbar wohlgefällig, indem er sich den Mund wischte, als betreffe die Ruhmrede ihn persönlich und nicht die Stadt seiner Väter ...

„Es ist schon so", brummte der dritte, indem er sein Schwert fest gegen die Eichenbohlen des Fußbodens rammte, „es ist schon so ...", wiederholte er, „wo's schön ist auf Erden ..., wo's reiche Weiden und fette Triften gibt, da sitzt der Német (Deutsche) und macht sich breit ... und wir armen Ungarn müssen vorliebnehmen in unserem eignen Vaterlande mit dem Rest, den man uns übrigläßt ..."

„So hört doch auf mit diesen lächerlichen Reden, Becse", ermahnte ihn Matthias Devay Biro ... „unsere lieben Gevattersleute, die Sachsen, haben vielerlei Privilegien von unsern Königen von alters her erhalten ... wir müssen ihnen darob nicht grollen ..., daß sie geschickter waren als wir." Indem er solches redete, legte er begütigend die Hand auf den Arm des Mannes, der vorhin so harmlos die Vorzüge seiner sächsischen Vaterstadt gerühmt hatte. Schließlich sprachen alle drei lateinisch weiter, um nicht von den Tischnachbarn verstanden zu werden. Nur hie und da schoben sie, wo der rechte Ausdruck ihnen fehlte, ein deutsches oder ungarisches Wort dazwischen ... „Lasset Euch solche Rede nicht allzusehr zu Herzen dringen, Herr Heintzius", sagte

Devay ... „ein einfaches Gemüt, wie es unser Becse ist, versteht's nicht besser, ungute Gedanken hinter dem Gehege seiner Zunge zu verbergen ..." Heintzius lachte bitter.

„Sie mögen kommen, die Rider und Beißer, wir werden ihnen den Hintern mit Pech und Schwefel erhitzen, daß sie kurzweg davonlaufen ... — — — Doch, Ihr kommt ja nicht, um die uneinnehmbaren Ringmauern Kronens zu besichtigen, sondern aus ganz andern Gründen, und eben deshalb bin ich Euch auch entgegengeritten ..."

„Ja, mich drängt es, die Reformatio an der Stadtpfarrkirche in Augenschein zu nehmen, es werden die verschiedensten Dinge darüber berichtet, Gutes und Ketzerisches, wie man's nimmt ..."

„Und nur das eine interessiert euch? ..." fragte Heintzius vorsichtig.

„Nein, ihr habt recht ..., ich will den Mann sehen und kennenlernen, der dies alles bei euch zuwege brachte, Herrn Johannes Honterus, es muß ein tiefgründiger Gelehrter und feiner Theologe sein ... dieser Buchdrucker aus der Schwarzgasse ..."

Heintzius wartete erst eine Weile, ehe er antwortete: „Gelehrt mag er sein, die Humaniora beherrscht er mit Eleganz, war er doch in Basel, wo Erasmus wirkte, aber ein Theologus ist er nicht ..."

Matthias Devay verstand, und sie zwinkerten einander mit den Augen zu, während Becse, offenbar ermüdet von der Reise, sein Haupt schwer auf den Arm stützte. Ihn bewegten die Fragen nicht, die jene beiden bestürmten, er war seit kurzer Zeit ins Lager der Neugläubigen übergegangen und hatte Martinuzzis Hof verlassen. Nun folgte er dem heißblütigen Ungarn Matthias Devay wie ein getreuer Hund und Nachbeter.

„Also ist auch bei E u ch nicht alles in Ordnung", fragte Matthias Devay mit leiserer Stimme weiter.

„Wie könnt Ihr von Ordnung reden, Herr Bruder, wenn

Honter seine sogenannte Reformation im Schlamme der Papisten umkommen läßt? ... Wie sollte es Frieden geben mit Männern, die Gottes Wort halb auslöffeln und es dann lauwarm wieder weitergeben ...? Nein ... von Ordnung ist keine Rede ... denn Honter steckt zu tief im Aberglauben der alten Kirche."

„Was Ihr nicht sagt!"

„Ja, so ist es ... ein wahrhafter Freund der Schweizer Lehren wird in Kronen zu sehr den Geist des Papismus riechen, um zufrieden zu sein ..."

„Und Ihr ... Ihr tut nichts dagegen?"

„Honter hält sie alle am Schopf, den Stadtrichter Hans Fuchs durch Liebe und Freundschaft, die andern Herren des Rates durch seinen Verstand und unseren Stadtpfarrer, den Gott segnen möge, durch seine starke Hand ... vielleicht auch durch Haß ... Ja, ja, wundert Euch nicht, wenn in Kronen in kurzer Zeit ein Aufstand losbricht."

Da erhob sich Devay jählings und faßte Heintzius am Ärmel: „So muß Kronen schweizerisch werden, ehe solches geschehen darf! Nein, es muß der alte lutherische Plunder der Halbheiten fortgefegt werden, dann wird sich auch der Friede unter unsern siebenbürgischen Nationen von selbst einstellen. Denket nur, wie herrlich ... alle Städte ... alle Dörfer in einem reformierten Glauben ... in einer Erkenntnis der Schrift ... ja, das wäre herrlich schön!"

Becse war aus seinem Halbschlummer erwacht: „Ich kann's nicht glauben, daß die Sachsen mit uns Ungarn jemals einen Glauben teilen werden ... wir wollen ja den deutschen Glauben gar nicht ... redet, was Ihr wollt, Herr Devay ... Luther hat ein germanisches Kleid an, und seine Worte klingen für die ungrische Zunge zu deutsch, als daß ein wahrer Ungar sie zu Herzen nehmen könnte, da halten wir es lieber mit den Walachen als mit den hundsföttischen Sachsen ..."

„Becse...!" unterbrach ihn Devay, „beherrsche dich! Mit solcher Meinung wirbt man kein Volk für seinen Glauben ... Verzeiht ihm, Herr ... er hat zuviel getrunken", wendete er sich an Heintzius.

Diesem ward mit einem Male seltsam frostig zu Mute und seine Freude über die Ankunft Devays ließ merklich nach. Der ungrische Apostel sollte mit Stadtpfarrer Jeckel die zweite Reformation vorbereiten helfen ... Devay konnte meisterhaft predigen, konnte feurig beten und tapfer fechten im Geist.

Die Sprecher hatten nicht gemerkt, wie am Nebentisch ein einsamer Reisender ihren Auseinandersetzungen lebhaft zuhörte. Immer näher rückte er an den Tisch der Theologen und es fehlte nicht viel, so hätte er ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Da sie aber selbst zu sehr mit sich beschäftigt waren, merkten sie nicht, daß er sie aushorchte...

Da brach mit einem Male an einem der Nachbartische wüster Lärm aus. Drei ausgediente Kroner Landsknechte waren mit Szekler Bauern aneinandergeraten.

„Räuber!" brüllte der eine ..., „hier ..., an deinem Finger trägst du das Gut meiner Großmutter ... Gott hab' sie selig ... ihren Fingerring, den du ihr stahlst, als ihr unter Petru Rareš im Burzenlande plündertet ..."

„Du lügst, das ist nicht wahr!" keuchte der andere, ein großer, starker, schwarzbärtiger Strolch, „ich war niemals im Burzenland ... niemals ..."

„Wie kommst du zu dem Ring...?"

„Hab ihn erhandelt ... von einem Armenier, der wanderte ..."

Aschfahl ward sein Gesicht, unruhig flackernd seine Augen, als suche er auszubrechen.

„So geht es mit uns armen Csikern, ausgeplündert werden wir und empfangen noch Spott dafür", mischte sich ein zweiter Szekler ein.

„Her mit dem Ring!" brüllte nochmals der Sachse. „Her! oder ..." Schon flog das blanke Schwert aus der Scheide und mit einem Male starrte die ganze Schar von Männern, die ringsum stand, von Messern und Dolchen .... Sie hatten das Zeug flugs zur Hand und es fehlte wenig, so stießen sie aufeinander los wie tolle Bestien ...

Aber schon war der vierschrötige Wirt herbeigeeilt und hielt den Spieß in der Hand ... Seine Augen blitzten in der Runde umher: „Haltet Burgfrieden!" rief er, „hier ist die Bannmeile der Herrschaft von Kronen und es ist schon mancher gehenkt worden, der seine Mitmenschen jählings überfiel ..."

„Dieser trägt den Fingerring meiner Ahnin zu Unrecht, ein uraltes Kleinod, von Vater auf Kind und Kindeskind vererbt ..."

„Wer hat mich zum Erbschichter über euch gesetzt ...", schrie da der Wirt, „lauft zum Herrn Stadtrichter. Dessen Handwerk es ist, Recht zu sprechen ..."

Heintzius war an den Sachsen herangetreten und legte seine Hand leicht auf dessen Schulter: „Freund, gedenket, daß Ihr als Friedensbrecher gelten werdet, wenn Ihr nicht den Weg des Rechtes einschlaget."

Der Trabant schüttelte sich und sprach: „Ich kenne Euch wohl, Herr Heintzius ... Ihr seid des Meisters Johannes zukünftiger Eidam ... lasset mich den Buben hier züchtigen ..."

„Halt!" rief Heintzius strenger, „du stehst nicht für dich allein, sondern für unser ganzes Volk ... deutsches Recht muß Recht bleiben ... steht auch in der Schrift."

Im gleichen Augenblick, da sich die Männer umsahen, war der Dieb wie durch einen Zauberspruch vom Erdboden verschwunden. Er mochte, von seinen Brüdern irgendwie gedeckt, aus dem Zimmer geglitten sein und zäumte nun sein Roß draußen, um davonzureiten ...

Wütend stürzte sich ihm der Trabant nach. Zu spät ... während

er in großen Sätzen über den Hof stürmte, hörte man schon das Klappern der Hufe, da der Szekler davongaloppierte ...

Mißmutig kehrte der Trabant zurück: „Hättet mich sollen lassen zuhaun, als ich den Dieb entdeckte ...", schalt er ..., doch der Wirt, der seinen Spieß wieder in die Ecke gestellt hatte, holte ein Krüglein seines besten Weins aus dem Keller und stellte ihn wortlos dem Zürnenden vor die gesenkte Stirn ... Jener wußte, daß es hier einen feinen Trunk zu zehren galt, und ließ sich nach wenigen Zügen von der Stimmung des Tropfens trösten ...

„Seht ihr, so geht's", sprach Becse ärgerlich ... „Fremde streiten über magyarisches Gut ... wie elend ist unser Land geworden, daß Räuber und Plünderer sich in die Nähe der Städte wagen ... — — — Solches Gesindel wittert den Krieg wie die Raben das Aas. Wenn irgendwo am Himmel unseres Vaterlandes ernste Sorgen aufstehen, sind sie da aus aller Herren Länder, um zu zehren von dem Leibe unseres Reiches ... Es ist zum Gotterbarmen!"

Heintzius und die beiden ungrischen Sendboten suchten bald die Schlafkammer auf; sie waren von den Anstrengungen des Tages ermüdet und wollten recht früh nach der Stadt hinein ...

Als letzter blieb in der von Weindunst geschwängerten Luft der fremde Geselle zurück, der alle Begebenheiten des heutigen Abends mit größter Aufmerksamkeit verfolgt hatte. Manchmal schien es, als nicke er unwillkürlich, wenn die übrigen Männer den bedauernswerten Zustand des Landes betonten, dann wieder hielt er an sich und verschwieg ein Wort, das ihm

offenbar auf den Lippen lag ... er mochte nicht reden, weil er die Aufmerksamkeit der andern nicht auf sich lenken wollte ... Als er allein im Raum war, trat er ins Licht des Schanktisches und erbat sich auch einen Raum zur Nachtruhe.

Der Wirt blickte auf und stand einen Augenblick erschreckt stille ... Jenes Angesicht kam ihm bekannt vor, trotz der unsagbaren Blässe und der Verstörtheit der Züge ... ihn täuschte der dunkle Vollbart nicht, der das Kinn umrahmte.

Dann flüsterte er: „Ihr seid's, Herr Liebkind, der einstige Kaplan von Sankt Marien?"

Jener antwortete nicht, aber ein leises Flimmern in den Augen schien dem erfahrenen Wirt Antwort genug. So drängte er sein Erkennen dem Fremden nicht auf, sondern nickte nur ... Was mochte Liebkind im Schilde führen, daß er heimkehrte in eine Stadt, die völlig abgefallen und ketzerisch geworden war?

*

Im Kroner Stadtpfarrhof, wo noch immer Jeremias waltete, gibt es ein seltsam gestaltetes Kellergeschoß ... Von außen her, da der Friedhof mit seinen Gräberreihen bis an die Steinblöcke der neuen Kirche hinübergreift, vermag man keinen Einblick zu nehmen in die mit Schliemen verklebten Fenster. Es wäre auch nicht gut gewesen, wenn irgendein Bürger wahrgenommen hätte, was sich da abspielte.

Devay war seit Tagen Gast des wohlehrwürdigen Herrn, und Heintzius gehörte zum Hause wie ein leibhaftiger Sohn.

Im düstern Gemach saßen drei Männer: Jeckel, Heintzius und Dévay.

Alle drei zum Aufruhr entschlossen. Der Sieg Honters, eigentlich der seiner Apologie in Weißenburg, sei nur ein halber Erfolg gewesen. Die Erneuerung sei im besten Wege steckengeblieben ... schärfer müsse man zugreifen ... härter, daß die Ohren

gellen, daß die Sinne in Entzückung gären ... Vision, Schau — Gesichte — solches heiße wahre Reformation.

„Ich lese es in den Sternen. Jeremias, das Bild der Himmelslichter trügt nicht ... wir werden siegen ... Honter muß zurück zu seiner Buchdruckerei", sagte Heintzius.

In der Tat, man hatte in Kronen nach dem großen Wortgefecht in Weißenburg die Namen jener geistlichen Herren wohl im Munde, die in der Kampfrede so tapfer bestanden hatten. Sie rühmten ihren Stadtpfarrer Jeremias Jeckel, huldigten Matthias Glatz, schrien „vivat!", als der Dechant Stephani sich zeigte und bewunderten Michael Amicinus ... kurz, Kronen war in die Raserei des Sieges verfallen ... Es sollte ein großer Kehraus werden ... ein Anschlag und Drohen gegen Andersgesinnte ... ein Wüten und Donnern gegen papistische Rückfälle ...

Devay hielt die Sache in Bewegung. Er meinte zum Stadtpfarrer: „Der Augenblick ist sehr gut gewählt, geliebte Brüder im Herrn ... jetzt muß Honter nachgeben, jetzt wird die Kirchenmacht unser ... Neulich auf dem Marktplatz vernahm ich's deutlich aus dem Munde der Menge: ‚Auf, laßt uns den Schweizern nacheifern!'"

Sorgenvoll senkte Jeremias das Haupt.

„Ich fürchte, Honter sitzt zu stark im Sattel ... er wird sich nicht überrumpeln lassen."

„Ei, dafür ist auch noch ein Kraut gewachsen ...", warf Heintzius ein, „hier seht!" Er entfaltete vor den Augen der beiden Freunde ein umfangreiches Manuskript. „Ein Brief Bullingers aus Zürich, höchsteigenhändig an den Buchdrucker Johannes geschrieben ..."

„Das Original in Euren Händen?" fragte Jeckel.

„Nein, nur die Abschrift, das Urstück ist schon bei Honter eingelaufen."

„Wie kamt ihr dazu?"

Da lächelte Heintzius, schob beide Hände ineinander unter den Ärmel und sprach: „Weiber sind treue Helferinnen, nicht nur in der ars amatoria ..."

„So habt Ihr die Abschrift durch Honters Nichte heimlich entwendet? Ei, seht doch ... Übet Ihr so am eigenen Wohltäter Verrat ...?"

„Was ficht Euch das an, Herr Jeckel?" eiferte Devay. „Hier ist nicht Zeit zu Vorwürfen ... Genug, der Brief da ist in unsern Händen. Was schrieb Bullinger?"

„Er mahnt Honter zu schärferem Zugreifen, verwirft Elevation und Privatbeichte, redet wider alle Zeugnisse der Papisten, so in Bildern und Mirakeln noch in der Kirche hängen, weist den Buchdrucker in seine Schranken, damit er endlich uns, den Geistlichen, den Vortritt beim Rechte der Reformation lasse, wie nur recht und billig, und verlangt die Selbstherrschaft der Kirche über ihr Gut."

„Und was wird Honter tun?"

„Ist mir unbekannt; ich habe seither mit Käthchen nicht gesprochen."

Da wandte sich Jeckel von Heintzius ab und erklärte unmutig: „Solche Mittel und Praktiken wollen mir nit behagen ... weiß nit, ob ich nicht selber zu Honter gehe und ihn warne."

„Wo denkt Ihr hin", fuhren beide auf. „Seid Ihr des Teufels, jetzt, wo uns der Sieg gewiß ist? Honter ist ein Zweifler, ein Duckmäuser ... er will herrschen und dabei keine Verantwortung tragen ..."

Devay rollte die Augen und zerwühlte seinen Bart, als wolle er ihn ausreißen. Er hatte Jeremias an der Hand gefaßt und schüttelte ihn, als müsse er ihn aus einem Traume erwecken:

„Das ganze Volk wird mitgehn ... in wenigen Tagen versammeln wir uns in der Kirche, eh denn Honter selbst etwas davon erfährt, stürzen wir uns auf die Bilder, die Altäre, Gewänder ... Kerzen, Orgeln und zerhauen alles mit dem Schwert.

Dann mögen sie zusehen, ob solches Zeug nochmals alles neu aufgerichtet wird, oder ob der Wille des Volkes zu Recht bestehen kann. Fort mit der Messe und dem gefressenen Leib und gesoffenen Blut!"

Jeremias war entsetzt aufgesprungen. Ihm war mit einem Male alle Lust vergangen, an diesem Abenteuer teilzuhaben. Er erhob sich.

Da trat Devay dicht vor ihn und blickte ihm voll Zorn unter die Brauen: „Was, Herr Stadtpfarrer? Ihr wollt weichen? ... Jetzt, wo alles auf des Messers Schneide steht?? ... Nein! Das dürft Ihr nicht ... Eher stirbt einer von uns beiden ..." In seiner Rechten blinkte ein Dolch. Jeckel fuhr einen Augenblick zurück.

„Schreckt Ihr vor Mord nicht zurück? ..." fragte er.

„Recht, wo das Recht bleiben kann, Gewalt, wo diese entscheiden muß ... So ging Zwingli in den Krieg und trug das Schwert ... Merkt es Euch, Herr Stadtpfarrer ... ohne Gewalt richten wir nichts im Leben aus ..."

Jeckel war langsam an seinen Platz zurückgekehrt. Mit einem Male war völlige Ruhe über ihn gekommen. Äußerlich. In seinem Innern aber begann ein heißes Ringen zwischen den beiden Stimmen seiner Seele. Auf der einen Seite sein anständiges deutsches Herz, das den Freund Honter nicht verraten wollte, auf der andern Seite die brennende Gier, die Reformation so umzubiegen, wie sie ihm *sein* Geist vorzeichnete. Daß es ein anderer Geist war als der Honters, war ihm leidhaft bewußt.

*

Heintzius pflegte Käthchen in später Nachtstunde heimzusuchen. Der Verkehr, den beide unterhielten, vertrug keine Helle des Tages ... Käthchen war trotz der Einsprache des Oheims wieder

dem jungen Manne hörig geworden. Ihre Leidenschaft schläferte ihr Gewissen ein!

Honter sah es und wollte es doch auch nicht wahrhaben ... sein Sinnen und Trachten umsorgte andere Dinge ... Er fühlte wohl mit feiner Witterung, daß in der Stadt Kronen, seitdem das Kampfgespräch zu Weißenburg geschehen war, ein fremder Geist Einzug gehalten hatte, ihm war, als blickten die Männer auf der Straße, die kleinen Bürger und Volksgenossen ihm nicht mehr geradeaus in die Augen. Er spürte den Hauch eines versengenden geistigen Föhnwindes, der die Seelen aufpeitschte und bis zum Zerplatzen tatbereit hielt. Auch wußte er, daß Matthias Biro von Deva bald hier, bald dort predigte, von Jeckel geduldet, von Heintzius sogar vorgeschoben, obwohl er ein ortsfremder Ungar war. Lockerten sich die alten Sitten? Gestattete man blutsfremden Leuten in dieser Sachsenstadt, frei zu predigen, zu lehren und den Aufruhr von Ort zu Ort zu tragen?

Honter hatte seit Wochen mit Hans Fuchs nicht mehr sprechen können, denn der Meister der Goldschmiedekunst war in Sachen der Königin, die ihm ihre Geneigtheit nicht vorenthielt, aufs neue in den Landesrat berufen worden, der unter Martinuzzi tagte ... Und sein Stellvertreter? ... Hans Benkner schien sich in die Religionshändel nicht einmischen zu wollen. So deutete für Heintzius alles darauf hin, daß der Augenblick für einen Überfall recht gut gewählt.

*

Tiefe Dunkelheit über der Stadt. Langsam schritt Heintzius der Schwarzgasse zu. Er kannte jeden Pflasterstein auf diesem nächtlichen Pfade. Lautlos gewann er die Nähe des Hauses, da der Meister Johannes wohnte, und bog in ein Nebengäßchen ein, um wie gewohnt am rückwärtigen Ladenfenster Käthchen zu treffen. Auch diesmal schien es ihm von der Ferne so, als winke eine

weibliche Gestalt ihm zu. So beeilte er sich und guckte hinter den weit geöffneten Laden ... Einen Augenblick nur, denn im Rahmen des Fensters stand Honter selbst ... Heintzius wollte zurückfahren, doch Meister Johannes hielt ihn am Handgelenk fest:

„Nicht so, Martinus, Ihr entgeht mir nicht ... Habt Ihr den Mut, nächtlicherweile ins Kammerfenster meiner Nichte zu treten, so seid keine Memme, wenn Euch der Oheim statt ihrer empfängt ..."

Blitzschnell faßte Heintzius sich ein Herz. Honter hatte recht. Eine schimpfliche Flucht wäre hier gleichbedeutend gewesen mit dem Verlust der Ehre und des Erfolges. Er entwich daher nicht, sondern faßte mit der Faust, die er dem Meister jählings entrissen hatte, nach dem Knauf seines Wehrgehänges ... Aber nur für einen kurzen Augenblick, dann ließ er die Hand fallen und wartete, bis der Meister ein Hinterpförtchen öffnete. Durch matt erleuchtete Gänge führte ihn der Buchdrucker in seine Arbeitsstube. Dort wies er ihm den Platz sich gegenüber und wartete auf eine Rede des Verlegenen.

„Was wollt Ihr von mir?" stieß dieser endlich hervor ... „Ich liebe Eure Nichte und sie liebt mich ... wir wollen zusammengegeben werden."

Nun erst erfuhr Heintzius, daß des Meisters Augen funkeln konnten in grimmigem Zorn, daß dessen Blick auf ihm ruhte, nicht von Wohlwollen erfüllt, wie es sonst seine Art war, sondern im Innersten aufgewühlt und ergrimmt. Er merkte, wie Honter sich zur Gelassenheit zwang ... Deshalb wagte er seine Rede nicht fortzusetzen, sondern unterbrach sie mit jähem Niederschlag der Wimpern. Er vermochte diesem Manne nicht die Stirne zu bieten.

„Martin!" grollte Honter, „gesteh, liebst du dieses Mädchen oder liebst du mehr dich selbst?"

Eine feurige Lohe schoß dem jungen Mann über die Wangen. „Woraus schließt Ihr, daß ich's nicht redlich meine?"

„Wer seine Braut zum Treubruch und Diebstahl verleitet, liebt sich mehr als sein zukünftiges Gemahl ..."

Martinus schwieg.

„Ihr habt mich beraubt, habt Käthchen veranlaßt, meine Briefe zu durchstöbern ... habt sie zu schwerer Sünde verleitet ... und das arme Kind tat, was Ihr wolltet ... sie fühlte die Herzenskälte Eurer Gesinnung und wollte auf diese Weise um Eure Liebe werben ..."

„Ja ... ich gesteh es ... ich tat auf krummen Wegen, was zum guten Ziel führen sollte ... mußte stehlen, um den Brief von Bullinger zu erhalten ... aber ich liebte Käthchen ehrlich ..."

„Du liebtest Käthchen? Ich kann's nicht glauben ... Ist Raub erlaubt auch für die beste Sache? In welchem Kodex lasest du diese Heuchelei, mein Sohn?"

Da überkam den Jüngern eine grenzenlose Wut. Er fühlte sich hier zu Recht gedemütigt und gerade dies Erkennen versetzte sein Blut in Wallung. Er sprang deshalb auf und schrie: „Ihr, Meister Honter, Ihr seid schuld an allem ... Warum ließet Ihr die Hand der Nichte nicht an meine binden? Warum meinet Ihr, daß nur Euer Weg der Reformation der richtige ist? ... Sehet zu, daß Ihr nicht tiefer fallet, als Ihr gestern gestiegen seid. Erst waget Ihr nicht, nach Weißenburg zu fahren, aus Angst um Euren gepflegten Leib, dann, als die andern Männer den Sieg erfochten haben, stellt Ihr Euch der Erneuerung in den Weg, weil sie anders verläuft, als Ihr es denkt ... Es sind andere, bessere Leute hier als Ihr ... vernehmt, daß Devay uns mit den Ungarn zusammen zum wahren reformierten Glauben führen wird. Es muß anders kommen, als Ihr Euch das ausklügelt ... so wie ein Blitz vom Himmel fällt, muß der Satan der Weichherzigkeit fallen, versteht Ihr? ..."

„Welcher böse Geist redet aus dir, Knabe?" erwiderte Honter jetzt ruhig. Je mehr sich der andere in seinen Zorn hineingeredet hatte, um so mehr verlosch in Meister Johannes der Ärger. Er sah in dem jungen Bruder nicht mehr den Feind, sondern den in die Irre gegangenen Feuerbrand einer Seele, die Gott suchte.

„Habe ich dich das je gelehrt, als du zu meinen Füßen saßest und mein Schüler warst? Haben das meine Bücher bezeugt, du unglücklicher Tor? Was du treibst, ist Irrsinn hier im Raum unseres Volkes. Niemals wird uns Heil erwachsen, wenn wir mit den Ungarn gehn und unser Blut verleugnen. Schwer nur kann auferbaut werden, was einmal zertreten wird. Wir leben in einer Zeitwende. Flammenberge stehen sich gegenüber und lösen einander ab. Unser Volk ist auch ein Stück im Schöpfungsplan des Allmächtigen. Verlierst du sein Herz, bist du selbst verloren. Glaube mir, ich habe um des Glaubens Gut nicht weniger gerungen als du und deine Gesinnungsgenossen."

„Wir wollen nicht mit Luther gehn ... er blieb auf halbem Wege stecken ..."

Honter erhob sich. Sein Antlitz loderte.

„Das tat er nicht ... du Narr, sondern er verschmolz deutsche Tüchtigkeit und deutschen Ernst mit dem Evangelium Jesu Christi ... er behielt aus der Vergangenheit, was gut war. Altäre ... Kerzen ... Bilder, Elevation ... ist das Sünde?" —

„Nein, das ist Narrheit ..."

„Volksverrat ist, was ihr treibt, samt Jeckel, samt Devay und den andern ... Hütet euch, ihr könntet Gewalt zu fühlen bekommen, weil ihr Gewalt üben wolltet!"

In diesem Augenblick öffnete sich die Türe, und Käthchen stand vor beiden Männern. Fast schien es, als wolle Heintzius eine Wendung tun, ihr entgegenzugehn. Aber Honter hielt ihn mit einer einzigen Handbewegung davor zurück ...

„Weiche, Martine ... ich will dein Richter nicht sein, aber seid gewiß, ihr Aufrührer und Schwarmgeister, ich schrecke vor dem Schwert nicht zurück, wenn es not ist ... Ich habe a u c h ein Gewissen und bin meinem Herrn Jesus nicht minder verpfändet für das Wohl meines Volkes als ihr. Sehet zu, wie ihr mit den andern Nationen der Ungarn, Szekler einig werdet ... es

mag ein schönes Unterfangen sein ... ich aber stehe und sterbe nur für die, so meines teutschen Sachsenvolkes sind ..."

Käthchen war dem Oheim zitternd zu Füßen gesunken, als bitte sie ihn von neuem um Verzeihung. Indem er sich ihr zuwandte, schickte sich Heintzius zum Gehen an. Es war ein schmerzhafter Abschied.

Als die letzten Schritte verklungen waren, neigte sich Honter zum aufschluchzenden Mädchen: „Nun muß es sein, daß du zu meiner Stiefschwester nach Agneteln ziehst. In diesem Hause ist deines Bleibens nicht mehr ... Zu viel steht auf dem Spiel ... zu leichtsinnig handeltest du ... Ich bin dir herzlich gut ... aber ohne Sühne geht es nicht, weder im Himmel, noch auf Erden ... Beeile dich ... morgen wartet der Wagen ..."

Als Käthchen am nächsten Tage in Begleitung einer vertrauenswürdigen Frau Kronen verließ, ahnte sie nicht, daß Heintzius noch in derselben Nacht kurz vorher den gleichen Weg ins Weite gesucht hatte. Aus Kronstadt hatte ihn sein Gewissen ausgewiesen, nun mußte er eine zweite Heimat suchen, denn er wagte es nicht mehr, Meister Johannes unter die Augen zu treten. So mußten die Dinge ohne Martin Heintzius reifen. Meister Johannes selbst aber blieb in der Nacht, die diesen Vorgängen folgte, lange ohne Schlaf und rang mit den Gedanken, die ihn heimsuchten.

Hatte er recht gehandelt? ... War sein Entschluß der einzige Ausweg aus dem Chaos, das sich trotz aller Vorsicht um ihn zusammengeballt hatte? Das sächsische Gewissen in ihm war raschen, veränderlichen Entschlüssen abgeneigt, von den Vätern her lag diesem vorsichtigsten aller Reformatoren eine angeborene Gradlinigkeit im Blute und aus den Geschehnissen, die ihn umgaben, hatte er die Erfahrung gesammelt, daß es besser sei, zehnmal von neuem zu überlegen, als einmal ins Ungewisse zu fahren und zum Narren zu werden.

Ihm selbst war der Übergang zu Luther nicht leicht gefallen.

Lebhaft noch erinnerte er sich seiner jungen Jahre, da er aus völkischen Gründen jede Reformation abgelehnt hatte, sah sich dann aber schon in früheren Zeiten in Kaspar Taubers Haus von den neuen deutschen Geistern so sehr umringt und umflossen, daß er nicht mehr herauszutauchen vermochte. So verfolgten ihn die Fragen auf allen seinen Irrwegen und Wanderungen, ohne daß er zu einem Abschluß gekommen wäre. Und nun ...? Lag da nicht der Brief Bullingers in seinem Pulte, der ihn mahnte, den versöhnlichen Standpunkt fallen zu lassen und radikal alles abzuschaffen, was je und je nach der alten Kirche wies? Und doch hatte ihn Luther deutlich wissen lassen, wie sehr man an dem alten Gute festhalten müsse, auch darin barg sich deutsches Denken. Nun war Honters Seele festgefahren in den Fußstapfen Luthers. Hier war der Entschluß nach langem Ringen gelandet, nicht ohne Einschränkung und Verschiedenheiten. Er konnte sich mit der Rechtfertigung aus dem Glauben noch immer nicht ganz zufriedengeben ... dennoch, Luther war ein Mann, dem man einiges wohl zugute halten durfte ... Freilich, brannte der anderen Seele nicht auch auf das Reich Gottes?

Er wollte, solange ihm der Herr die Kraft gebe, bei Luther verharren und in diesem Glauben siegen.

Vor kurzem war in seiner Druckerei ein seltsames Büchlein erschienen, so weltweit gedacht, so für Jahrhunderte vorgesehen, daß Honter selbst vor dem Fernblick dieser Absicht verwundert innehielt. „Katechesis Valentinou tou Wagnerou", das heißt: Luthers kleiner Katechismus in griechischer Sprache, hier am Rande Europas gedruckt, mit dem bestimmten Zwecke, dem Volk des Moldauer und walachischen Rumänien das Evangelium der Reformation auch zu schenken. Solchergestalt war sein missionarisches Denken. Das Büchlein ist später in rumänischer Sprache erschienen. In der Tat unfaßbar die Kühnheit des Gedankens, unter den orientalischen Christen hier von dem vorgescho-

benen Posten aus Mission zu üben! Solches hatte Valentin Wagner, sein Schüler, unternommen, nun — wenn Gott den Segen spendete, konnte man hoffen, daß Melanchthon und Luther zustimmte. Wie allenorts hat auch hier in dieser Tatsache die lutherische Reformation später volksbildend und sprachbildend gewirkt. Der lutherische Katechismus und die Übersetzungen aus den Evangelien, die der Diakon Koresi auf Veranlassung der späteren Kroner Richter Hans Benkner und Lukas Hirscher d. J. im Drucke der Honterusschen Offizin in der Zinnenstadt im Burzenlande herausgab, bedeuten die Anfänge einer neuen Literatur, einer neuen Sprache, ja des Bewußtseins rumänischen Volkstums. So verdanken die heutigen Rumänen den Anfang ihrer Literatur ebenfalls unserm Meister Johannes, so trieb er Mission, anders als Heintzius.

Als Meister Johannes die letzte Seite dieses schmalen griechischen Büchleins vor das Licht rückte, erkannte er deutlich das Wasserzeichen im Papier: einen Fuchskopf. Da mußte er leise lachen: „Ihr Freunde, habt ihr nun hier in Kronen die erste Papiermühle gegründet, um der Honterschen Druckerei das beste Papier nicht fehlen zu lassen, ei, siehe da ... euch fehlt der Mutterwitz nicht ... einen Fuchs hat Herr Fuchs sich zum Sinnbild gewählt, die List schafft das Papier, von dem heute alle Gewalt des Geistes ausgehen soll ...“ Auf der andern Seite konnte man das stolze Wappen Kronens, die Krone auf einer Baumwurzel erkennen ... In alle Länder gelangte das wohlgefügte Papier, fernhin wurde das Zeichen deutschen Gewerbefleißes in Siebenbürgen bekannt, bis in die Kanzlei des Königs ... Honter hatte alle Trübsal vergessen, sein Werk schien sicherer zu stehn als das der Heißsporne und Wirrköpfe.

*

Taten reden

Wie kommt es doch, daß zu Zeiten torhaftes Drängen und teufliſches Irreſein die vernünftigſten Menſchen überwältigt ...? Wer mag die Urſache ergründen, warum im Weltenplane Gottes die düſteren Tage der Verwirrung in der Überzahl ſind ...? Meiſter Johannes fühlte, daß ſeinem Werk noch Kampf bevorſtünde, wenn ihm nicht Hilfe von oben zuteil werde.

Im Stadtrate verſagte die rechte Führung, denn Hans Fuchs fehlte an allen Orten. Tagsüber ſtand zu gewiſſen Zeiten das geſchäftige Treiben des Handwerks ſtill. Drohende Reden wurden laut. Man fragte und forderte zu wiſſen, wohin denn Herr Heintzius verſchwunden ſei, Matthias Devay wich nicht von Jeckels Seite. Heimlich und öffentlich trieb er die Bürger an, ſich zu bewaffnen und die Heiligenbilder ſelbſt aus der Kirche zu entfernen.

Endlich traf Hans Fuchs in Kronen ein.

Honter hatte ihm einen Eilboten nachgeſendet. So war der Herr Stadtrichter auf kürzeſtem Wege heimgekehrt. Als er das Kloſtertor in geſtrecktem Galopp durchritt, blieb dem Trabanten, der die Wache leitete, zuerſt das Maul offen vor Verwunderung, vielleicht auch vor Ärger. Er wußte den fürſichtnamhaftweiſen Herrn weit weg, hoffte, im ſtillen mit dem tobenden Haufen der Unzufriedenen bald gemeinſame Sache zu machen, und freute ſich auf die Silbergeräte, die er der Pfarrkirche zu entwenden und ſeinem Säckel zu eigen zu machen gedachte. Nun, als er die bitterernſte Miene des Stadtrichters erblickte, ſchwammen ihm mit der Hoffnung auf Beute alle Felle davon.

„Hurtig, Ladislaus", rief Fuchs dem Meier zu, „eile von Haus zu Haus und erbitte die Herren vom Rat und die Hundertmannſchaft zur Verſammlung ..."

Endlich traf Hans Fuchs in Kronen ein

Flugs stoben die Boten mit dem Ratszeichen in alle Gassen und Anger, da die verantwortlichen Herren der wohledlen Stadt hausten, und bald sah man sie mit ängstlichen und besorgten Mienen dem Rathause zuwandern.

„Nun, Herr Draudt", hob Fuchs schon beim Eintritt des ersten Ratsherrn in den Burgsaal an, „konntet Ihr nicht in meiner Abwesenheit Herrn Honter beistehn im Kampf gegen die Irrgeister, so in unserer Stadt umgehn ..."

Verschüchtert neigte sich Draudt d. J. vor dem gestrengen Meister, murmelte etwas in seinen Bart und schwieg. Wem fiel es ein, sich in dieser heiklen Angelegenheit um die Beliebtheit bei den aufgebrachten Bürgern zu bringen? Auch die andern Ratsherren blieben bestürzt die Antwort schuldig, bis endlich Meister Johannes das rechte Wort fand:

„Daß ich's nur gestehe, Herr Hans Fuchs, Ihr fehltet in dieser Stunde, Eure sichere Hand kann nicht durch unsereinen ersetzt werden. Seht zu, wie Ihr das Unheil abwendet, das jeden Augenblick droht ..."

„Mir ist nicht bange, wenn der Rat mir sein volles Vertrauen schenkt. Hier muß mit seiner Vollmacht gehandelt werden."

Man hatte sich kaum an den riesigen Eichentisch im Halbkreis niedergelassen, als Draudt d. J. selbst den Antrag äußerte, Herrn Hansen Fuchs die Regelung der Religionshändel völlig zu eigner Entscheidung zu überlassen. Irgendwo im Angstwinkel ihrer Herzen saß bei den Ratsherren doch die Furcht, es könne einmal Martinuzzi über diese Stadt Herr werden und alles wieder umwerfen, was bisher auferbaut worden war. Fuchs nahm den Auftrag an, während aber sein Angesicht, unberührt von dem Verlauf der Ereignisse, gleichmütig blieb, erfaßte seine Seele eine große Verzagtheit. Wie? Waren das die gleichen Männer, die vor zwei Jahren mit übergroßem Eifer auf das Reformationsbüchlein vereidigt worden waren? Stand es so übel um ihren Glaubensmut?

„Hans Benkner", fragte er laut über den Tisch, „was sagt Ihr zu dem Irrtum der Schwärmer ...? Heißet Ihr ihn gut ...?"

Benkner legte die Hand auf das Evangelium, das auf dem Tische lag, und sprach: „Ich will lieber mit Christum irren, als ohne ihn die Wahrheit erkennen ..."

„So recht, mein Bruder, das will ich auch ...", antwortete Fuchs, „denn uns treibet Christus ..."

Zwei Stunden später versammelten sich die Trabanten und fremden Söldner auf dem Kirchhofe vor der großen Türe, da man zur Kirche geht. Fuchs hatte sein Schwert umgehängt und sich mit der goldenen Gnadenkette geschmückt. Zur hin und her wogenden Menschenmenge sprach er:

„Lieben Brüder und Volksgenossen! Zur Stunde dräuet unserem Gemeinwesen eine furchtbare Gefahr. Sind einige Schwärmer und Afterpropheten unter uns am Worte, so uns konfundieren und uns von dem geraden lutherischen Wege bringen wollen. Lasset euch nit betören, Männer und Frauen! Sind doch zahlreiche unserer lieben Gesellen im Reiche gewesen und haben deutlich wahrgenommen, was sich dort in den letzten Jahren abgespielt hat, vom Anfang der Reformation bis zur Gegenwart unserer Tage. Wir sind nicht tumb oder einäugig im Geiste, daß wir nit wüßten, welch furchtbare Rebellion sich unter wahnsinnigen Geistern in Münster und anderswo aufgetan hat. Wollet ihr, daß unsere teuere Vaterstadt ebenso zerrissen werde im Blute ihrer Bürger? Was tut's, ob Luther oder Zwingli recht behält, wenn nur indessen der Feind unseres Volkes die Mauern der Stadt nicht einnimmt? Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben, mahnt der Herr Jesus uns allesamt. So lasset uns klug sein und nit horchen auf frembde Geister. Vor schier 25 Jahren tat

Luther den Mund auf und lehrte gewaltig und ohne Scheu, warum wollt ihr jetzt von dem großen deutschen Meister abfallen? Hier bin ich, tötet mich, so ihr wollt, aber verharrt bei unserm Honter und seinem Reformationsbüchlein.

Damit ihr aber seht, wie wenig uns und unserm lieben Meister Johannes an den Dingen dieser äußern Welt liegt, ordne ich an, daß mit heutigem Tage alle Bilder und Altäre aus dem Gotteshause entfernt werden sollen, daß die Privatbeichte jedem nach eignem Gefallen anheimgestellt werde und daß endlich beim heiligen Abendmahl alle Gebräuche wegfallen sollen, die euer Gewissen bedrängen ..."

Er hatte diese Worte kaum zu Ende gesprochen, erscholl dröhnender und begeisterter Beifall. So lag die Sache doch den Bürgern am Herzen? Gewiß, sie lebten schon in der neuen Zeit ohne Vorbehalte und ohne Zugeständnisse. Fuchs hatte jetzt die richtige Wahl getroffen und den Eiferern den Wind aus den Segeln genommen. Ja, wenn Herr Fuchs und mit ihm Honter selbst die gewünschten Neuerungen durchführten, dann war ja alles gut, und töricht, wer sich nun auf eigne Faust seinen reformierten Weg bahnen wollte.

Um diese Stunde verließ Matthias Biro von Devay die Stadt.

Hinter den halbgeöffneten Scheiben der Butzenfenster stand verborgen Stadtpfarrer Jeremias Jeckel. Als er Fuchsens Worte vernahm, fühlte er zum zweiten Male in seinem Leben, wie ihm der Sternenkranz, nach dem er mit brennendem Ehrgeiz strebte, entschwand, er fand sich wieder außerhalb der Führung, kam zu spät. Ja, Honter verstand es wohl, in entscheidenden Augenblicken die richtige, erlösende Tat zu finden.

Während der Stadtpfarrer Jeckel langsam und von niemand wahrgenommen die Scheibe schloß, merkte er, daß Devay entwichen war. Da wandte er sich dem Betpult zu, wo er sich auf

die Knie niederließ und inbrünstig um Klarheit betete. Ihm ward allmählich deutlich, daß er bei der Erneuerung seines Volkes die gleiche zielbewußte Haltung nicht eingenommen habe wie Honter. Honter hatte einst auch geschwankt und war von der Schweizer Richtung angezogen worden. Dann aber war allmählich in seiner Brust der Geist des stürmischen Drängens zurückgetreten. Die Gefahr Luzifers glitt an ihm vorüber und er fühlte, daß Luthers Kirche allein die Mitte gewährleistete zwischen allzu großer Überheblichkeit der Inbrunst und düstern Zauberwesens. Aus irgendeiner höheren Eingebung mußte doch Honter recht gehandelt haben, als er die vorbereitete Bilderstürmerei nicht zuließ. Auch Luther war unter die Bilderstürmer gefahren wie ein feuriger Engel unter kläffende Hunde.

Wahrscheinlich wußten die Stürmer gar nicht, was sie taten, waren im Grunde nur Sendboten einer widerchristlichen Welt und vermochten es nicht, sich mit der römischen Kirche wirkungsvoll auseinanderzusetzen.

Diese Erkenntnis stürzte den Stadtpfarrer in eine zwiespältige Unruhe. Da meldete sich der Geist des alten Plecker, der vor ihm als letzter römischer Pfarrer Kronstadts gewirkt hatte. Er drängte sich zu Jeremias hin und legte beschwörend die Hände auf das Betpult.

Nein, es war kein Traum ... fast leibhaftig trat er vor den verzagten Jeremias Jeckel. Das Gebild redete zuerst kein Wort, nur die Hände sprachen von erschütternder Erfahrung ... Dann brach es aus ihm heraus: „Du fürchtest dich nicht vor der Hölle, mein Sohn ...? Bist erst vor kurzem von der wahren Kirche abgewichen und erlebst nun, daß sich die Geister gegen dich wenden, die du riefst. Kehre um ...! Noch ist es Zeit ... Der Weg würde reuigen Sündern in die Mutterarme der römischen Kirche nicht schwer gemacht werden."

Jeckel schien es einen Augenblick hindurch, als versänke er in einen bodenlosen Abgrund. Da, vor ihm das Gespenst der Vergangenheit — — — hinter ihm der treibende Janhagel der Unwissenden, in der Mitte, von allen umdroht, Johannes Honter ... bei Honter jedoch lag die Zukunft seines Volkes; auch Jeckel liebte dieses mit allen Fasern seines Herzens.

Dann trat Jeremias an sein Schreibpult und schrieb an den Stadtrichter einen lateinischen Brief des Inhaltes, daß er, Jeckel, auf seine Stelle als Parochus der Gemeinde Kronen Verzicht leiste ... Dicke Schweißperlen hafteten an seiner Stirne, als er solches tat, er gedachte seiner Gattin und der Kinder.

Solches geschah am 16. Februar 1544.

*

Meister Johannes hatte sich in diesen stürmischen Tagen an Luther, Melanchthon und Bugenhagen gewendet. Sie alle wurden zu Stützen seiner Auffassung, sie alle trösteten ihn aus der Ferne, so gut wie sie es vermochten. So schrieb Melanchthon: „Für alle Staaten und Städte gibt es verderbenbringende Zeiten, in deren Aufruhr Gott der ewige Vater unseres Herrn Jesu Christi sich doch seine ewige Kirche sammeln wird ..." Luther meinte: „Das ist nicht anders, und kann nicht anders sein, mit der wahren Kirche Gottes. Es ist uns aber ein Trost, daß der Sieg immer bei dem sein wird, der die Beißende zertritt ..." Ja, Bugenhagen frohlockte: „Freue dich, Johannes, es ist noch längst kein Anlaß, am Fortschritt des Evangeliums zu verzweifeln, der Teufel spürt, daß Christi Kräfte stärker sind, deshalb leistet er Widerstand ..."

Wie das stärkte!... Wie das wohltat!... Freudig las auch Fuchs die Briefe... nun war ja doch alles in Ordnung, der Kampf aller Gegner war mit Gewalt unterdrückt... Reiner Tisch war zwischen ihnen und den Wohlgesinnten. Was tat's, wenn am Abend vor Michaelis eine johlende Menge vor das Haus Honters trat und Steinwürfe gegen die Scheiben seines Kämmerleins schleuderte, der Faden war gesponnen, der zu einem unzerreißbaren Seil werden sollte, die ewige Verbindung mit dem Mutterlande. Im Reiche hießen sie sein Walten gut.

Es war verhindert worden, daß die führende Sachsenstadt dem deutschen Glauben abschwor. Da regte sich der Geist der Einheit und im Blute der Sachsen begann das leise Klingen jener Stimme, die vielleicht verschüttet, niemals aber versiegt war, die Stimme der Ahnen aus dem Reiche.

Und an dieser Stimme wuchsen die vielen einzelnen Stämme, die sich einst dem Rufe nach dem Ostland angeschlossen hatten, zu einer Einheit zusammen, denn bald erlauschte man in allen Gauen Siebenbürgens, was in Kronen geschehen war, ein inneres

Rauschen erfüllte die Ströme gleichen Blutes, die Sprache Luthers hielt ihren Einzug in die Herzen und wurde so zu einer festen, unzerreißbaren Kette, an ihr hingen Kinder und Kindeskind ... So woben sie das Kleid der neuen Zeit.

Im Fluge ordneten sich die Kristalle um den einen festen Körper.

In Hermannstadt war Petrus Haller an die Spitze der Nation getreten. Unter seiner Leitung beschloß die Gauversammlung (Universität) der Teutschen in Siebenbürgen, daß alle Städte und Dörfer, die das neue Gotteswort angenommen hatten, sich gleicher Gebräuche und Zeremonien bedienen sollten ... Ein gewaltiges Einheitssinnen brach sich Bahn, nicht nur, daß es hieß, alle für einen, einer für alle..., sondern das Wort, das heute die Sinne und Tatkraft beherrscht: Gemeinnutz geht vor Eigennutz, erhielt damals seine erste gesetzliche Form. (Es verdient der Wortlaut im Lateinischen festgehalten zu werden: „Ex parte autem deffensionis ita est conclusum, ut quidquid unum concernere videbitur, omnes concernere debeat, ut in hoc casu communis deffensione pars laesa juvetur.“)

Weithin zerstreut lebten sie, die Teutschen, unter fremden Völkern, aber sie wurden jetzt eines Sinnes und dadurch auch eines Geschehens. Nicht Grenze entscheidet, nicht geographische Lage, sondern der Gemeinsinn, der durch die Erneuerungslehre erwacht war. Was im Reichstag zu Weißenburg zum ersten Male Gestalt geworden war, als die Hermannstädter, dem Zwange der Stunde gehorchend, hinter die Kroner traten, wiederholte sich nun als beispielhaftes Werden für die ganzen zerstreuten Teile des Sachsenbodens, sie wurden Nation ...

Der vom Bruder durch fremde Volkssplitter gesonderte Volksgenosse wurde der politischen Einheit hinzugefügt.

Schon am 7. Mai 1545 waren die Führer der einzelnen Kirchensprengel in Mediasch zu einer Beratung zusammengetreten, man nennt diese Zusammenkunft die erste evangelische Synode Siebenbürgens. Anwesend waren der Generaldechant Michael, der Hermannstädter Dechant Johannes Friedrich und der Burzenländer Dechant Thomas. Meister Johannes fehlte, obwohl er auch dahin gebeten worden war. Er ließ die andern schaffen und begnügte sich mit einem Briefe an sie. Dort wurde beschlossen, daß von nun an all die Kirchenbezirke unter einer Obhut des Volkes zu stehen hätten. Man löste sich von dem Graner und Weißenburger Bistum, man schloß sich zu einer kirchlichen Gemeinschaft zusammen, die nur die lutherische sein konnte. So war die Einheit der ersten Volkskirche gegeben.

Und die Gauversammlung (Universität) legte in den Beschluß, daß nun die ganze sächsische Nation lutherisch sein müsse, weit mehr als eine religiöse Umkehr. Ganz von selbst trat eine Erneuerung des ganzen sittlichen Lebens, ein Neuaufbau im Blute ein . . ., widerstandskräftiger wurden die Herzen zusammengeschmiedet, ernster die Zucht in teutschen Gauen geübt. Immer wieder hatten die Szekler und ungarischen Adeligen den Versuch unternommen, in den wohlbefestigten deutschen Städten Häuser zu erwerben, um im Falle eines Krieges dort Unterkunft zu erhalten. Nun setzte die Nationsuniversität von neuem fest, daß jedermann, der auf Sachsenboden Heimstatt finde, den teutschen Gesetzen unterworfen sein müsse. Eine strengere Sittlichkeit auch den untertänigen Walachen gegenüber griff Platz. Wer unter diesen zwei Weiber nehme, sei mit dem Tode zu bestrafen. Überall traten die abgelegensten sächsischen Städte und Orte miteinander in Fühlung, Boten wechselten hin und her, Christian Pomarius, der in Bistritz die Reformation gefördert hatte, eilte im Auftrage des Hermannstädter Bürgermeisters Weiß von Stadt zu Stadt. Man fühlte, daß ein neues, einigendes Band alle Geister umschlang.

Nun, da der zögernde Rumeser 1546 in Hermannstadt gestorben war, glitt es wie ein Flügelschlag neuen Lebens durch alle Siedlungen.

In der Kirchenordnung des Honter, die nun Gesetz wurde, klingen folgende Gedanken auf:

„Warum suchen wir auswendig auf Konzilien, was wir daheim haben im Evangelium." — Wahrlich ein Wort, das heute in jedermanns Seele Widerhall findet, dazu die schlichte Einfalt im Sinne des Christentums der Tat: „Gott fragt mehr nach reinen Herzen, denn nach geschliffenen Zungen", und endlich die Zusammenfassung des ganzen Ringes um die Wahrheit, wenn es sich dabei um den Genuß des Abendmahls in beiderlei Gestalt handelt: „Man tue, wieviel man vermag, denn die Not hat kein Gesetz." — — —

Vieles liest sich wie eine Vorahnung gegenwärtigen Geschehens. Daß es bei einer völligen Erneuerung des innern Lebens nicht ohne einen gewissen Zwang abgeht, haben auch unsre Väter gewußt. Das liberalistische Prinzip, daß jeder tun und lassen könne, was ihm gefalle, wurde durch die Einführung des Kirchenbannes eingeschränkt, der Sünder sollte zuerst mit guten Worten zur Umkehr bewogen werden, wo das nichts half, mußte das einzelne Glied aus der Gemeinschaft ausscheiden, ehe das Ganze litt. Auch um das geistige Leben kümmerte man sich. „Es ist zu besorgen, wie vor Zeiten der Mangel und Abgang, daß itzunder der große Überfluß neuer, unnützer Bücher dem rechten Glauben Schaden wird bringen." (Bücherzensur.) Der für jene Tage ganz neuartige soziale Charakter der Lebensordnung zeigt sich neben den Vorschriften für die Zeremonien, auch in der Obsorge für die Armen und Waisen, denn die deutsche Kolonie in Siebenbürgen hatte infolge des ununterbrochenen Krieges und der Kämpfe um die Existenz viel Witwen und Waisen in ihrer Mitte. Unziemliche Spiele, nächtliches Herumlaufen und Trunkenheit wird verboten

Dienstboten sollen gut behandelt werden ... Mit einem Wort, es ist das Christentum der Tat, das aus den Worten spricht: „Man soll den Glauben in Christum also lehren, daß die rechtschaffen Frucht und Werk auch dazu kommen."

„Wir haben jetzunder Gott dem Allmächtigen zu Lob und Ehr und gemeine Eintracht alle sächsischen Kirchen in Siebenbürgen nach Anzeigung göttlichen Worts zu bestätigen. Alles, was bisher angenommen und in unsern Kirchen meniglich gehalten ist worden, in Schriften lassen ausgehn, auf daß hernach füglich verhindert werd Ärgernis und Spaltung der Ceremonien, und nit jedermann nach seinem Verstand und Gutdünken neu getichte Weise aufbringe, sondern im Sakramentreichen und andern Kirchenampten eine bestimmpte und dem Worte Gottes gleichförmige Ordnung behalte, und nit aus besonderer Gewalt etwas Seltsames für sich selb nem und vom alten christlichen Brauch on Ursach abweiche. Denn es ist nichts verderblicheres und Gott Gräulichers denn Uneinigkeit des Glaubens und fürwitzig Zank und Zwietracht." So wurden die Sachsen zur Nation: Ein Volk, ein Boden, ein Glaube!"

Und was die Gesinnung hervorbrachte, wirkte sich auf die Staatsführung aus. Martinuzzi schien allmählich seine Pläne aufzugeben. Er fühlte, daß es in diesem Falle um mehr ging als um die Religion schlechthin. Die Teutschen in Siebenbürgen wurden als ständische Nation anerkannt. In der Folge mußte jedes Gesetz ihre Zustimmung erhalten, ohne ihr Siegel war es ein ungültiges Blatt Papier.

Am 22. April 1544 hatte Hieronymus Ostermayer eine neue Kantate zu schreiben, und der lange Klaus, der Herr der Weberbastei, lärmte in grausamen Liedern hinter einem Zinnkruge. Der Wein war ihm ein wenig zu Kopfe gestiegen. Er konnte sich nicht genug tun, den armen Krespel zu hänseln und zu bespötteln, weil

dieser mit todernster Miene den Weltuntergang prophezeite. Die Ursache solcher Erregung war aber für Klaus freudiger Art, denn Meister Johannes wurde zum Nachfolger des abgetretenen Stadtpfarrers Jeckel gewählt. Ein Buchdrucker wurde Geistlicher, ein Ratsherr sollte von nun an den Segen sprechen, ohne die priesterliche Weihe, die man ansonsten aus Weißenburg oder Gran für teures Geld erkaufen mußte. Lange hatte sich Honter gewehrt, lange auf den Knien im Gebete gerungen, lange mit seinem zweiten Ich Zwiesprache gehalten; tief lastete noch der Treubruch des Heintzius auf seiner Seele.

Wie sollte er alles das tragen?

Meister Johannes war alt geworden ... die Narben seiner Seele bluteten lange nach ... man verwindet Enttäuschungen im Alter schwerer als in der Jugend ... dennoch, Fuchs und Benkner ruhten nicht ... bis er die Wahl geschehen ließ.

Es war eine leere, kahl gewordene Kirche, die er übernahm, nüchtern vom Prunke der Vorzeit, wie das Volk, das darin aus- und einging. Nun war es eine Volkskirche. Nur der Hauptaltar und das große Kruzifix über dem Taufstein blieben, alles andre holte Fuchs heim: sechsundzwanzig Kelche und Patenen, Monstranzen und Kreuze, je ein Marienbild von 29 Mark Silber, einen silbernen Heiland von 44 Mark Gewicht, Leuchter, Rauchfässer, Ampullen, Büchsen und tausenderlei mehr, was bisher zum Gottesdienst nötig gewesen war. Alles wurde weltlichen Zwecken zugeführt ... Die Züricher tobten, als sie davon hörten und nannten die Ratsherren Tempelschänder ... der Stadtsäckel aber brauchte viel Geld, um in den unsichern Zeiten die Waffen zu schärfen, die zur Verteidigung der Städte nötig war.

Auch die Jugend verlangte eine neue evangelische Schule, wollte den Geist der Erneuerung auch auf ihr Lebensgebiet übertragen.

Um dieser Zukunft des Volkes willen trat Honter das Amt an, das ihn das Leben kostete,

um dieser zukünftigen Jugend willen ließ er die Kirchenschätze veräußern.

Schon am 1. Dezember 1544 konnte er die neue Schule eröffnen, die bis heute nach ihm „„Honterusschule" heißt und, dem Geiste der Einheit entsprechend, Schule und Heim gleichzeitig war. Die Zöglinge wohnten, lebten und arbeiteten gemeinsam, um sich als kommende Führer ihres Volkes die nötigen Wissensgebiete anzueignen. Der uralte Dominikanerhof wurde umgebaut, das junge Volk zog ein, von Honter und Fuchs geleitet.

Und damit die Jugend sich frühzeitig in den Organismus des Stadtstaates einfüge, wurde von Honter in der Organisation der Schule der Grundsatz der Selbstschulung und Selbstverwaltung nach Möglichkeit durchgeführt. An der Spitze des Schulstaates stand der Rex oder Präfekt. Jeder einzelne Schüler mußte sich als Teil des Ganzen fühlen und die Verantwortung mittragen. Zensor und Orator überwachten Leben und Treiben aller Genossen. Daß dabei dem Vorbilde der Nürnberger, insbesondere Sebastian Heidens, des Organisators der Sebalduss chule, nachgeeifert wurde, ist bei der brennenden Liebe der Sachsen zum Reich nicht zu verwundern. Der Chronist berichtet, daß im Jahre 1544 Bücher im Betrag von 338 Gulden für Schulzwecke gekauft wurden. Überlegt man, daß ein Haus damals 50 Gulden kostete, so ist das eine ganz unerwartet hohe Summe. Auch hier das Augenmerk auf den Nachwuchs. Die Bedeutung der Schule als Politikum wurde klar erkannt, denn die Gesinnung der Schuljugend meistert die Zukunft des Staates. Die deutschen Kaufleute, die aus Kronen und Hermannstadt weit in den Süden bis nach Konstantinopel und Smyrna wanderten, unterließen selten, für ihre Schule daheim eine kostbare Handschrift heimzubringen. Auf diesem Wege mögen einige Stücke der einst so berühmten Bibliothek des Matthias Corvinus wieder nach Siebenbürgen gelangt sein und den staunenden Sachsenschülern des Honterus-Gymnasiums zur Erwei-

terung ihrer Bildung gedient haben. Leider sind sie bei dem Brande von Kronstadt 1688 alle verbrannt. So war die Schule gegründet; sie war durch des Meisters Johannes Umsicht für Jahrhunderte sichergestellt.

Die Schüler erzeigten sich als dankbar.

„Johannes ... Johannes ... sie kommen ...!" rief Frau Agnes eines Tages zu ihrem Gatten, als der freie Raum vor dem Hause in der Schwarzgasse von Menschen wimmelte. Es sollte ernst gemacht werden. Nicht mehr ertrug es die Stadt, ohne geistlichen Führer zu darben. Wer sollte den Stadtpfarrer in sein Amt einführen? Die Kroner Dechanten? Der Weißenburger Vikar ...? Wolfhardus war gestorben ... Da erhob sich die Volksgemeinschaft zu neuer Kraft des Entschlusses.

„Ihr Herren ... gedenket, daß ich ein einfältiger Buchdrucker und Ratsherr bin ...", wehrte sich Honter ...

„Mit nichten! Ihr seid unser gewählter Pleban; folget uns alsogleich", ereiferten die Bürger.

Feierlich schritt Honter mit den Ratsherren voran, eine unabsehbare Menge in dunklem Gewoge, ein murmelndes, tosendes Heer von Häuptern folgte. Weit aufgetan ward die schöne Pforte des Domes, durch die sie eintraten und geradeaus auf den Altar losgingen ...

Brausend stürmte die Orgel ... Hieronymus saß daran mit leuchtenden Augen ... Vier beherzte Männer traten an Meister Johannes heran und setzten ihn sachte mitten auf den Altar. So, nun war er inthronisiert und damit nach altem Volksbrauch ihr Stadtpfarrer.

„Herr Gott, wir loben dich" sangen sie schluchzend, heulend vor Freude und Honter senkte demütig das Haupt. Er hatte es nicht gewollt.

*

Weit aufgetan ward die schöne Pforte des Domes

Der Fürst dieser Welt

Monate, Jahre flossen dahin.

Gut Ding will Weile haben. Langsam und bedächtig gärt es in den Herzen fort, was Honter ausgesät und im deutschen Denken Wurzel geschlagen hatte. Auf dem Schloß in Weißenburg sitzt noch immer Georg Utjessenowitsch, der Pauliner Mönch und Kanzler.

Es ist einsam geworden um ihn, und die Brücken, die er zu seinen Mitmenschen baut, sind haardünn oder messerscharf, je nachdem, ob man sein Vertrauen genießt oder nicht. Es kann geschehn, daß man das Leben lassen muß, wenn man sie betreten will.

Frater Jörg arbeitet noch immer im gleichen Gemach mit den spitz zulaufenden Fenstern. Der Raum ist wie für einen Büßer eingerichtet. Er genügt. Wenn nur die übrige Welt von hier beherrscht wird.

Vor ihm, auf den Knien kauernd, eine zitternde Gestalt ... es scheint, als ob Tränen aus dem Angesicht des Beichtenden zu Boden fließen, und diese Tränen werden immer wieder mit einer jämmerlichen Bewegung vom Ärmellappen abgewischt.

„Und sonst hast du mir nichts zu berichten?" hob Martinuzzi nach langem Schweigen an. Wie waren doch die Züge des Kirchenfürsten in den letzten Jahren gealtert, zusammengesunken, die einst so energischen Nasenflügel vergilbt, wie unleserliches Pergament die Haut. Unleserlich blieb auch, was sich hinter der hohen Stirn und den immer noch ausdrucksvollen Augen abspielte. Auch Martinuzzis Kunst war reichhaltiger geworden, seine Kunst, die Wahrheit hinter seinen eigenen Worten zu verbergen, die Kunst, mit den Menschen frei zu walten, als seien sie nur Schachfiguren auf seinem, des Pauliner Mönches, Felde.

Auch Ferdinand, der König von Ungarn und Bruder des Kaisers, war nur eine Schachfigur in dem planvollen Gewirke zur Rettung Siebenbürgens.

„Wir sind die letzten bald", schluchzte es aus dem Munde des andern, „heimlich, in Kellern verborgen, lesen wir die Messe ... tragen Leid, Herr ..., so helft doch ...!"

„Nun ist eine Zeit des Scheltens, Liebkind, eine Zeit des Klagens für unsere große Kirche ... doch ist die Macht Christi nicht zu Ende ... Er lebt noch und wirkt ..."

Liebkind blickte aus seinem Kummer einen Augenblick auf und erkannte, daß Martinuzzi sich im Sessel im gleichen Augenblick emporreckte, als müsse er sich von neuem zum Kampf ermannen.

„Sie haben sich ihre magna charta der Freiheit selbst geschrieben, die Sachsen im Lande Siebenbürgen. Sie haben Honters Reformationsbüchlein neugestaltet und als Kirchenordnung aller Deutschen in Siebenbürgen gedruckt, als ob sie Herren des Landes wären, sie allein ... und wir nichts mehr zu reden hätten, die Bürger aber werden sich täuschen ... Daran liegt's, weil keiner von den Unsern den Mut hat, der Schlange aufs Haupt zu treten, dem Teufel an den Leib zu rücken ... was bin ich doch ein einsamer Kämpe ... ich allein soll vollbringen, was andere nicht vermögen ...? Es ist hart!"

Martinuzzi hatte erreicht, was er je und je sehnlichst gewünscht hatte. Die Königin Isabella war außer Landes, er selbst hatte mit Ferdinand den Vertrag abgeschlossen und ihr den Witwensitz angewiesen, auf dem sie nun mit ihrem Sohne Sigismund herrlich und in Freuden, sorglos und unbeschwert von den Lasten der Politik, leben konnte ... Dafür war der Kanzler endlich unumschränkter Herr geworden. War er es wirklich ...? Saß dort in Kronen nicht jener unbequeme Gegenspieler Honter, den er noch niemals gesehen hatte und der doch stärker war als alle noch so fein ersonnenen Ränke? Nun mußte er gegen diesen sanften

Ketzer, dem nicht beizukommen war, zu Felde ziehen, wie der Sturmwind gegen einen Grashalm.

Half niemand?

Liebkind sann nach ... Der Kapellan aus Kronen begriff nicht, wie der mächtige Kirchenfürst so sehr aller Hilfsmittel bar sein konnte. Die alte Kirche schien ja früher nicht minder allmächtig als Gott Vater selbst.

Da murmelte Martinuzzi den Spruch aus dem alten Propheten Jesaja: „Wen soll ich senden ...? Wen soll ich senden ...?"

Mit unwiderstehlicher Eindringlichkeit hafteten die Worte an Liebkinds Sinnen. Er kannte sie wohl und wußte, was mit ihrem Inhalt gemeint war. Schon Jahre hindurch saß er im Auftrage des Mönches in Kronen und hatte die Aufgabe, zu horchen und zu prüfen, zu melden und zu boten, was irgend Neues auf dem Gebiete der Kirchenordnung geschah. Düster und traurig war der Inhalt seiner Berichte gewesen. Immer sehnsüchtiger rang sich in ihnen das Wort durch, endlich zu einer durchgreifenden Tat zu kommen; deshalb hatte ihn Martinuzzi nach Weißenburg rufen lassen.

„Wen soll ich senden ...?"

Da sprang Liebkind auf: „Herr, sende mich — — —!"

Wie ein leises Lächeln flog es über die Züge des Kanzlers; freilich, so hatte er es gewollt. Durch jahrelange Qual machte er sich die Seele hörig zu einer Tat, die nicht öffentlich bekannt werden durfte. So pflegte man es in den geheimen Übungen der Ordensleute zu machen; freilich waren diese eigensüchtigen Siebenbürger sonst zu halsstarrig für solchen Dienst. Endlich war es doch gelungen.

„Ich will dich aussenden", spricht Frater Jörg ganz leise, „du sollst mein Bote sein ..." Wie unter dem Eindruck einer höhern Macht, verklärte sich das Antlitz des Jünglings. Also war er doch ausersehen ...

„Sprecht, was soll geschehen ...?"

Martinuzzi wandte sich um und holte blitzschnell aus einem Wandschrank eine dunkelbraune Phiole und hielt sie ihm dicht unter die Augen.

„Was soll ich damit machen?" fragte ernüchtert Liebkind.

„Drei Tropfen in einem Becher Weins genügen, das übrige muß dir deine eigne innere Stimme sagen ... Verstehst du, was ich meine?"

„Ich soll morden, Herr ...? Wen ...?"

„Die Schlange! ... den Antichrist von Siebenbürgen! Und nun geh, durchdenke deine Sendung, zu der dir der Himmel helfe ..."

„Amen", sagte jener.

Es geschah alles wie im Traum. Dort Martinuzzi, der Fürst

der alten Kirche und Führer, dessen Befehl eindeutig vorlag, und hier Liebkind, erhöht zu einem von Gott ausersehenen Botschafter einer großen Tat. „Freue dich!" hallte es in seinen Sinnen, „du bist auserlesen, freue dich, Knabe ...!" Doch das Fläschchen ... bedeutet Mord ... Er sollte einen Landsmann töten mit eigner Hand?

Utjessenowitsch mochte das furchtbare Grauen des Kapellans vorausgesehen haben. Im Augenblick war die Strahlenkrone des Gebieters von seiner Stirne verschwunden, und er lächelte harmlos und ohne Falsch: Nichts mehr von der satanischen Überredungskunst, das Ganze war ja nur ein spielerischer Einfall, der Ausdruck einer Augenblickslaune.

Martinuzzi begann von neuem: „Du wirst doch nicht im Ernst meinen, ich hätte dich zum Giftmord verleiten wollen, das wäre furchtbare Sünde, die man nicht einmal seinem Feinde antun darf; nein, Liebkind, in diesen Tropfen ruht eine geheime Kraft, dergestalt, daß der Teufel, der einen Menschen innehat, von ihm weichen muß, wenn er diese Tropfen spürt; ja, so liegt die Sache."

Wieder flog ein freundliches, harmloses Lächeln über die Lippen des Kirchenfürsten ...

Liebkind erwachte ... Jetzt war ihm unverständlich, wie er in diesem Zusammenhange an einen Mord hatte denken können, wo doch der Bischof etwas gänzlich anderes gemeint hatte ... Nun war ja die Erfüllung seines Wunsches eine geringfügige Tat, um derentwillen man wohl eine kleine List gebrauchen konnte. So geschah es, daß sich das freundliche und entgegenkommende Lächeln auch auf Liebkinds abgehärmte Züge übertrug ...

„Ich werde tun, was in meinen Kräften steht, um der Kirche willen und ... des Meisters Johannes willen ..."

„Liebst auch du ihn?" — fragte Martinuzzi ganz leise.

„Vielleicht", antwortete jener, und es war ihm im Augenblick in der Tat zu Mute, als sei zwischen Honter und seinen Gegnern

nur ein Mißverständnis schuldtragend. Wie konnte man einem Manne gleichen Blutes feind sein? ... Wie hatte er, Liebkind, nur einen Moment hindurch meinen können, daß es Honter persönlich sei, der da das Böse wolle, nein, der Böse wollte ihn, das war das Geheimnis, und wenn es einen Trunk gab, der dem Bösen beikam, mit Gottes Hilfe, warum sollte Liebkind nicht der Bringer dieser Befreiungstat sein ...

Der Kapellan drängte sich an Martinuzzi heran und bückte sich, um die Hand zu küssen. Utjessenowitsch ließ ihn gewähren; es tat ihm diese fromme, kindliche Geste wohl, besonders jetzt, in einer Zeit, da sich alles gegen die alte Ehrfurcht in der römischen Kirche aufbäumte und die halsstarrigen Lutheraner recht zu behalten schienen. Lange legte er die Hand wie segnend auf das Haupt des Kapellans, der voll Inbrunst gewahrte, wie der Heilige Geist wesenhaft von ihm Besitz ergriff, nicht vergeblich waren die langen Jahre der Auskundschaftung gewesen, die er in Kronstadt getrieben, nun sollte er die Früchte genießen.

Sich langsam erhebend, blickte er fragend Martinuzzi in die Augen und dieser erkannte in stummer Einfühlung, daß der junge Mensch seinem Wunsche gehorchen werde.

„Unter solchen Umständen wird es geschehen, daß auf dich eine Berufung fallen wird, mein Sohn, die sonst in so jungen Jahren kaum geschieht, aber dem Verdienste werden die Ehren nicht fernbleiben. Und nun geh, laß dich für deine Reise rüsten mit Gebet und Atzung!" — — —

Als Liebkind vor der Türe stand, merkte er erst, daß das braune Fläschchen noch immer zwischen seinen Fingern verborgen lag. Eine Regung seines Herzens flüsterte ihm zu, das Glas zu Boden zu werfen und davonzueilen, aber er tat es nicht.

Während Liebkind den langen Flurgang im Schlosse hinunterschritt, trat ihm Tomori entgegen, auch er war zum Kanzler beschieden.

Sie wechselten einen kurzen lateinischen Gruß. Tomori hielt einen Augenblick inne und sah dem Kapellan in die Augen. Dies also war der Mann, der im Ketzernest aushielt und heimlich Messe las? — — —

„Ich erwartete schon lange Euren Vortrag, Herr Rat", begann der Kanzler zu Tomori, „aber Liebkind, der sächsische Schwärmer, hielt mich etwas auf ..."

Tomori legte die Akten auf das Pult und blickte auf. „Schwärmer nennt Ihr solch einen Menschen? ... Verzeiht, wenn ich verwundert bin, denn solche Bekenner brauchte unsere Kirche mehr als den einen Knaben unter den Sachsen."

„Er ist ein Deutscher!" antwortete Martinuzzi, „und alle Deutschen nehmen die Dinge zu schwer; sie beißen sich in die Materie derart fest, daß sie nicht mehr herausfinden. Da haben wir Dalmatiner und Italiker einen andern, leichteren Geist ... unsere Seile sind zarter gewunden, aber nicht minder fest ..."

„Wir brauchten solcher Bindungen mehr, Herr Kanzler, sonst ist es aus mit uns, was Ihr niemals wahr haben wolltet, ist geschehen, die Sachsen, die eine ständische Nation dieses Landes, sind lutherisch geworden. Was gilt's, die Ungarn und Szekler folgen nach? Die Walachen kochen mit ihnen eine Suppe ... Das Bistum der heiligen Kirche bleibet in Siebenbürgen unverwaltet ... wozu auch einen Bischof ... sind doch keine Gläubigen mehr?" Tomori atmete schwer, man konnte wahrnehmen, wie sehr ihm diese Rede zu Herzen ging.

„Ja, ja, ich weiß es, Ihr sagt mir nichts Neues. Nun aber wird es anders ... seit die Königin außer Landes ist ... seit ich allein Kanzler bin ... jetzt erst habe ich freie Hand zu tun, wie mir beliebt.

„Das konntet Ihr früher auch ..."

„Keineswegs! ... Die Herrin ...", hier flüsterte seine Stimme, „war fremden Einflüssen zugänglich ... Glaubt mir, Tomori, sie

war nicht fern vom Geiste der Ketzerei ... Ihr wundert Euch? ... Tut es nicht, denn Honter, dieser verruchte Honter, lag auch ihr am Herzen ... auch sie ward ihm irgendwie untertan .. so strömte der Geist dieses Deutschen in ihr Herz, von den Blümlein einer geheimnisvollen Jugendliebe umwunden ... Wie sind doch die Weiber? ... Deshalb mußte die Herrin weichen ... Ja, ja, ich gesteh's, es kam mich hart an, — vielleicht liebte ich sie auch, wie Ihr, wie alle, wie Pödördi, trotzdem, sie mußte weichen, und weil sie nun fort ist, kann das große Jericho beginnen und die Mauern der Ketzer werden fallen."

„Wie meint Ihr das?" fragte Tomori.

„Ferdinand kehrt wieder."

„Um Gottes und aller Heiligen willen, der alte Krieg soll wieder beginnen? ... Ihr liebt das Land nicht, wenn Ihr solches vorbereitet."

„Doch, es muß sein. Lieber ein Land, das der Kriegsfurie geweiht ist, als ein Land voll Kirchenfeinde. ." Des Kanzlers Hände krallten sich zusammen. Jetzt hatte er für einen Augenblick seine Beherrschung verloren. „Denn heute ist der deutsche Ketzer in aller Welt im Vorrücken ... Seine Gedanken sind es, die für ihn siegen, und es gibt nur eine Macht im Himmel und auf Erden, die seine Denkwut gebändigt hat, die römisch-katholische Kirche. Glaubt mir, Tomori, wie's bei uns geht, läuft das Rad auch in Polen, auch dort sind die deutschen Prediger die Urheber des nationalen Gedankens, in Ungarn kämpfen sie für das magyarische Bibelwort, bei den Slowenen ebenfalls. Wißt Ihr, was das bedeutet? Daß die Nation erwacht und volksbewußt wird. ! Wo die Deutschen hinkommen, und sie sind schon weit nach Osten vorgedrungen, tun sie überall das gleiche ... sie kämpfen für Luther."

„Und deshalb ruft Ihr Ferdinand nach so viel Jahren wieder ins Land? Deshalb opfert Ihr Isabella, die liebenswürdige Herrscherin?" Wie Tränen lag es in Tomoris Mund.

„Ja, deshalb!" entgegnete Martinuzzi, „deshalb ... wir Priester dürfen kein Herz haben ... wir müssen dienen ... der una sancta."

„Und Honter?"

„Wisset, daß dieser Mann es ist, der uns alle zuschanden machen kann ... Nicht durch seine Taten. Im Schwert und in der Politik sind wir behender ..., nein, durch seinen Geist der Liebe und Treue ... sie kleben an ihm, seine Bürger ... Deshalb muß er sterben ... fürchtet nichts. Auch Haß kann töten, und er ist der einzige Gegner, mit dem ich noch nicht abrechnen durfte ..."

Tomori blickte im Geiste zurück in die Vergangenheit. In der Tat, sie alle waren gewichen, die zur Milde gegen Luther geraten hatten: Wolfhardus und alle Getreuen von einst, nur Martinuzzi stand noch aufrecht ... Dem Domherrn war, als liege trotzdem schon eine unheilvolle Schlinge zu Füßen dieses unüberwindlichen Klüglings, in die zu stolpern er im Begriffe war.

„Lasset ab, Herr, von diesem Beginnen. — Siebenbürgen wird als selbständiges Reich weiter bestehn ohne die Habsburger ... wendet Euch nicht wieder an Ferdinand, den unverläßlichen ... es könnte sein, daß der Pfeil, den Ihr abschießen wollt, Euch selbst ins Herz fährt ..."

„Da seid ohne Sorge; Frater Jörg hat noch niemals sein eigen Fleisch zu Markte getragen ... er ist kein Luther, er ist kein Märtyrer und Kaiser in einer Person ... verlasset Euch auf mich!"

Tomori schlug heimlich das Kreuz.

Hier war offenbar Wahnsinn im Anzuge, völlig unbeherrschte Großmannssucht ... Martinuzzi vergaß alle Maße. Schon früher hatte er ähnliches ersonnen, aber der gesunde Sinn der Königin hatte ihn immer wieder zur Wirklichkeit zurückgeführt. Nun aber, da die schöne Beraterin fehlte, brannte im Herzen des Mönches ein krankhaftes Feuer des Ehrgeizes. Wie seltsam, daß sich sein ganzes Augenmerk nur auf den einen Gegner richtete, der im fer-

nen Kronstadt saß und den er gewiß nur flüchtig kannte, den einzigen, der ihm zu trotzen gewagt hatte und gegen den sein Einfluß nichts auszurichten vermochte. So kreisten seine Gedanken immer wieder um Honter und sahen die furchtbaren Gewitterwolken nicht, die sich drohend um sein eignes Haupt türmten.

„Nun haben die Sachsen", begann der Kanzler wieder, „die Kirchenordnung aller Deutschen in Siebenbürgen herausgebracht, haben sie in ihrer Nationsuniversität als Gesetz beschlossen und, wie ich sie mir näher ansehe, ist das Werk nichts anders als Honters ‚Reformatio' mit geringfügigen Änderungen. Wer gibt den Teutschen das Recht, eigenmächtig vorzugehen, he? Wer im Himmel und auf Erden darf hier solches tun, ohne mich zu fragen?" Mit einem Male hatte ihn wieder hemmungslose Wut gepackt ...

„Dagegen gibt es heute kein Mittel mehr", sagte Tomori, „niemand vermag dem Geiste der Reformation zu gebieten ... nun tun die Bürger, was ihnen recht scheint."

„Nicht doch, Herr Kanonikus, es gibt Mittel ... seht unsern gnädigen Herrn Kaiser an, der mit scharfer Faust zugreift. Wäre e r nicht, so läge Österreich schon in den Klauen des Geiers. So aber habe ich Hoffnung, daß das Konzil zu Trient, das eben tagt, und der Kaiser auf den Katholizismus stärkend und einigend wirkt.... Ja, ja, es gibt Mittel ... man kennt Scheiterhaufen ...!"

„Aber nicht in Siebenbürgen!" sprach Tomori hart und abweisend.

„Herr Ferdinand wird sie auch hier anzuzünden wissen ..."

Da verzog sich Tomoris Antlitz zu einem ironischen Lächeln. Er wartete einen Augenblick, dann fügte er ernst hinzu: „Ich sehe im Geist einen großen Erfolg, aber keine lodernde Flamme umleuchtet ihn, sondern die feuerrote Robe eines Kardinalskleides ... es wird unweigerlich kommen ... für jemanden, der nicht allzu ferne von mir sitzt."

Martinuzzi hatte erstaunt aufgeblickt. Dieser Tomori erriet seine geheimste Sehnsucht. Er war infolgedessen gefährlich. Der Kanzler nahm sich vor, gegen den Kanonikus auch ein geheimes Spiel zu beginnen, und schloß die Aussprache. —

*

Honter waltete seines Amtes als Stadtpfarrer in schlichter und treuer Hingabe. Er erschloß sich seinen Schülern auf der neu gegründeten Schule in Kronen. Seine Kinder wuchsen langsam heran, und sein Haupthaar ergraute, mit ihm der buschige Bart, der seit langem sein Antlitz umrahmte.

Seine Seele wurde mit jedem Tage reifer und ausgeglichener. Auch lernte er das Schweigsam-sein-können des Alters.

Seit einiger Zeit hatte es ihm wieder seine alte Leidenschaft, die Sternkunde, angetan. Er erinnerte sich wieder Tannstätters, entsann sich des Marius und des frommen Minoriten, der sich Camers nannte, sie alle traten lebhaft vor sein geistiges Auge. Wie schnell fliehet doch der Reiz der Jugend, wie seltsam kühl und einsam wehen die Winde des Lebens um den alternden Menschen. Er hatte zu Jeremias Jeckel von neuem zurückgefunden, weil ihn das Evangelium dazu gedrängt hatte und Jeckel war ebenfalls klug genug, den überlegenen Geist des Jugendfreundes anzuerkennen. Freilich, sie redeten gerne von andern Sphären und fanden sich nicht selten in den Sternenwelten zu gemeinsamer Betrachtung.

Dort in der blauen Raumlosigkeit konnte sich die lebensermattete Seele wohlfühlen ... Honter verließ die schützenden Mauern seiner Vaterstadt nicht mehr. Vergebens hatte sie ihn auf den Stuhl des ersten lutherischen Superintendenten in Siebenbürgen setzen wollen, er lehnte ab. Vergebens riefen sie ihn nach Hermannstadt ... er blieb in Kronstadt, seine lichten Augen schweiften über weitere Bezirk als Menschenländer.

Er wußte, wie alle Menschen von Bedeutung, wann seine Zeit abgelaufen war, nicht etwa im Sinne des Lebensablaufes, sondern im Bewußtsein dessen, daß sein Werk erfüllt sei ... er hatte gesiegt ... nicht für sich und nicht durch sich, sondern unter der Führung der heimlichen Macht, die uns leitet: durch Gottes Vorsehung. Ihm lag völlig ferne, zu meinen, daß der Kanzler und Mönch in Weißenburg seiner überhaupt noch gedachte, zu weit hatte sich seine Vorstellungswelt von der des Kanzlers entfernt, und je mehr jener bedacht war, die Taten des deutschen Geistes einzudämmen, um so williger erschloß sich unserm Meister Johannes, daß im Blute das Geheimnis einer geistigen Erbschaft lag, die nicht überwunden werden konnte, am wenigsten bei d e n Teutonen, die sich in diesem Weltwinkel eine neue Heimat geschaffen hatten. Alle geistigen Verbindungswege mit der Urheimat des Frankenlandes waren zu jenen Tagen verschollen und vergessen. Man wußte damals nicht mehr, was man heute erschließt, daß die Sachsen zur Zeit Geysas II. nach Ungarn eingewandert waren; aber Honter fühlte sich verantwortlich für jenes Heimatblut und löste seine Aufgabe ohne Getümmel.

Fuchs hatte sich auch vom Amte eines Stadtrichters zurückgezogen. Nun widmete er sich auch mehr seinem Handwerk; das heißt, er schuf an den Bildwerken im Geiste mit, die seine Gesellen auf den goldenen schweren Humpen in Halbrelief erdichteten. Stundenlang feilte er und schliff an solch einem goldenen Körperlein, bis sich ihm die rechte Stellung des Hauptes oder des Armes so ergab, wie er es gewünscht hatte. Dabei gedachte er, daß es schwerer sei, Menschen zu formen, als das zähe Gold der getriebenen Arbeit. Das edle Metall gehorchte, wenn auch langsam, es blieb unter dem Willen des Führers, wie es war, edel, allen Säuren unzugänglich ... anders die unruhigen Menschen, sie vermochten sich nur schwer zur Einsicht zu gesellen, wie es die Not erforderte. Denn daß sein Volk noch keineswegs am Ende

seiner Nöte angelangt sei, erkannte er mit der feinen seherischen Gabe eines rechten Politikers.

Doch eines konnte ihn stärken.

Sie hielten fest zusammen, der Stadtpfarrer und der ehemalige Stadtrichter, und wenn man einen Dritten in diesem Bunde nicht vergessen darf, so geschieht es um der Gerechtigkeit willen, die vor Gott gilt. Und dieser Dritte war unser lieber Hieronymus Ostermayer.

Nachdem der Kater Poseydon eines zwar seligen, aber katerlichen Endes entschlafen war ... mitten auf dem Positiv hatte ihn der Tod überrascht ..., trug sein Herr Leid um ihn wie um einen treuen Freund. Er schaffte sich zwar einen andern Hausgenossen an, dieser aber vermochte niemals so anregend zu schnurren wie Poseydon, deshalb ließ ihn sein Herr auch nicht bis in solche Nähe des Herzens wachsen wie seinen Vorgänger ... Trotzdem schloß Ostermayer sich mehr und mehr den Himmel der Musik auf, den er gern und willig mit den beiden Freunden teilte.

So saßen sie oft auf dem Stadtpfarrhof zusammen.

Dieses alte Gebäude, einst den Brüdern vom Heiligen Leichnam gehörig, läßt nur wenig Himmel frei über den spitz zulaufenden Dächern und dem hellen Grau der Kirchenmauern. Man muß den Kopf hart nach oben renken, wenn man etwas sehen will vom Umlauf der Sterne. Da aber alte Leute gar oft keinen rechten Schlaf finden, lag dem Meister Johannes nicht viel daran, ob er mehrere Stunden auf dem Lager schlaflos zubrachte oder bis weit nach Mitternacht seine Horoskope und Planetenbahnen studierte.

In der letzten Zeit standen die Aspekte ungünstig. Irgendein Verhängnis schien ihm zu drohen, und als er gar den Stern der Liebesgöttin, die helleuchtende Venus, betrachtend, mit dem Bilde der längst verschiedenen Agnes begnadet wurde, fiel ein kühler Schauer auf seine Seele ... Diese Agnes hatte er in Wien ge-

liebt. Was hatte der Herr mit ihm noch vor? ... War sein Leben noch nicht ausgerichtet auf das eine Ziel des Hinscheidens?

In solcher Wirrsal holte er sich Trost im Gebet; er bot sich selbst Gott dar; des Leibes Opfer schien ihm gering, wenn es dem Volke nur Nutzen trug ...

Zahllose Bücher hatte Honter gedruckt, umgearbeitet, mit dem Stempel seines Geistes versehn. Ihm dünkte das Werk mühsame Kernerarbeit, und wenn er jetzt die Seiten durchblätterte, war ihm, als sei dies Tun nicht sonderlich eigenartig, oder gar voll des Heiligen Geistes. Nein, er hatte nur vermittelt, was er selbst empfangen, hatte in jüngere Hände geschaltet, was ihm vorgelegen. Auf dem leicht angestaubten Regal lagen sie aufgeschichtet, seine Bücher, die eigentlich doch nicht Werke seines Geistes waren, sondern die seiner Werkstatt. In jeder Zeile aber barg sich die unverrückbare Liebe zu der Nation. Jungfräulich war diese in den Herrensaal der Geschichte getreten, eben erst ständisch geworden. Wenn aber jedes Buch des Meisters ein Fünklein verbindenden Geistes in die zerstreuten Glieder der Sachsen geträufelt hatte, war der Zweck seines Lebens erfüllt.

Valentin Wagner war Rektor der neuen Kroner Schule. Auch heute saß er beim Meister und lauschte seiner Rede. Denn was Honter sprach, vermittelte der jüngere Freund den Schülern. Honter selbst war schon bei Lebzeiten fast zum Mythos geworden.

Da sagte Valentin Wagner: „Als Ihr im Jahre 1544 vor die Schulordnung gedruckt habt: ‚Gleich wie man in Gärten junge Bäumchen pflanzt, auf daß man, wo die alten abgehen, andere an ihrer Statt habe, also haben auch unsere Großväter erstlich von nöten geschätzt, daß die Jugend zu gemeinem Nutzen erzogen, und der Gottesdienst und christliche Ordnungen dadurch mögen erhalten werden — —', ahnte niemand, daß dies Werk so fein aufgehen wird. Siehe, schon lernen die Jungen auf der Schulbank, so uns werden auf die Schultern treten." — —

Honter blickte hinüber zum Katharinenhof und sprach:

„Sie kommen und gehn, so wie wir gekommen sind und gehn werden — ein ewiger Reigen, nicht abzusehn, eine Geschlechterfolge, aus dem Rätsel der Tiefe emporsteigend in die Höhe des Ungewissen, und du und ich, lieber Valentin, nichts als ein Glied ... ein Glied der Kette, die dich mit deinen Ahnen und deinem Volke verbindet ..."

„Und über all dem Geschehen der Fürst der Welt, der Tod", antwortete jener.

Honter blickte erstaunt dem jüngeren Valentin Wagner in die Augen; woher kam dieser Weltschmerz in die Zunge des Lateiners? Welche Erfahrungen vermochten ihn, den sonst so Lebensfrohen, zu diesem Geständnis zu bringen?

„Nein, Valentin, über all dem Geschehen der Herr Christus —", verbesserte Honter.

„Ihr habt recht, Meister, so man irdische Welt und Himmelreich in eines fasset; wenn jedoch der natürliche Ablauf des Lebens allein in Betracht kommt, erweiset sich der Tod als Fürst dieser Welt."

Honter versank in nachdenkliches Schweigen. Dann meinte er: „Als ich in Basel bei Froben lernte, kamen mir die Blätter in die Hand, so der große Holbein meisterlich ersonnen und geschnitten hat. Totentanz nannten sie es; es waren Bilder, daran man erkennen kann, wie sehr der Fürst dieser Welt groß und klein an der Hand nimmt und mit sich führet. Dank unserem Herrn Jesus ist es nit immer die Hölle, wo der Weg mündet, sondern das Himmelreich ... Ich kann solchen Bilderreigen nit vergessen und es liegt eine herbe Freud darin, daß wir einst alle gleicherweis abscheiden von der Herrlichkeit dieser Welt, sei es Kanzler oder König, sei es gelehrt oder tumb ..."

„Ich kenne die Bilder auch, Meister Johannes, sie sind meine stündlichen Begleiter, wenn der Hochmut mich anfallen will, sie

machen demütig und von Herzen sanftmütig, denn wir müssen unseres Endes stets gewärtig sein."

„Ich habe mir einige dieser Zeichnungen mitgenommen ... weiß nit, ob ich sie nicht einstens werde in unserer Offizin drucken lassen, damit unsere Bürger sich erfreuen, ob solch erschrecklicher und doch frommer Kunst."

Da faßte Valentin Wagner nach einem Blatt, das er bisher in einer Tasche verborgen hatte, und las:

„Staub und Asche sind wir und die Macht des Menschen vergehet,
gleich wie im Sommer der Duft schnell der Blume entfleucht
und wie dunkle Spur der regenbringenden Wolke
eilt das Leben rasch hinweg, wir wissen nicht, wie.
Alles macht gleich der Tod, der Tod, das Ende der Dinge.
Doch wer wacker gelebt, dem wird die Krone zuteil."

Honter hatte sich erhoben.

Er war es gewesen, der die alte Kirche zum Rückzug gezwungen hatte. Konnte es eine Zeit geben, in der das deutsche Evangelium von einer neuen Weltanschauung abgelöst werde? Nein, niemals ... da sei Gott vor.

Leise verabschiedete sich der ehemalige Schüler, der nun längst selbst Meister geworden war. Er fühlte den Flügelschlag des Ewigen in der niedrig gewölbten Kammer.

Als Meister Johannes allein zurückgeblieben war, entsann er sich, daß vor einigen Tagen der Zehntwein eingeliefert worden sei, den das Dominikanerkloster dem Stadtpfarrer von alten Zeiten her alljährlich leisten mußte. Auch heuer waren einige Krüge eingelaufen, wobei der Überbringer besonders auf eine blau gezeichnete Sorte hinwies, diese sollte von besonders feiner, lebenspendender Beschaffenheit sein und kränklichen Leuten Gesundheit schaffen.

Honter trank selten einen Tropfen Wein.

Heute fühlte er sich in seltsam bewegter Stimmung. Die Worte und Gedanken Valentin Wagners waren ihm zu Herzen gedrungen und ihm war, als könne er dem Tod wohl ins Angesicht sehen, da ja sein Lebenswerk geschehen war. Die Fügungen Gottes hatten sich seiner Persönlichkeit bemächtigt und sie zum Eingreifen in Siebenbürgen veranlaßt, nun war ihm, als habe sich der Sturm gelegt, und es erfülle seine Seele ein sanftes Säuseln, wie seinerzeit die des Propheten, der sein Angesicht vor dem Allmächtigen verhüllte.

Frau Anna brachte den Wein.

Honter schenkte zwei silberne Becherlein voll des tiefdunklen Trankes, der wie Blut durch die Öffnung rann. Ja, ja, die Dominikaner verstanden es noch immer, die Rebe zu keltern und den Wein zu verschneiden ...

„Ei, meine Anna, wie selten führt uns der Augenblick zu solcher Feierstunde ... meinest vielleicht, ich sei der Alte nicht mehr, weil

ich dich zu einem Becherlein Wein einlade und dich bitte, an meiner Seite zu sitzen? Doch heute ist mir zu Mute, als müsse eine große Traurigkeit in mir erwürgt werden, und da der Wein ein guter Sorgenbrecher ist und Martin Luther selbst zu ihm Vertrauen hatte, will ich heute mit einem Trunk die Ruhe der Nacht heimholen, die mich schon seit Tagen meidet."

Anna antwortete nicht. Ihre Art war die der schweigsamen und tätigen Weiber, die Gott zum Glanze ihres Geschlechtes geschaffen hat und nur selten seinen Auserwählten an die Seite sendet. Sie war zeit ihres Lebens nie in den Vordergrund getreten, und all seine Freude war die ihre gewesen. Sie lächelte mit ihm, litt mit ihm und war zufrieden, wenn in den vielen schmerzvollen Kümmernissen seines Lebens — wie selten, ach — ein kleiner Schimmer von Zufriedenheit aufleuchtete. So auch diesmal, sie konnte sich freilich die innern Zusammenhänge nicht erklären. Sie freute sich, ihre sanften braunen Augen leuchteten und sie nickte dem Gatten zufrieden zu.

Doch in dem Augenblick, da beide den Becher zu den Lippen führen wollten, scholl aus dem Garten ein heiserer Schrei. So ungefüg und gottverlassen, daß Anna entsetzt aufsprang und in der Richtung des Lautes in den Garten starrte, der das Haus umsäumte.

Auch Meister Johannes hatte das Becherlein auf den Tisch gestellt, ohne einen Tropfen zu nippen, die Wirklichkeit mit ihren Schrecknissen hatte das kurze Begehren nach Frieden in ihm jäh unterbrochen.

„Ist jemand da?" rief er hinaus.

Da erhob sich vor seinen Augen ein Mensch wie ein winselndes Tier, das ächzend heranschleicht ... in Männerkleidung des Bürgers und doch mit dem unsichern Gang eines Kuttenträgers ... Unaufhörlich rannen Tränen über die Augen des Eindringlings ... immer wieder hob er zum Reden an, immer wieder durchschüttelte

ihn ein Schluchzen nach dem andern ... Ganz nahe trat er an den Meister heran und umklammerte seine Knie, indem er abwehrend seine Hände nach dem Becher ausstreckte. Meister Johannes meinte, er sehne sich nach einem Labetrank und reichte ihm selbst den Becher; doch voll Abscheu wandte er sich ab.

In diesem Augenblick erkannte der Meister in ihm Liebkind.

„So sprecht doch deutlich, Herr Liebkind ... was führt Euch her ... redet!"

„Nicht ... nicht trinken!" rief jener, „es ist Gift darin ... es hätte Euch den Geist rauben sollen ..." Ein neuer Sturm des reuigen Schluchzens durchdrang den Körper.

Anna stieß einen leisen Schrei aus und blickte ängstlich in die rote Flüssigkeit ... Honter goß mit einem Ruck den Wein auf die Erde ... Sie wollten ihn vergiften, seine Feinde ... meuchlings ihm den Verstand rauben, ihm seine Überlegung nehmen, ihn geistig tot machen.

„Ihr redet furchtbare Dinge ... Liebkind, ist das wahr ...? Hier sollte Gift sein, das mich um die kostbare Gabe Gottes bringt?"

„Ich selbst tat die Tropfen hinein ... richtet mich nach Gutdünken, ich konnte es nicht ertragen, ein Mörder zu werden an Eurem Verstand, selbst um den Ruhm der Kirche ... nein, es sollte nicht sein, daß ich gegen einen Bruder des gleichen deutschen Blutes die Hand erhob ...

„So seid Ihr der Schuldige nicht allein ...? Steckt jemand anderer hinter dieser Tat?"

Von neuem warf sich Liebkind zu Boden ... aber seine Lippen erklärten flüsternd: „Martinuzzi ... gab mir den Vorsatz ein."

So also war Martinuzzis Schweigen zu erklären? Das Opfer in Sicherheit zu wiegen, um dann mit um so größerer Ruchlosigkeit zuzugreifen. Honter hatte sich gefaßt. „Erhebe dich, mein

irrender Bruder, und geh zurück in dein Kloster ... Gott hat dir zu rechter Stunde die Reue eingegeben, das andere mag der Herr richten, ich will's vergessen."

Liebkind erhob sich ungläubig. Ihm sollte verziehen sein? „Ihr habt mich gerettet, denn ich konnte den Gelehrten in Euch nicht töten, Meister Johannes, Ihr steht mir näher als ich dachte, ich liebte Euch von dem Tage an, da Ihr unserm Volke die Einheit brachtet. Und wenn ich Euch um eine Gnade bitten darf ... übergebt mich dem Richter ... mein Leben ist ausgelebt ... mir gebührt der Tod ..."

Honter blickte sinnend zu Liebkind.

War hier wieder jemand, der den Tod ersehnte?

Dann sprach Frau Anna: „Wie kamt Ihr herein?"

„Ich sprang über die Mauer und lauschte auf den Augenblick, da Meister Johannes sollte den Geist verlieren, so wurde mir aufgetragen, aber es litt mich nicht in der Stille zu verharren, und so habt Ihr meinen Laut vernommen ..."

„Geht ... geht ... lasset Euch nicht mehr erblicken ..." Liebkind haschte nach der Hand Honters und verließ den Raum.

Meister Johannes war in den Lehnsessel zurückgesunken.

Noch immer graute ihm vor dem furchtbaren Schicksal, das ihm seine Feinde zugedacht hatten. Vor dem Tode hatte er keine Angst, der Bruder mit Stundenglas und Hippe schien ihm keine Furcht einzujagen. Aber geistig zu veröden, langsam in Gedanken zu sterben, war ein Unternehmen so entsetzlicher Art, daß ihm vor Grauen die Zunge an dem Gaumen klebte. So also rächte sich die alleinseligmachende Kirche an einem Manne, der sich zu unterwerfen nicht bereit finden ließ ... Geistig tot! Entsetzlich ...! Seine geliebten Bücher und Karten in den Händen halten und dem Gedankeninhalt fernstehen wie ein Tier ...!

Vielleicht war ja in dem Tranke nichts enthalten, was Gift war? Vielleicht hatte sich der grausame Kanzler mit dem unglück-

lichen Phantasten nur einen Scherz erlaubt? Wer wollte die Wahrheit ergründen?

Ja, gewiß, so schlecht konnte selbst Martinuzzi nicht sein, solches wäre Frevel ohnegleichen gewesen.

Niemand erfuhr von dem Anschlag auf Honter eine Silbe, nur Fuchs erzwang sich Zugang zum Geheimnis des Meisters. Seit jenem Abend aber kränkelte Honter, als habe diese Torheit sein Innerstes aus der Gleichgewichtslage geworfen, als sei in dem Uhrwerk seines Leibes nicht weniger als in dem Herzen ein entscheidendes Rädchen ins Stocken geraten ... Honter, dessen Gesundheit niemals von großer Festigkeit gewesen war, begann zu siechen, niemand wußte wodurch ... niemand vermochte ihm zu helfen ... alle Arzneimittel versagten ... ein Fieber verzehrte sein Mark, auch ohne daß er den Todestrank genossen hätte.

Komm, süßer Tod!

Man schrieb das Heilsjahr 1549.
Der Stadtpfarrer Magister Johannes Honter lag auf dem Sterbebett.

Hieronymus Ostermayer wischte sich heimlich die Tränen von den Backen, unbewußt und unaufhörlich rannen sie ihm aus den Augen, seit er erfahren hatte, wie traurig es um den geliebten Meister stand. Vergeblich hantierten die Ärzte an Honters Lager, es war ein müdes Kommen und Gehn, ein stilles Sich-Zunicken, wie wenn das Ungeheure nicht zu fassen ist und man dennoch im Abschiednehmen übereinstimmt.

Niemand wußte, was dem hochwürdigen Herrn fehlte.

Die einen vermuteten die Folgen eines hitzigen Fiebers, die andern ein Leiden des Herzens, etliche wieder schlossen bei dem geheimnisvollen Verfall seiner Leibeskräfte auf ein geheimes, unbekanntes Leberübel, das ihn von innen her verzehre ... aber jedermann klagte, wenn es auch nicht Sache der kampffrohen Sachsen war, in unnützes lautes Jammern auszubrechen, sie fühlten, daß der größte Mann ihrer Tage von ihnen Abschied nehmen müsse.

Das kirchliche Wesen war einigermaßen geordnet, Luthers Reformation im Lande gesichert, und was andernorts durch Schwerter und Waffen gefördert war, blieb hier wie durch ein Wunder vor Blutvergießen bewahrt. Es gab in Siebenbürgen wegen Religionssachen niemals Krieg, ja nicht einmal Totschlag oder bewußten Mord, auch später nicht, bis in die Gegenwart. Die Ungarn waren auf dem Wege, reformiert zu werden, ihre Führer waren deutsche Männer, vor allem Kaspar Helt, aber bei den Teutschen hielt die lutherische Konfession wie eine feste Klam-

mer alle Blutsverwandten geeint zusammen. Die Nation war entstanden, das Volk für seine Zukunft im Werden gesichert.

Am 19. Januar hatte man über Kronen drei Sonnen und einen Regenbogen gesehen ... Hieronymus setzte einen Stoßseufzer neben die Anmerkung in seinem Chronikon: „Gott sei mit uns zu ewigen Zeiten, Amen!" Dann holte er sein Positiv heran und sang und spielte andächtiglich „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen" und gedachte dabei seines lieben Stadtpfarrers.

Seltsamerweise war der Januar nach einer entsetzlichen Kälte, bei der die Wölfe bis an die letzten Häuser der Stadt heranspürten und Beute suchten, urplötzlich so warm geworden, daß schier ein Gewitter niederging und sich nachher ein unvergleichlich schöner Regenbogen zeigte, aufgefächert in alle Farben, wie ein Blick in Gottes Paradies. Honter lag seither zu Bett. Vinzentius Schneider, der neue Stadtrichter, hatte einen Boten zu ihm gesendet mit der Bitte, ihm, dem Stadtoberhaupte, zu künden, was diese geheimnisvollen Zeichen wohl zu bedeuten hätten.

Honter lächelte in sich hinein, der Herr Stadtrichter war wohl ein geschickter Politikus, ein ehrsamer Tuchmacher aus der untern Burggasse, vermeinte aber in seiner Einfalt, Meister Johannes könne schier alles auf dieser Welt leisten: Kirchen bauen, Reformationen tätigen, Bücher drucken, Schulen errichten, Karten schneiden und vieles mehr noch. Ei, so könne er wohl auch die drei Sonnen deuten, die sich über dem Zinnenberge nach dem winterlichen Gewitter in voller Größe gezeigt hatten. Wie anderer Art war Herr Hannes Fuchs gewesen, dem derlei Horoskope niemals die Sinne verwirrt haben. Ließ ihm also sagen, er, Honter, wisse nicht, was Gott mit der Vaterstadt Kronen vorhabe, doch hoffe er, daß das Oberhaupt dieser Kolonia auch bei schreckhaften Ereignissen das Rechte treffen werde. Übrigens sei ihm sehr sterbensmüdiglich zu Mute und werde noch heute das Lager aufsuchen.

Darauf war Herr Vinzenz Schneider zu Herrn Fuchs gelaufen, und Herr Fuchs zu Herrn Draudt und Herrn Benkner und wie sie alle hießen und kamen schließlich selbstviert zu Herrn Magister Johannes in den Stadtpfarrhof. Frau Anna hatte keine Tränen in den Augen, der Kummer hatte ihre Züge mit tiefem Ernst beschattet. Niemand hatte zu ihr ein Wort vom Tode gesprochen und doch wußte sie alles mit dem echten Spürsinn des Weibes.

Auch Honter fühlte, was das Kommen der treuen Männer zu bedeuten hatte, und nahm es als selbstverständlich hin, daß sie seiner gedachten. Man scheute sich damals nicht, am Sterbebette vom Tode zu reden, denn man wußte sich in der Hand Gottes in ungleich höherem Maße als heutzutage.

Meister Johannes fühlte keine Schmerzen, nur eine unendliche Müdigkeit hatte ihn ergriffen, eine Müdigkeit, die nichts Irdisches mehr an sich hatte, vielmehr eine brennende Sehnsucht nach dem Himmel in sich trägt.

Sie grüßten ihn herzlich und reichten ihm schweigend die Hand. Er ergriff die Rechte Fuchsens für eine längere Weile als die der andern und seine Augen leuchteten mit einem Male auf, als wollte er mit allen Worten, deren er noch fähig war, dem ehemaligen Bürgermeister danken für seine sichere Hand und sein rechtschaffenes Herz. Fuchs blickte den Meister ebenso innig und wehmütig an, denn es fiel ihm sehr schwer, vom Freunde zu scheiden.

Das Wetter des 23. Januar glich einem wunderträchtigen Frühlingstage. Manchesmal geschieht es in den Südkarpaten, daß der drängende Süden Gewalt erhält über den Sturmwind des Nordens, so auch diesmal. Man fühlte die Nähe des Mittagslandes, und vielleicht lag in dem ungewöhnlichen Geschehen der Witterung ein Zeichen für das Nahen einer andern Welt. Frau Anna hatte das Fenster weit geöffnet, um den mühsamen Atem des Kranken mit reiner Luft zu stärken. Mächtig

brauste der Föhn vom Zinnenwalde her, der Chorgesang der Buchen antwortete in dröhnendem Liede der Himmelssehnsucht des Meisters entgegen.

„Wie fühlt Ihr Euch, ehrwürdiger Vater?" fragte zuerst Vinzenz Schneider, „habet Ihr etwelchen Auftrag für uns, damit wir ihn der Bürgerschaft ausrichten?"

Mühsam bewegten sich die Lippen Honters, bis er hervorbrachte: „Bleibt getreu . . .! Wachet . . . und betet . . .!"

Die Anwesenden neigten das Haupt. Sie sahen in den Worten Honters Vermächtnis an sein Volk. Nun mußten *sie* es hüten. Wollte doch Gott, daß es sich fortpflanze von Kind zu Kindeskind bis in ferne Tage.

Auch Valentin Wagner war erschienen, sein Antlitz war weniger von Leid umdüstert als das der übrigen Männer. Er war auf Honters Hinscheiden gerüstet und sah dem Tode gelassen in die Augen. Er fühlte, daß dieser Splitter des deutschen Volkes nun einer gewissen Zukunft angehöre, die ihm nicht geraubt werden könne, wenn es an das Mutterland gekettet bleibe mit Leib und Seele.

Als Meister Johannes den Rektor seiner Schule erblickte, ging ein freudiges Lächeln über seine verfallenen Züge.

„Valentin", flüsterte er, „hüte die Schule . . . *meine* Schule . . . ich war in meinem ganzen Leben immer nur ein Schulmann . . . in der Schule liegt unseres Volkes Kraft . . ."

„Es soll geschehen, Herr. Wie Ihr sprecht, so soll es sein; unsere Schule wird unser kostbarstes Gut bleiben . . .", bestätigte der Stadtrichter, und die andern pflichteten ihm bei. Sie haben ihr Wort vor der Geschichte selbstlos eingelöst.

Honter blickte seine Freunde dankbar an. Doch diese hatten für den sterbenden Meister noch eine besondere Überraschung bereit. Ein Brief Melanchthons war eben eingetroffen. „Lasset mir den Meister Johannes Honter besonders empfohlen sein. Ich gedenke

seiner immer wieder mit Freuden, hat er doch unseres evangelischen Glaubens Hort und Stärke im fernen Siebenbürger Lande mit besonderer Liebe gepflegt. Unser in Gott ruhender D. Martinus Luther dankte Gott immer wieder, wie doch der Herr dem Ungarlande in dem frommen Meister Honter einen wahren Apostel erwecket hat, und nun siehe, das ganze teutsche Volk im Osten hält sich an unsere Lehre, der Antichrist ist überwunden und aus dem Felde geschlagen im Geist. Freilich haben wir leiblich noch manchen Kampf zu durchfechten, wie auch ihr nicht ohne Sorgen der Zukunft entgegenblicket, denn der altböse Feind schnaubet mit Mord und Drohung wider die Schäflein Christi ohne Ende. Lasset uns euch deshalb empfohlen sein im Gebet und Trostwort untereinander im Geiste Christi ..."

Alle Anwesenden hatten unwillkürlich die Hände gefaltet. Sie wußten vom sogenannten Schmalkaldischen Krieg, von den Nöten des Kurfürsten von Sachsen, hatten Nachricht erhalten von den schweren Verwicklungen, die im Reiche im Zusammenhange mit den Religionsfehden aufgekommen waren, und zitterten in der Seele wegen dieses Geschehens, als sei ihr eignes Leben und Sein daran gebunden. Ja, so waren die Siebenbürger zu allen Zeiten Teile des Reiches.

„Auch bei uns in unserer lieben Heimat wird es noch manchen Streit geben, denn unser Erzfeind lebet noch und ist auf der Lauer ...", meinte Hans Fuchs ..., „mir wird gemeldet, daß er wieder mit Ferdinandus eifriger Briefe wechselt, daß er gleichzeitig mit den Türken Verbindungen angeknüpft hat und endlich sogar die Königin, seine alte Herrin, ins Land wieder heimzuberufen gedenkt. Ich sah zur Zeit, da ich jung war, am Hofe Karls V. einen welschen Tausendkünstler, der allerlei Zauberstück vollbrachte. Bald fraß er Feuer, bald steckte er sich ein zweischneidig Schwert ins offene Maul, bald verschluckte er Kröten und spie sie von sich; mir dünkt, unser Frater Jörg in Weißen-

burg ist diesem welschen Spielmann gleich. Auch er hält drei Eisen im Feuer. Wenn ihm nur nicht eines die Hand verbrennt, daraus er niemals wieder genesen kann."

Honter schien sich in dem anregenden Gespräch für einige Augenblicke erholt zu haben. Er hob das Haupt und sprach: „Von Fürstengunst ist wenig zu halten, sind wohl zu sehr auf ihre eigne Hausmacht bedacht ... Unsere Väter haben nicht ohne Grund den Adel, so man einstens Gräfen hieß, aus ihrer Mitte ausgerottet ... hütet euch vor Fürstengunst und Fürstenneid ... schützt das Gemeindewohl in unsern Mauern ... Gott sendet von Zeit zu Zeit Führer ..., denen schließt euch an, und wenn keine gesendet werden, so betet um solche Sendung ..."

„Herr, das heilige Mahl!" mahnte Valentin Wagner.

Honter nickte mit dem Kopfe leicht ... man hätte ihn nicht erinnern müssen, er wußte, was er seinem Glauben schulde ... ihm selbst brannte das Herz nach der Himmelskost ...

Und sie brachten Brot und Wein ...

Valentin im schlichten Bürgerrock kniete vor seinem Meister nieder und Hans Fuchs und Vinzenz Schneider ebenfalls ... Frau Anna stand seitab mit den Kindern, voll heiliger Scheu wagten sie nicht näherzutreten ...

Der Rektor betete einen lateinischen Psalm, den die andern eifrig mitsprachen, dann hob er deutsch und frei an: „Nehmt! Esset! so sprach unser Heiland beim Nachtmahl ... das ist mein Leib ..." Ihm selbst erschauerte die Rechte, als er die Hostie in des Meisters schmale Lippen schob und dieser, wie von seliger Vorahnung erfüllt, die Augen schloß.

„Nehmet hin und trinket alle daraus ...!" sprach er weiter, und sie tranken alle daraus, der Meister, Hans Fuchs, der Stadtrichter ... zum Schluß Valentin selbst. Ihnen deuchte die einfache Kammer des Stadtpfarrhofes verwandelt in einen Himmelssaal voll freudiger Empfängnis des Heiligen Geistes.

Auch Frau Anna trat heran und der älteste Sohn, sie alle empfingen die Himmelsspeise im Angesichte des Todes ...

Honter empfand keine Furcht vor dem Hinscheiden, zu lange schon war er darauf vorbereitet, nun war die leichte Erkrankung, an der er wenige Tage gelitten hatte, in die böse Todeskrankheit übergegangen.

„Ihr habt die Beichte vergessen, Magister", flüsterte Hieronymus Ostermayer.

„Mit nichten, Orgelschläger, er hat gestern schon andächtig gebeichtet und mir seine Sünden ... berichtet ... Weniges, weniges nur und aus längst vergangener Zeit, da er in Wien, Basel und Krakau lebte ... oder in Kronen zur Zeit der **Factio germanica** ..." Hieronymus nickte zufrieden, so war auch diesem Verlangen genüge getan.

Röchelnder und langsamer wurde des Meisters Atemzug. Sie legten ihm ein Tüchlein, mit Wein getränkt, über die Stirne und fragten ihn, ob er noch einen Wunsch habe, aber Meister Johannes vermochte nicht mehr zu antworten ... Da brach Frau Anna in ein leises Schluchzen aus, der Tag näherte sich der zwölften Stunde ... Eben überschritt die Sonne den Zenith. Wie von einer Ahnung geleitet, hatte Herr Schneider den Befehl gegeben, man solle heute ausnahmsweis mit der großen Glocke zu Mittag läuten, damit Meister Johannes, der von jeher am Klang dieser tiefen, herrlichen Gottesruferin seine herzliche Freude hatte, sie noch einmal hören könne. Nun wollte es Gottes Fügung, daß der Tod gerade in diesem Augenblick an das Bett des Stadtpfarres herantrat, als die sonoren, feierlichen Glockenschläge die Luft durchzitterten. Die Bürger sahen auf ... ließen ihre Hantierung stehn und strömten dem Rathause zu. Sie wollten erfahren, was dieser Klang der großen Glocke um diese ungewöhnliche Zeit für eine Bedeutung habe. Niemand hatte Parole ausgegeben und doch wußte es jedermann, daß für den geliebten Reformator die Todes-

stunde eingeläutet werde. Dann traten sie scheu und zögernd auf den Kirchhof, wo der Stadtrichter ihnen mit der Hand winkte, sie sollten stille sein und des Sterbenden letzten Kampf durch ihr Gebet erleichtern. Hunderte fielen auf die Knie und taten, wie ihnen geheißen war. Andere weinten laut um den Mann, der eben die Seele aushauchte. Er war ihrer aller Vater gewesen und niemandes Feind ...

Selbst den Wanderern auf dem Felde, auf Höhen den Hirten, in der walachischen Vorstadt meldeten die Klänge der großen Glocke Honters Todeskampf.

Als die letzten Glockenschläge über die Dächer hingeglitten waren, hatte das tapfere Herz des Meisters seine ewige Ruhe gefunden ...

Honter ist tot ...

Weiter und weiter reichte man sich die Nachricht: Honter, der Herr Stadtpfarrer, ist gestorben ... er hat das Zeitliche gesegnet ... er ist dahingeschieden ...

Niemand gedachte an diesem Tage mehr der Arbeit, sondern sie eilten alle zur Hauptkirche, um dort für den hochwürdigen Herrn zu beten und um ihn zu trauern. Still und friedlich, von Liebe umflossen, von Freunden umhegt, war des Meisters Seele abgeschieden ... seine Gegenspieler lebten noch ... Martinuzzi konnte nun freier atmen, aber auch über sein furchtbares Ende hatte die Vorsehung schon entschieden.

Während sich die Klänge der Glocke über die blätterlosen Winterstände des Buchenwaldes auf der Zinne immer höher ausbreiteten, stand ganz oben auf dem Zinnensattel ein verhutzelter, armer Walache, der den schönen Tag benutzt hatte, um Holz und Reisig für seine Hütte in Schei (rumänische Vorstadt) zu sammeln. Als er den Klang der großen Glocke vernahm, stutzte er und schlug dann andächtig das Kreuz auf griechische Weise ... Für dieses Volk der Hirten und Bauern war das Glockenläuten immer eine heilige

Honter ist tot ...

Angelegenheit. Er hatte keine Ahnung davon, was diese dumpfen Klänge für das Sachsenvolk bedeuteten ... vielleicht melden sie den Feind, vielleicht haben die Sachsen wieder eine Wahl ... sie wählen ja immer und streiten und sind dann doch wieder unerwartet einig ... was ging das ihn, den Badila, an, wenn er nur sein Reisig im trockenen hatte ...

Er erinnerte sich, daß der Pope den Rumänen einst verheißen hatte, diese schöne Sadt Kronen mit allen ihren Reichtümern und Schätzen, mit allem ihrem Handwerk und ihren Gottesgaben werde ihnen gehören, wenn einst die Junii (Jünglinge) in bunter Tracht dreimal um das Rathaus reiten dürften ... Im gleichen Augenblick lachte sich Badila selbst aus ... Nein, die Sachsen werden diese Mauern niemals hergeben, die Rumänen werden niemals Herr sein über diese Türme und Zinnen und Mauern und Gräben und Burgen ... nein, nein, nein ..., so dumm sind die reichen Sachsen nicht.

Dann wurde er ernst und gedachte seiner zwölf lebendigen Kinder ... Ja, die Herren Sachsen sind ein stolzes Volk, nur haben sie wenig Kinder. Eigentlich gehört der ganze Boden, so meinte der Popa, dem Urvolk der Hirten, denn sie haben die meisten Kinder ... aber vielleicht kommt doch einmal die Zeit, daß unsere Junii doch um das Rathaus reiten ... vielleicht werden wir doch einmal Herren sein auf diesem Grund ... wir haben Zeit ... wir haben Zeit ... So sinnierte das Männlein in Honters Todesstunde.

Hieronymus Ostermayer schrieb am gleichen Tag in sein Chronikon:

„Den 23. Tag Januarii am Mitttag die 12. Stund ist der fromm, gottesfürchtig Herr Magister Joannes Honterus, Pfarrer in Cronstadt, aus dieser Welt verschieden. Dieser Mann war ein Mann, seinem Vaterland zu dienen, und, was dem selbigen nutz, zu fordern und zu füerdern. Denn

er hat die Lehre des heiligen Evangelii und den rechten Gottesdienst allhie erst angericht und die deutschen Schulen reformiert zu nutz der Jugend und die Druckerei aufgebracht und des H. Heiligen Evangelii halben viel erlitten und ausgestanden von den Papisten oder vielmehr falschen Christen, und sonderlichen in seinem Pfarramt hat er nichts anders denn vieler Seelen Heil und Seligkeit gesucht. In Summa: ein fromb, demütig, lehrhaftig, ehrerbietig, niemand verschmähend, und darzu ein treuer Hirt seiner Schäflein, dessen Seel in der ewigen Ruh schwebt und lebet ewiglich! Amen.

Unter des Schwertes Schärfe

Wie ein brüllender Löwe ging das Kriegsschwert umher und erwürgte die Menschen im Lande Siebenbürgen. Krieg und Kriegswirren erschütterten den Boden. Wieder einmal hatte Ferdinand I., König von Ungarn und Bruder des Siegers im Schmalkaldischen Kriege, Gelüste, Siebenbürgen in seine Hände zu bekommen. Wieder nahten sich seine Truppen unter Thomas Nadasdy und unter dem Feldherrn Castaldo, um zu rauben und zu plündern.

Auf der andern Seite drohte der Türke, das unglückliche Fürstentum mit seinen Scharen zu verwüsten. Einem allein wäre es gegeben gewesen, in dieser Notzeit das Schiff des Staates mit Geschick weiterzuführen, Bruder Jörgen. Aber der Kanzler strauchelte und fiel, indem er sich in seine eignen Netze verfing.

Die Königin Isabella und ihr Sohn Sigismund hatten das Land verlassen. Sie sollten die Herzogtümer Ratibor und Oppeln erhalten nebst 100.000 Goldgulden zur Entschädigung. Gleichzeitig stellte man dem jungen Fürstensohn die Heirat mit einer habsburgischen Erzherzogin in Aussicht, alles dies war ein Werk der Staatskunst, die in Martinuzzi Gestalt gewonnen hatte.

Er konnte stolz sein ..., denn Isabella war wieder auf dem Heimweg.

Allerdings ... törichte Menschen meinten, der Kanzler sei ein Verräter, doch er strich, wie um sich zu beruhigen, mit leiser Hand über die rotseidene Robe, die ihn seit kurzem zierte: Georg Utjessenowitsch, Kanzler von Siebenbürgen, Bannerherr des römischen Reiches, war Kardinal geworden.

Dafür ließ sich schon einiges im stillen für die Kirche tun.

Indes war Meister Johannes gestorben ... Nun, Gottes Müh-

len mahlen langsam, aber sicher, dachte Martinuzzi, stets zu Gunsten der allein seligmachenden Kirche ... Gerade zu rechter Zeit hatte ihn der Teufel hinweggenommen, den buchdruckenden Ketzer ...

Es war im Schlosse zu Winz. Hier hatte Frater Jörg sich das Leben so eingerichtet, wie es ihm gefiel, hatte Mauern und Festungswerke aufgerichtet, wie sie die Sachsen bauten, hatte Schießscharten und Pechnasen zugemessen, wie sie kunstgerechter und listenreicher nicht hätten anderswo gezeigt werden können. Kurzum, Winz hätte eine Belagerung wohl ausgehalten, wenn Martinuzzi den Bau zur Zuflucht benötigt hätte.

Im Innern Zimmer und Säle, reich geschmückt und wohl geziert mit Teppichen. Der Kanzler schätzte solchen Belag der Wände und Fußböden. Bilder und Marmorwerke aus Venedig, der Vaterstadt seiner Mutter, herbeigeschleppt, umrandeten die Flurgänge, versteckte Türen, Fallen und Seitenausgänge schützten auf der Flucht. Man konnte nicht wissen, wann solche Schlupfwinkel von Nöten sein werden. Denn ganz sicher fühlte sich der Meister der Doppelzüngigkeit in seiner Behausung nicht mehr, seit der gewisse Honter nicht in Haft gestorben war. Ihm schien, als griffe er ins Leere, als kämpfe er mit einem Phantom.

Rings um das Schloß lag ein breiter Wassergraben ...

Des Abends erklangen tiefdunkle Stimmen aus dem sumpfigen Gelände, und Martinuzzi hörte ihnen gerne zu. Vielleicht waren es die Frösche, die ihren Abendgesang anstimmten, vielleicht auch andere geheimnisvolle Wesen, die nach dem Herrn dieses Hauses langten ... jedenfalls hörte und wußte die Besatzung mehr, als sie im Augenblick an die Feinde verraten durfte ...

„Hier, mein Sohn", sagte Martinuzzi dem altgetreuen Diener Zoltan, der seit Jahrzehnten im Schlosse diente ... „ein Weg steht vor dir, zurück zu dem Moldauer ... ein stiller, geheimer Weg, geleitet von fünf Mauleseln, die die Hälfte der Schätze

tragen, so in diesem Hause verwahrt sind ... Du mußt es auf dich nehmen ..."

„Zum Bassa in der Moldau, Herr ...? Das ist der sichere Tod! Erbarmt Euch mein, ich hab Euch redlich gedient ...!" flehte der alte Mann.

„Töricht, was du faselst ... es muß sein ... die Teutschen dürfen dieses Landes nicht Herr werden ... sollen die furchtbaren Spanier unter Castaldo ihr Fähnlein am Miersch aufstecken? ... Nein, eher der Türke über uns, als später der teutsche König. Den Muselman kann man bestechen, den Römischen Kaiser viel schwerer ... noch glaube ich an ein großes, einiges Ungarn, unsere zerrissenen Fetzen werden sich zusammenflicken lassen ... das Reich des heiligen Stephan ... ich werde es zusammenfügen ..."

„Verzeiht einer armen Dienerseele, ich küsse die Spitze Eurer Pantoffel, Eminenz, aber ich fürchte, ich werde meinen Ritt mit dem Leben bezahlen."

„Bist du feige ... Ungar, soll ich dir einen Hauptmann mitgeben von der Trabantenleibgarde? ... Damit alle Leute erfahren, wohin Martinuzzi seine Schätze sendet? ... Nun, es muß also geschehn."

„Herr, Zeichen und Wunder warnen vor böser Plage ... ein Weib hat ein Wesen geboren, weder Kalb noch Mensch und mit einem langen Schweinsrüssel. Solches geschieht nur zur Warnung ..."

„Hör auf mit deinem albernen Geschwätz ... ich befehle dir!"

Zwei Tage später wanderte der Alte, als Hirte verkleidet, den Karpatenübergängen zu. Die Würfel waren gefallen ...

Im Feldlager des österreichischen Generals Johann Baptist Castaldo war wenige Tage später Kriegsrat angesagt.

Schon wogten die Herbstnebel über den Niederungen der Miersch hin und her ... kühl und feucht war der Tag und kurz der Lauf der Sonne über den Himmel ...

Die spanischen Truppen fühlten sich während des Feldzuges in dem ausgeraubten und armgefressenen Lande sehr unwohl und begehrten entlassen zu werden, weil der Winter nahe. Auch fehlte es allenthalben an Tieren und Zugvieh. — Die drei deutschen Regimenter, die mit Castaldo und Nadasdy eingezogen waren, lebten in walachischen Dörfern nicht so, wie sie es sonst gewohnt waren. Es kochte und brodelte überall geheimer und offener Ingrimm über Ferdinand und den Kardinal.

Im Zelt des Kommandanten waren im Kreise einige Feldsessel aufgestellt, während der Feldherr selbst vor einem Tischchen saß und die Wechselrede leitete. Nur wenige Herren waren zu geheimer Verhandlung geladen: Thomas Nadasdy, Tomori, Graf Arriguola und der alte Feind des Schatzmeisters, Pödördi ...

Wie kam er her? Niemand wußte recht, was ihn zum Vertrauten des Spaniers gemacht hatte, dennoch, er saß da und schrieb, tat, was sonst seiner Faust am fernsten lag ... Noch immer bohrend seine Augen, in tiefem Schwarz; nur seine buschigen Brauen und das Haupthaar war im Laufe der Jahre erbleicht ...

„Ich habe die Herren zu mir gebeten", begann Castaldo in gebrochenem Latein (denn er sprach deutsch noch schlechter und magyarisch schon gar nicht), „um euer Urteil zu hören in einer Sache des Hochverrates ... Dieser wurde von einer hohen Person geübt und gegen eine noch höhere Person geplant, gegen unseren gnädigen Herrn und König Ferdinandus ..."

„Wer wagt solchen Verrat in Kriegszeiten?" fragte Graf Arriguola, indem er zornig aufsprang ... „Er verdient den Tod."

„Mäßigt Euch, Graf ..., es ist keine ordinäre Person, die uns heute zu schaffen macht, sondern einer der Größten dieses Landes."

„Wer denn?" forschte nun auch Tomori.

„Georg Utjessenowitsch, Thesaurius oder Schatzmeister Seiner königlichen Majestät ..." Schneidend und scharf erklangen die Worte des Generals. Wie erstarrt blieben den Herren die Sinne stehn. Wenn der Feldherr solches auszusprechen wagte, dann mußte eine vollgültige causa dafür vorhanden sein ... Deshalb verstummten sie.

Der General gab einen Wink, und ein Diener brachte einen Sack herbei ...; umständlich öffnete Castaldo die Schnur und hob für einen Augenblick ein menschliches Haupt empor. Alle erkannten die Züge des alten Zoltan, der dem Kanzler seit Jahren in Winz diente. So stark die Männer waren, es graute ihnen vor dem verzerrten Antlitz des Toten, denn hinter diesem enthaupteten Schopf sehen sie im Geiste die Maske des Utjessenowitsch ...

„Wir überfielen ihn auf dem Kamm des Gebirges ..., er war auf dem Wege zum Bassa, beziehungsweise zum Sultan, und

hier der Brief, damit ist alles gesagt." Er öffnete vorsichtig eine Pergamentrolle und las: „Dem großmögenden Herrscher aller Kaiser und Könige, dem erhabenen Großsultan in Istambul Beyoglu legt sein Haupt und seine Ehrerbietung der Hund aller Hunde, der Knecht aller Knechte, der Kanzler von Siebenbürgen zu Füßen.

Siehe, Herr, Deine Freunde werden von allen Seiten bedrängt ... Siehe, der freche Franke, so sich Ferdinand heißet und dessen Thron im Sturme Deiner Waffen hin- und herschwankt wie ein schwaches Rohr, greift nach dem armen Lande jenseits der Wälder. Komm und hilf uns! Und damit Du, Erhabener, merkst, wie sehr ich mein hündisches Leben Deiner Gnadensonne verdanke, schicke ich Dir hier aus meinem Goldschatz, über den Du verfügen mögest, als sei er Dir zugehörig, eine ganz bescheidene Gabe, wie sie sich für Deinen Sklaven ziemt. Herr, komm und hilf ... Gezeichnet Georgius de Utjessenowitsch ..."

„Was meinen die Herren dazu?" setzte der General fort ...

„Solches kann eine Fälschung sein ... und ein ungeheuerer Betrug, der dem Kardinal fernesteht ..."

„Wer einen Vaterlandsverräter verteidigt, kann selbst in schweren Verdacht kommen ..., überlegt das, Herr Kanonikus ..." Da schwieg Tomori, so weit ging seine Freundschaft nicht.

Nur Pödördi horchte gespannt auf das weitere Geschehen ... So neigten sie alle das Haupt, und das bedeutete den Schuldspruch. Georgius Utjessenowitsch war zum Tode verurteilt ...

„Sendet mich, Herr, daß ich ihn gefangennehme!" begehrte Pödördi.

„Dazu bleibt keine Zeit, solch ein Mann ist imstande, durch seine Redeklugheit uns alle zu betören und sich den Strick vom Halse zu schwatzen, nein, hier heißt es rasch handeln, nach Kriegsgebrauch zugreifen und zustoßen, wie es für einen Verräter nötig ist."

„Ohne Gerichtsverhandlung ist in Siebenbürgen niemals eine Adelsperson hingerichtet worden", wendete Thomas Nadasdy ein.

„Hier gilt die Ehre und der Erfolg des Königs. Was kümmern mich eure ewigen Privilegien ... Er muß sterben, und zwar noch in dieser Nacht ..."

Lautlose Stille erhob sich, draußen rasselten die Gewehre der Posten, Habsburgs Macht lag vor den Toren und hielt Wache über alles, was im Lande geschah. Wehe, wer sich ihm entgegenstellte. Hier gab's keinen Ausweg.

Noch einmal wagte Tomori einen Einwand: „Bedenkt, Herr General, der Mann, der hier gerichtet werden soll, ist Kardinal der Kirche, also nicht unserer Gerichtsbarkeit untergestellt. Der Heilige Vater ..."

„Nichts mehr davon, ihr Herren. Ich bin als General gewohnt, meine Befehle rasch und pünktlich ausgeführt zu wissen ... Der Kanzler Siebenbürgens ist ein Verräter und stände an seiner Seite der Engel Gabriel, hier gilt kein Pardon. Wollt ihr's nicht selbst besorgen, so werden meine Küraſſiere sichere Arbeit leisten ..."

„Ich will es tun ..., ich, der ehemalige Hauptmann der Leibgarde, die um König Hans war ..., ich will's tun ..., gebt mir einige Hellebardiere mit."

Pödördi hatte sich vom Sitze erhoben, kreidebleich war sein Gesicht. Vielleicht freute er sich, nun nach endlosen Jahren abrechnen zu dürfen mit dem Gegner ..., freute sich, daß Königin Isabella ihren Quälgeist los wurde.

„Eure Tat soll wohl belohnt werden, Pödördi ..., ich will's dem König berichten", sagte Castaldo. Der alte Hauptmann aber tat, als höre er diese Rede nicht, sondern senkte nur zum Einverständnis das Haupt. So war der Tag gekommen, an dem Rache genommen werden konnte für alle Missetat dieses geistesgewaltigen und doch so torhaften Mannes.

*

Frater Jörg saß wieder allein in seiner Beratungskammer zu Winz. Seit dem Tage, da der alte Zoltan das Schloß verlassen hatte, wagte er sich nicht mehr aus den Mauern seiner Burg. Sie mußte ihn schützen vor den beiden Gewalten, die er noch immer gegeneinander auszuspielen beabsichtigte.

Doch die Nachricht vom Diener Zoltan blieb aus ... Tag um Tag verging, und nichts wurde gemeldet. Wie oft schaute Utjesjenowitsch über den breiten Schloßgraben hinüber auf die Hügel und den Strom. Wie oft meinte er in dem ersten besten walachischen Hirten, der die ferne Straße heraufzog, den ersehnten Boten zu erkennen, aber es war jedesmal eine Täuschung, jedesmal ein Mißverstehen ... Da erhob sich in ihm eine gewaltige Unruhe. Durch eine besonders feine Einfühlungsgabe, die ihm von Jugend auf geschenkt war, ahnte er, daß ihm Unheil bevorstehe. Er sandte nach Tomori, doch dieser erschien nicht, er sandte zu seinem Obristen, der die Leibwache im Schloß Winz befehligte, doch dieser war nirgends zu finden, und nur drei oder vier Trabanten waren zur Hut der Tore vorhanden ... Unter solchen Umständen überzeugte sich Frater Georg, ob die Ausgänge, die er heimlicherweise hatte legen lassen, gut verschließbar und leicht zugänglich seien. Alles fand er in Ordnung ... Dennoch, seine Nüstern weiteten sich, als röchen sie das herannahende Gewitter.

Der Kardinal hatte seine rotseidene Amtskleidung abgelegt und saß in der braunen Mönchskutte im Arbeitssessel. Noch immer liebte er diese seine Kutte am meisten. Zwar war er sehr stolz auf sein Prunkgewand, aber wenn er arbeiten wollte, bedurfte er des schlichten Kleides. Und er hatte heute viel zu arbeiten. Die allgemeine Insurrektion mußte ausgeschrieben werden. Wieder mußte das blutgezeichnete Schwert durchs Land getragen werden, damit alle Stände, auch die Sachsen, sehen mögen, wie groß die Gefahr war, in der die Republik schwebte. Merkwürdig, wenn das Kriegsschwert gezeigt wurde, waren es immer nur die Deut-

schen, die sofort ihre Kriegsknechte stellten, die Ungarn und Szekler ließen sich Zeit. Ob sie's auch diesmal täten, gegen Ferdinand ...? Ihm war, als richte sich die Stimme des Volkes gegen den Habsburger ..., selbst die Sachsen hielten es nicht mehr mit ihm ... Unter solchen Umständen wäre ein Bündnis mit den Ketzern im Augenblick sogar erwägenswert ..., mit den Sachsen mußte man gehn ...; ja, gewiß, mochten sie in des Teufels Namen lutherisch sein ..., er werde beide Augen zudrücken, jetzt, wenn Honter tot war, werde selbstverständlich auch sein verrücktes Lebenswerk zugrunde gehen ... Aber auch aus Kronstadt und Hermannstadt lagen keine Nachrichten vor. Es war seit einigen Tagen, als verschließe sich die Welt gegen ihn, wie mit wollenen Tüchern verhangen, kein Echo, kein Laut ...

Und Castaldo im Lande ...! Sollte dies der erste Fehler in seiner politischen Laufbahn gewesen sein ...? Mit dem Kaiser war nicht zu spassen. Martinuzzi raffte sich empor ... „Ich werde mit diesen tollen Kriegsknechten auch fertig werden ..., mit Gottes und des Papstes Hilfe ..., der Geist muß doch triumphieren über brutale Kraft ..."

Martinuzzi trat an den Betschemel heran. Dieses Möbelstück stand seit langem unbenützt in der Kammer. Der hohe Herr Thesaurius, wie man ihn in Siebenbürgen nannte, fand keine Zeit für derlei innere Aussprache mit Gott. Jetzt aber, da er von Sorge erfüllt war, da jede Nachricht über den entsendeten Boten fehlte, machte es die Unruhe in Frater Jörg, daß er dennoch niederkniete und mit dem Rosenkranz die Zahl der Vaterunser abbetete ...

Da war es, als trüge die Nacht einen leisen Ruf durch die Dunkelheit ..., gedämpft ..., kaum vernehmlich, doch für ein geübtes Ohr deutlich hörbar.

Martinuzzi horchte auf ... Wer rief ihn an?

Im nächsten Augenblick war er an das Fenster getreten und hatte die Scheibe geöffnet ... Ernst und ruhig, einem Weiher

gleich, lag der mit Wasser gefüllte Schloßgraben zu seinen Füßen, nichts rührt sich ... Da ... ein zweites Mal ein Ruf, einer Unke vergleichbar, und doch deutlich als Stimme eines Menschen zu erkennen. Im gleichen Augenblick flog ein Gegenstand zu ihm herüber. Es mochte ein Stein sein, an dem ein Papierstreifen

hing ... Martinuzzi öffnete die Hände ... Zu kurz ..., der Stein prallte über dem Fensterkreuz ab und rollte in die Tiefe ... Der Kanzler vernahm deutlich sein schweres Aufklatschen im Wassergraben des Schlosses.

Was war das ...? Wollte ihn jemand warnen ...? Sollte auf diesem ungewöhnlichen Wege eine Botschaft zu ihm gelangen, die auf andere Weise nie bis zu ihm hätte dringen können? Noch einmal beugte sich Martinuzzi hinaus und ahmte geschickt den gleichen Ruf der Unke nach. Alles aber blieb still, nichts rührte sich ... Da erfüllte den alten Mann im Mönchskleide der erste Schrecken einer Todesahnung, wie er sie in seinem Leben noch nie wahrgenommen hatte ... Ein Frösteln durchrüttelte ihn und er griff in alter Gewohnheit der Italiener nach der Berlocke seines Talismans, es war ein einfaches Stück eines Ziegenhorns seiner Heimat, das er stets unter dem Hemde bei sich trug. Zu oft schon war in Siebenbürgen dieser oder jener der führenden Männer eines Tages im Straßengraben, von Räubern überfallen, tot aufgefunden worden ... Solch ein Amulett vermochte den bösen Blick abzulenken, der in dieser Minute von irgendwoher aus der Ferne auf ihn gerichtet war und sein Verderben vorbereitete ...

Dann trat er vor die Tür. Wo war die Wache? Hatten sie wieder seine Kammer unbewacht gelassen und waren heimlich entschlüpft, um sich unten im Wachzimmer zu besaufen?

„He ...! Ho!" rief er hinunter in den Flur. Dumpf schallte das Echo zurück ..., kein Mensch antwortete.

Endlich erhob sich von unten her der schwere Schritt der Trabanten. Drei Männer stiegen die Stufen empor. Krachend antwortete jede einzelne Stufe auf den sporenklirrenden Auftritt der Trabanten. Immer höher, immer höher ... Törichte, ungehorsame Männer, wie oft hatte er ihnen geboten, nächtlicherweile leise aufzutreten ..., doch umsonst, diesen siebenbürgischen Bären vermochte man keine Manieren beizubringen ...

„Wir kommen!"

„Kommt ihr endlich, ihr versoffenen Schweine!" schrie er ihnen entgegen ..."

„Wir kommen!" war die Antwort, ernst — unbewegt.

Martinuzzi war in seine Kammer zurückgetreten. Nun war er endlich beruhigt, seine Leibwache stand wieder vor der Türe, ihm konnte kein Leides geschehen ...

Er setzte sich vor den großen Tisch und griff nach den Akten.

Da öffnete sich die Türe und Pödördi stand vor ihm. War das nicht ein Traum? Sein Todfeind hier im Schlosse? ... Hinter ihm zwei Kriegsknechte mit hocherhobener Hellebarde, also nicht seine Leibwache ..., er wollte schellen, eine gebieterische Handbewegung des Hauptmannes machte ihn erstarren ... Das war der Tod ..., mit einem Male war ihm bewußt, daß diese Männer nicht in freundlicher Absicht kamen, alle Zusammenhänge waren ihm klar ... seine Leibwache fehlte, sein Leben war verwirkt ...

„Wie wagt Ihr es, hier ungemeldet vorzudringen ... Herr Hauptmann Pödördi, ich habe Euch schon vor Jahren mein Haus verboten ... Ihr seid sehr kühn." Seine Stimme ließ nichts von Angst erkennen, er hatte sich in der Gewalt.

„Ich komme in eines Höhern Auftrag ... Mönch ..., hier hast nicht du zu entscheiden, sondern der Herr ..., die Herrin!" fügte er etwas leiser hinzu, „der du das Herz und die Herrschaft geraubt hast ..., da lies!"

Er reichte Martinuzzi ein Schreiben hin, das in umständlichen Worten über ihn selbst das Todesurteil sprach. Von Verrat an der geheiligten Majestät des Königreiches ..., von Verrat am Haupte der Christenheit ..., von bösen Praktiken und falschen Schlichen redete das Papier ... Martinuzzi mußte lächeln. „Das nennt Ihr falsche Schliche ..., nennt es Verrat ..., was einzig auf Ungarns Freiheit abzielt? ... Ihr Toren! ... Wie plumpe Esel vernichtet Ihr ein feingesponnenes Spiel der Kräfte, an dessen Ende dennoch der Sieg des Willens steht ..."

Noch immer wartete Pödördi. Frater Jörg sollte wissen, warum er zu Tode befördert werden mußte. Da meinte Martinuzzi: „Ich werde mich vor dem Gericht zu verantworten wissen."

„Hier gibt es kein Gericht ..., hier gibt es nur den Tod ...", sprach Pödördi ..., „zu oft und mit zu großer Langmut hat man deine Verteidigung angehört ..., nun ist es aus ..., sprich dein Sterbegebet!"

„Also, Henker seid ihr ...! Ha ... Ha ... Ha ...!" Ein grauenvolles Gelächter durchbebte den Kanzler, endlich riß er sich zusammen. „Wagt es nicht, mir ein Leides zuzufügen. Ich bin Kardinal der Kirche ..., stehe unter dem persönlichen Schutz des Heiligen Vaters ..."

„Ich sehe vor mir nur einen elenden Mönch ..., der zum Schaden des Vaterlandes dem Großherrn einen verräterischen Brief geschrieben hat ..., der meiner Herrin ... Gram ins Herz geträufelt hat ..., solch ein Teufel muß vertilgt werden ..."

„Verliebter Büffel du! Laß die Weiber aus dem Spiele!" spottete Martinuzzi.

Pödördis Augen begannen wütend zu funkeln, er verlor für einen Augenblick die Besinnung und in dem roten Blutrausch, der seine Sinne umloderte, griff er an seinen Gürtel und entblößte den Dolch.

Martinuzzi war in den hohen Lehnstuhl zurückgesunken, vor der Wut dieses Mannes gab es kein Zurückweichen ..., es war uralte Liebeseifersucht, die den Hauptmann auch heute erfüllte.

Einige Minuten stierten sie einander an. Für Martinuzzi verwandelte sich das Antlitz des Hauptmannes in die Züge Petrovichs, des ewigen Todfeindes. Er hatte ihn des Landes verwiesen. Siehe, hier stand sein Abbild wieder in anderer Gestalt vor ihm, diesen Pödördi hatte er geschont ..., man soll niemanden schonen, gegen den man Verdacht hat ...

Da hob Pödördi die Hand und warf den Dolch mit einem

fürchterlichen Fluch auf Martinuzzi. Er traf nur zu gut. Mitten ins Herz spießte sich das Mordwerkzeug und lähmte jede Gegenbewegung des Kanzlers. Langsam erlosch der haßerfüllte Blick Martinuzzis. Er war auf Pödördi gerichtet, nun flackerte er ins Leere, das gebrochene Auge eines Sterbenden ..., ein paar röchelnde Atemzüge, dann war es still im Hause ...

Pödördi war zur Besinnung gekommen und trat an den Toten heran, um sich zu überzeugen, ob er wirklich gestorben war. Unbeweglich der Leichnam ..., weit, fast behaglich zurückgelehnt im Lehnstuhl lag er ..., so fanden ihn die Diener am Morgen, als die Mörder längst abgezogen waren.

Es war strenger Befehl, den Toten nicht anzurühren, er lag tagelang in sich zusammengesunken vor seinem Schreibtisch ... Das Todesurteil wurde nachher vom König genehmigt. Der Papst hatte über Castaldo den großen Kirchenbann ausgesprochen, doch gelang es dem Kaiser, seinen verdienten Feldherrn wieder zu lösen. Martinuzzis Leichnam blieb nachher wochenlang in einem Schragen unbeerdigt liegen, bis sie ihn endlich verscharrten. Das war das Ende von Honters Gegner.

Ausblick

Ueber die weiteren Schicksale der Siebenbürger Deutschen sei berichtet, daß Ferdinand sich trotz dieses Mordes nicht in den vollen Besitz des Landes zu setzen vermocht hat. Castaldos zügellose spanische und fremdländische Banden mußten Siebenbürgen wenige Jahre später verlassen, und die Fürstin und Königin Isabella kehrte mit ihrem Sohne Sigismund Zapolyai wieder ins Land zurück. Siebenbürgen wurde ein Wahlfürstentum unter türkischer Schutzherrschaft für 150 Jahre.

Diese Zeit der Plage und der furchtbarsten Erschütterungen, da die eigenen Fürsten insonderheit gegen die Sachsen wüteten, fand aber die Deutschen schon fest geeint vor. Sie vermochten erfolgreich Widerstand zu leisten, sie waren zusammengeschweißt in eine ständische Nation, weil sie eines Glaubens und eines Rechtes waren. Honters Aussaat trug herrliche Früchte ... sein Erbe blieb erhalten.

Erst mit dem Zusammenbruch der türkischen Herrschaft in Ungarn, nach den Siegen des Reichsfeldherrn Prinzen Eugen von Savoyen, kehrte Siebenbürgen heim an Habsburg und damit an das Heilige Römische Reich Deutscher Nation (1689).

Dem großungarischen Staate und seinem liberalistischen Regime ist es vorbehalten geblieben, die uralte Rechtsordnung, die z. B. auch den Juden die Einwanderung im Sachsenlande verbot, zu vernichten. Durch ein Gesetz vom Jahre 1878 wurde der Königsboden (Munizipium Sachsenland) zerschlagen, die uralten Rechte der Einwanderer aufgehoben und der „Freiheit" der andern zugänglich gemacht.

Der gesamte Kampf der Sachsen geht heute um die Erhaltung der eignen Schule, die Honter gegründet hat. Solange diese

Schule als Kirchenschule besteht, lebt das Sachsenvolk in Siebenbürgen. Wird diese lutherische Schule zerstört, so ist es mit dem deutschen Vaterunser, das heißt mit der deutschen Muttersprache und deutschem Brauch zu Ende. Das war Honters Großtat, solche Schule und solche Kirche geschaffen zu haben, die bewußt nationalen Charakter hatte. Darum gilt er auch heute als größter Sachse, vielleicht auch als bedeutendster Auslandsdeutscher, der in seinem Volke die Grundelemente geschaffen hat, auf denen sich ein gesundes deutsches Siedlungswesen im Auslande aufbauen und halten kann. Das zu zeigen, war die Absicht des Verfassers.

*

Wie des öfteren in den vorangehenden Zeilen erwähnt, war Johannes Honter auch ein Meister des Holzschnittes. Zwei Arbeiten seiner Hand schmücken dieses Buch. Der Holzschnitt auf Seite 7 stellt das Wappen des Königs Zapolyai dar. Die Vignette auf Seite 11 ist das vom Meister geschnittene Druckerzeichen der Honterus-Presse. Das Druckerzeichen zeigt das Wappen von Kronstadt. Der Originaldruckstock befindet sich heute im Besitze der Bücherei der Honterusschule in Kronstadt.

Die Abdrucksmöglichkeit der Holzschnitte verdankt der Verlag dem Entgegenkommen der Buchdruckerei Johann Götts Sohn in Kronstadt. Dieser Firma war es vergönnt, als Inhaberin der alten berühmten Honterus-Druckerei im Jahre 1933 den vierhundertjährigen Geburtstag des Unternehmens feiern zu können.

455447

LG Hajek, Egon
H1543m Meister Johannes.

DATE.

NAME OF BORROWER.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED